

ZAK | Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft
und Studium Generale
Centre for Cultural and General Studies

Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft

13

Globale Handlungsfelder. Medien – Politik – Bildung

Caroline Y. Robertson-von
Trotha (Hrsg.)

Joan Kristin Bleicher
Stefan Bucher
Michael Haerdter
Andreas Hepp
Thomas Göller
Larry F. Martinez
Christine Mielke
Matthias Otten
Caroline Y. Robertson-von
Trotha
Waldemar Vogelgesang
Günter Hans Walter



universitätsverlag karlsruhe

Globale Handlungsfelder. Medien – Politik – Bildung

Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft

Heft 13

ZAK | Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft und Studium Generale

Centre for Cultural and General Studies

Universität Karlsruhe (TH)

Herausgeberin der Reihe:

Caroline Y. Robertson-von Trotha

Copyright:

Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft
und Studium Generale

Universität Karlsruhe (TH)

76128 Karlsruhe

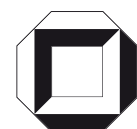
Bezug früherer Hefte:

über obige Adresse

Globale Handlungsfelder. Medien – Politik – Bildung

Caroline Y. Robertson-von Trotha (Hrsg.)
unter Mitarbeit von Christine Mielke

Joan Kristin Bleicher
Stefan Bucher
Michael Haerdter
Andreas Hepp
Thomas Göller
Larry F. Martinez
Christine Mielke
Matthias Otten
Caroline Y. Robertson-von Trotha
Waldemar Vogelgesang
Günter Hans Walter



Herausgeberin Heft 13: Caroline Y. Robertson-von Trotha

Redaktion: Christine Baur, Jasmin Halt, Jana Lange, Christine Mielke,
Svenia Schneider

Umschlagfoto: Marcus Hofmann „Balance“ für photocase.com

Impressum

Universitätsverlag Karlsruhe
c/o Universitätsbibliothek
Straße am Forum 2
D-76131 Karlsruhe
www.uvka.de



Dieses Werk ist unter folgender Creative Commons-Lizenz
lizenziert: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de/>

Universitätsverlag Karlsruhe 2006
Print on Demand

ISSN: 1860-4250
ISBN-13: 978-3-86644-067-8
ISBN-10: 3-86644-067-7

Inhaltsverzeichnis

<i>Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft</i> Vorwort zur Heftreihe	9
--	---

<i>Caroline Y. Robertson-von Trotha</i> Vorwort	13
--	----

Medien

<i>Joan Kristin Bleicher</i> Kulturproduktion und -reproduktion des Fernsehens	17
---	----

<i>Andreas Hepp</i> Kulturelle Identität, Fernsehen und das Wohnzimmer: Identitätsartikulation zwischen lokalen und translokalen Ressourcen	39
--	----

<i>Christine Mielke</i> Theatrum mundi. Die Entwicklung der Seifenoper zum globalen Format	75
--	----

<i>Waldemar Vogelgesang</i> Mediale Fangruppen und kulturelle Differenzierung	113
--	-----

Politik und Kultur

<i>Thomas Göller</i> Normativität der Menschenrechte im Zeichen terroristischer Gewalt?	149
---	-----

<i>Michael Haerdter</i> Networking	171
---------------------------------------	-----



Larry F. Martinez
The Commercialization of Democracy:
The Rise of the Political Industrial Complex 187

Günter Hans Walter
Globaler Technologiewettbewerb
und gesamteuropäische Kultur 205

Caroline Y. Robertson-von Trotha
Public Private Partnership.
Gesellschaftspolitische Verantwortung neu gedacht 219

Bildung

Stefan Bucher
Interkulturelle Kompetenz
als Bildungsziel der Hochschulen 251

Matthias Otten
Institutioneller und kultureller Wandel als Parameter
der Internationalisierung im Hochschulsektor 267

Die Autorinnen und Autoren 291

Anhang 299

Zusammenfassung der Plenarvorträge von Chris Rojek,
Lila Abu-Lughod, John Tomlinson, Jonathan Friedman

Grußwort des Ministers für Wissenschaft, Forschung
und Kunst Baden-Württemberg Klaus von Trotha zum
10-jährigen Bestehen des Interfakultativen Instituts
für Angewandte Kulturwissenschaft

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Karlsruhe
Heinz Fenrich

Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft

Vorwort zur Heftreihe

Die 'Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft' sind ein etwas anderes Periodikum – anders im Sinne einer Konzeption, die verschiedene Öffentlichkeiten ansprechen möchte, wissenschaftliche wie allgemein interessierte. 'Public understanding of Science' wird dieser Anspruch genannt, der sich aus dem Wunsch nach einer Vermittlung zwischen den traditionell oft unverbundenen Sphären der akademischen Forschung und den Diskursen und Kommunikationsformen der außeruniversitären Gesellschaft entwickelte.

Das Konzept dieser 'Öffentlichen Wissenschaft' wird von der Vorstellung getragen, dass auch interessierte Laien und nicht nur ein Fachpublikum an akademischer Forschung partizipieren können sollten und dass die gesellschaftliche Relevanz von Forschungsinhalten und -ergebnissen nachvollziehbar aufbereitet sowie kritisch zur Diskussion gestellt wird.

Konkret umgesetzt wird dieser Anspruch zunächst durch aktuelle Fragestellungen oder übergreifende Themenzusammenhänge, die durch eine facettenreiche Darstellung auf wissenschaftlicher, alltagspraktischer und – als wichtiger Bestandteil – auch künstlerisch-ästhetischer Ebene neue Zugangsmöglichkeiten erfahren. Mit diesem Konzept führt das Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft und Studium Generale (ZAK) der Universität Karlsruhe (TH) seit über einem Jahrzehnt erfolgreich Veranstaltungen an verschiedenen inner- wie außeruniversitären Orten durch; besonders die alljährlichen 'Karlsruher Gespräche' – mit initiiert von Professor Hermann Glaser, dem das ZAK sehr viel an kreativen Ideen verdankt – sind eines der dauerhaften Verbindungsglieder von Universität und Öffentlichkeit. Die vorliegende Heftreihe hat



daher auch die Aufgabe diese 'Live-Erlebnisse' zu dokumentieren und komplettieren. Aus diesem Grund wurden die 'Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft' 1996 ins Leben gerufen und stellen als Heftreihe ein breites Themenspektrum im Kontext kultureller Fragestellungen in Theorie und Praxis vor. In diesem Rahmen werden über die Dokumentation der 'Karlsruher Gespräche' hinaus auch weitere Veranstaltungsergebnisse und Themen des ZAK aufgegriffen und – der bewährten Methodik der Heftreihe verpflichtet – publiziert.

Beginnend mit Hermann Glaser haben wir zum einen diese besondere Form der Veranstaltungen und zum anderen, darauf aufbauend, diese Art der Publikationsweise entwickelt. Hierbei geht es uns um drei Zielsetzungen:

- Mit unserem Bemühen um eine öffentliche Wissenschaft wollen wir über komplexe Zusammenhänge informieren und die Öffentlichkeit für wissenschaftliche Fragestellungen gewinnen. Wir wollen zum Verständnis beitragen aber auch zum Dialog zwischen Universität und Gesellschaft.
- Durch die interdisziplinäre, meist auch interkulturelle Zusammensetzung der Autorinnen und Autoren unserer Publikationen hoffen wir neue Perspektiven innerhalb der Wissenschaften anzustoßen.
- Mit der Einbeziehung von Expertinnen und Experten aus der Praxis wollen wir den Austausch zwischen Theorie und Praxis verstärken.

Dadurch wird auch ein weiterer Anspruch umgesetzt, den sich das ZAK seit seiner Gründung 1989 als Arbeitsstelle, später als 'Institut für Angewandte Kulturwissenschaft' als Auftrag gestellt hat: ein konstruktiv und produktiv gewendeter Umgang mit dem – wie noch 1996 kritisiert wurde – "Zauber der Unschärfe" (Die ZEIT, Nr. 48), der der jungen Disziplin anhaftet. Denn was unter Kulturwissenschaft genau zu verstehen ist, wie sie sich gegenüber

Vorwort zur Heftreihe

anderen Disziplinen abgrenzt, was ihre ureigensten Inhalte und Aufgaben sind, wird am ZAK als fortdauernde Motivation und Chance begriffen. Mit der Methode eines interdisziplinären, sich nicht in Fachgrenzen pressenden Forschens und Lehrens, eines Arbeitens, das in aller erster Linie problemorientiert ist, werden theoretische Ansätze wie praktische Anwendungen verschiedenster Wissenschaftsdisziplinen und Gesellschaftsbereiche mit einbezogen. In Verbindung mit dem bis heute entwickelten kulturwissenschaftlichen Handwerkszeug entsteht eine Angewandte Kulturwissenschaft mit Raum für neue Erkenntnisse und Lösungen. Kulturwissenschaft als ein Ganzes, das in der Summe seiner Teile – Perspektiven, Ansichten, Traditionen – fruchtbar wird und Erkenntnisfortschritte birgt. Dafür soll die vorliegende Heftreihe 'Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft' Zeugnis und Quelle sein.

Caroline Y. Robertson-von Trotha

Globale Handlungsfelder Medien – Politik – Bildung

Vorwort

Caroline Y. Robertson-von Trotha

Der Kern der hier versammelten Beiträge geht zurück auf eine Tagung, die unter dem Titel 'Global Culture' im Zentrum für Kunst und Medientechnologie ZKM anlässlich des zehnjährigen Bestehens des Instituts für Angewandte Kulturwissenschaft in Karlsruhe stattfand.

Wie so oft bei produktiven Workshops und anregenden Diskussionen konnte vieles dokumentiert werden, das meiste in den vorliegenden Texten, einiges jedoch – die kontroversen Podiumsdiskussionen, die spannenden 'Back-Stage'-Gespräche als Weiterführung 'offizieller' Themenschwerpunkte und nicht zuletzt die anregende Atmosphäre der Tagung mit vielen in- und ausländischen Gästen – kann leider nicht schriftlich überliefert werden. 'Global Culture' hat jedoch nachgewirkt und uns veranlasst, die Ergebnisse der Tagung im Rahmen der Hefreihe 'Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft' zu publizieren. Im Laufe der Vorbereitung ergaben sich weitere anschließende Themenbereiche, so dass noch eine größere Anzahl von zusätzlichen Beiträgerinnen und Beiträgern gewonnen werden konnte. Auf diese Weise ist der vorliegende Band der Problemkreishefte der Angewandten Kulturwissenschaft beides: ein neues Problemkreisheft zu aktuellen Fragestellungen, die das komplexe Themenfeld 'Globale Handlungsfelder' betreffen, und eine Dokumentation der Tagung 'Global Culture'.

Global Culture wie globale Handlungsfelder bezieht sich primär auf die Arbeit des Zentrums für Angewandte Kulturwissenschaft.



Dieses widmet sich der wissenschaftlichen Beobachtung kultursoziologischer Trends auf nationaler wie globaler Ebene, die in praxisorientierter Forschungs- und Lehrtätigkeit umgesetzt wird. Für die Tagung wurden speziell die Themenbereiche Globalisierung der Medien, politische Konflikte und Menschenrechtsfragen, soziale, wirtschaftliche und politische Vernetzungsmöglichkeiten und deren Effekte sowie die Internationalisierung der Hochschulen als Träger internationaler Verständigung und Chance des Kompetenzgewinns gewählt, um interdisziplinär und international besetzt den jeweiligen Status quo sowie mögliche Entwicklungsprognosen und -perspektiven zu diskutieren.

Die Tagung 'Global Culture' würdigte auch die bisherige Arbeit des Instituts für Angewandte Kulturwissenschaft. Mittlerweile wurde aus dem sich entwickelnden und prosperierenden Institut das Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft und Studium Generale der Universität Karlsruhe. In diesem neuen Rahmen kann die geleistete Arbeit in neue, anvisierte Projekte einfließen und sich noch intensiver als bisher der in diesem Band dargestellten Globalisierungsthematik widmen, die zu den Kerngebieten der Forschungsarbeit des Zentrums zählt.

Mein Dank geht deshalb zum einen an den Mitveranstalter der damaligen Tagung Professor Peter Weibel und das Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe ZKM sowie an die Kooperationspartner, die Gesellschaft für Kulturwissenschaft e.V., das Fraunhofer Institut (ISI) Karlsruhe, das Institut für Auslandsbeziehungen Stuttgart und die Nottingham Trent University, Großbritannien. Zum anderen danke ich den ZAK-Mitarbeiterinnen, die den nun vorliegenden Band mit sehr viel Engagement betreut haben: Christine Bauer, Jasmin Halt, Jana Lange, Christine Mielke und Svenia Schneider.

Karlsruhe, im September 2006

Caroline Y. Robertson-von Trotha

Medien

Kulturproduktion und -reproduktion des Fernsehens

Joan Kristin Bleicher

In den letzten Jahren entlarvt die Kulturwissenschaft schrittweise alles das, was wir bislang als Natur scheinbar unmittelbar erfahren, als kulturelle Konstruktion und profiliert sich so als zentrale Erklärungsinstanz im Wissenschaftssystem. Sie zeigt symptomatisch die zentrale Rolle des Kulturbegriffs im wissenschaftlichen Diskurs der letzten Jahre. Auch meine Disziplin, die Germanistik, befasst sich mit der zentralen Rolle von Massenmedien im kulturellen System der Gesellschaft.¹ So beschreibt Siegfried J. Schmidt die mediale Verdichtung innerhalb postindustrieller Kulturen. Mit medialer Verdichtung bezeichnet Knut Hickethier die Vermittlung kultureller Ereignisse durch mehrere Medien, die sich durch ihre differenten ästhetischen Eigenschaften gegenseitig ergänzen.²

In den neunziger Jahren werden die traditionellen germanistischen Leitbegriffe 'Bildung – Geist – Sprache' von der Trias 'kollektives Gedächtnis – Kultur – Medien' abgelöst. Der Begriff 'Medienkultur' nimmt auch in der Medienwissenschaft eine zentrale Rolle ein. Doch wird die Analyse medialer Angebotsstruktur zugunsten der empirischen Analyse von Medienwirkung vernachlässigt. Deshalb scheint es notwendig, das kulturelle Potential der Medien am Beispiel der Angebotsstruktur des derzeitigen gesellschaftlichen Leitmediums Fernsehen deutlich zu machen.

1. In den Kulturwissenschaften hat sich ein Medialitätsbegriff etabliert, der auf die Vermittlungsfunktion der Medien in der Kultur verweist.

2. Hickethier, Knut: Produzenten und Vermittler von Medienkultur – am Beispiel des Fernsehspiels, in: Saxer, Ulrich (Hrsg.): Medien-Kulturkommunikation, Opladen 1998, S. 149.

1. Das Fernsehen als kulturelles Leitmedium

Leitmedien gelten bedingt durch ihre besonderen Vermittlungsmöglichkeiten, ihre Rezeption im privaten Umfeld und ihre hohe Reichweite als Agenda-Setter, als Themenlieferanten für aktuelle öffentliche Diskussionen. Dem Fernsehen wird der größte Einfluss auf das Entstehen der öffentlichen Meinung zugesprochen. Programmverantwortliche wie der ehemalige ZDF-Intendant Günter von Hase sehen das Fernsehen als Bezugsrahmen, in dem Ereignisse eingeordnet werden und die Weltsicht der Zuschauer bestimmt wird. Wahr sei, was im Fernsehen berichtet wird. Gesellschaftliche Alternativen, die keinen Eingang in die Berichterstattung finden, haben auch keinen Einfluss auf das öffentliche Bewusstsein.

Den Bereich des kollektiven und individuellen Wirkungspotentials erfasst die Definition von Kultur als

offenes, lernendes System im Sinne einer begrenzten Menge von Regeln des Verhaltens, die auf eine unbegrenzte Menge von Situationen anwendbar sind.³

In Anlehnung an diese Definition bezeichnet Siegfried J. Schmidt Kultur als Programm, dass es seinem kognitiven Inhaber ermögliche, sich in einer unendlich großen Vielfalt von Einzelfällen regelgerecht zu verhalten. Ergänzend zu diesen Auffassungen von Kultur als individuelle Verhaltensanweisung stehen Definitionen der kollektiven Bedeutung von Kultur als "symbolische Formen gesellschaftlicher Selbstverständigung."⁴ Das Fernsehen als derzeitiges Zentrum der Medienkultur stellt Symbolsysteme für die individuelle und kollektive Selbstwahrnehmung bereit. Beide Berei-

3. James R. Beninger zitiert nach Siegfried J. Schmidt: Konstruktivismus in der Medienforschung. Konzepte, Kritiken, Konsequenzen, S. 600, in: Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft, Opladen 1996, S. 592-623.

4. Hicketier, 1998, S. 141.

che stehen in einem engen Wechselverhältnis. In der Kultur realisieren sich die gesellschaftlichen Werte und Überzeugungen. Als Vermittler dieser Werte und Überzeugungen übernimmt das Fernsehen eine Schlüsselposition im Bereich der Kulturkonstruktion. Dabei bleibt zu beachten, dass die kulturelle Produktion immer nur auf Basis der Reproduktion erfolgen kann. Mediale und kulturelle Zeichensysteme bedingen sich wechselseitig. Die mediale Produktion kultureller Werte und Überzeugungen ist auf bereits etablierte Konstruktionssysteme und Bedeutungsbereiche (etwa seitens der Literatur und des Theaters) angewiesen.

2. Mediale Prästrukturierung individueller Wahrnehmung

Kultur fungiert als Symbolset, das unsere individuelle Wahrnehmung prästrukturiert und damit kollektiviert. Kultur bildet Darstellungsmuster, die unsere sinnliche Wahrnehmung und Bedeutung, die wir ihr zuweisen, bestimmen. Alle Erfahrungsbereiche, so scheint es, sind kulturell codiert. Das kulturelle Symbolset bestimmt das individuelle Verhalten ebenso wie das Verhalten des gesellschaftlichen Kollektivs. Symbole definiere ich in Anlehnung an Ernst Cassirer als Sinnbilder, als Zeichen, die auf eine übergeordnete Bedeutung verweisen. Diese Deutungsebene von Symbolen wird durch Vereinbarungen innerhalb einer Gruppe von Menschen festgelegt und ist daher variabel.⁵

Das gegenwärtige kulturelle Symbolset wird von den elektronischen Massenmedien bestimmt, die in ihrer Verbreitung in die Lebenswelt der Menschen integriert sind. Die Vermittlungsstruktur der Massenmedien kennzeichnet das Nebeneinander von Handlungs- und übergeordneter Bedeutungsebene. Symbole sind als darstellerische Basiseinheiten immer in größere mediale Vermitt-

5. Zur detaillierten Analyse der Bedeutung und Funktion von Symbolen verweise ich auf Ernst Cassirer: Philosophie der symbolischen Formen, Darmstadt 1925; Goodman, Nelson: Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie, Frankfurt am Main 1997.

lungsstrukturen eingebunden. Im System der Massenmedien fungiert das Fernsehen als Symbolspeicher der Kultur. Der synkretistischen Struktur des Programmangebots entsprechend treffen im Fernsehbild unterschiedliche Traditionslinien visueller Gestaltung zusammen. Das Fernsehen integriert nicht nur die symbolischen Bedeutungen der Bilder seiner Vorgängermedien, sondern auch ihre grundlegenden Darstellungsprinzipien. Die Zeichensysteme des Fernsehens nutzen Konventionen unterschiedlicher Gestaltungstraditionen:

- aus dem Bereich der *Bildenden Kunst* stammen Prinzipien der Bildkomposition, der Ikonographie, der Farbgestaltung und des Umgangs mit Licht;
- aus dem *Theater* Verfahren der Figurencharakterisierung u.a. durch Dialoggestaltung, aber auch durch Kostüme und Requisiten, die Gestaltung von Innenräumen als Kulissen für szenische Handlungen und als Zeichensysteme für die Bedeutung der Handlung;
- aus der *Fotografie* verschiedene Abbildfunktionen, die Verwendung der Darstellungsmittel Licht und Schatten, die Positionierung von Körpern im Raum und Formen des Bildaufbaus;
- aus der *Filmkunst* Bildaufteilungen bewegter Bilder, Formen der Kameraführung, Verbindungsprinzipien der Montage und Verfahren der Lichtkomposition.

Diese Integration der Darstellungsmittel verschiedener kultureller Ausdrucksformen impliziert auch eine Integration etablierter kultureller Symbolsysteme und ihrer Bedeutungsfelder.

3. Die Apparatusituation des Fernsehens und ihre Bedeutung für die Medienwirkung

In der Fernsehkommunikation begegnet der Zuschauer inszenierten Symbolsystemen, die er, bedingt durch den spezifischen Authentizitätsanspruch des Mediums, als Abbilder, als Reproduktion rezipiert. Dieser Abbildcharakter des Fernsehens ist technisch determiniert. Der Empfangsapparat, Vilem Flusser spricht von einer "Kiste im Wohnraum",⁶ die kinoähnliche Bilder und Töne von sich gibt, impliziert den besonderen Realismusanspruch des Mediums im Ensemble der Massenmedien. Die frühen Metaphern vom Fernsehen als Zauberspiegel, als Fenster zur Welt, beziehen sich auf die Transparenz der Glasoberfläche.⁷ Glas vermittelt die Illusion des Durchblicks, des unverfälschten Einblicks in das Weltgeschehen. Das Fernseh-Bild beschirmt die Welt, indem es sie gleichzeitig zeigt und von uns fern hält.

Der Eindruck des direkten Einblicks wird durch die visuelle Umsetzung des direkten Gegenübers in der Kameraeinstellung weiter intensiviert. Im Rahmen der Moderation kreiert die Halbnahe-Kameraeinstellung die direkte Gegenüberstellung von Moderator und Zuschauer, die die Grundbedingungen der körperlichen Anwesenheit der Gesprächspartner in der direkten Kommunikation simuliert. Die Wirkung dieser Halbnahe-Kameraeinstellung wird durch die besondere Art der sprachlichen Kommunikation noch unterstützt.

4. Fernsehräume als Symbolsysteme

Das Fernsehen konstituiert die Räume seiner Erzählungen durch Zeichensysteme. Sie symbolisieren die Geschichten, die in den Räumen erzählt werden und die Bedeutung, die sie vermitteln. Für den Zuschauer sind Fernsehräume visuelle Signale für For-

6. Flusser, Vilem: Medienkultur, Frankfurt am Main 1997, S. 105.

7. Fiske, John: Television Culture, London 1987, S. 21.

men und Funktionen der gerade gezeigten Narrationen. Die Bedeutung ist an Personen gebunden, die im Zentrum des Raumes plaziert sind. Nachrichtensprecher vermitteln aktuelle Informationen am Schreibtisch, dem traditionellen Ort der Wissensvermittlung, mit Zettel in der Hand oder direkt in die Kamera sprechend.⁸ An der Studiowand hinter dem Sprecher befindet sich ein Rahmen, in dem Grafiken oder Texttafeln mit den Überschriften der gerade verlesenen Meldung erscheinen. Studios von Sportsendungen markieren die jeweiligen Inhalte durch übergroße Grafiken von Sportgeräten, Requisiten wie Fußballtoren und Fotos von bekannten Sportlern.

Auch fiktionale Sendungen bilden spezifische symbolische Raumsysteme. Die Handlungsstränge der Langzeitserien wechseln zwischen verschiedenen Innenräumen und Requisiten. Auf Erzählungen von Krankheiten aus Räumen von Arztpraxen folgen Erzählungen von zwischenmenschlichen Problemen aus Räumen des intimen Lebensumfeldes wie Privatwohnungen. Diese Räume und ihre Requisiten charakterisieren die in ihnen wohnenden Personen. Onkel Franz in der 'Lindenstraße' (ARD) wird durch altdeutsche Möbel in seiner konservativen Lebenshaltung gezeigt. In der Wohngemeinschaft von 'Gute Zeiten, schlechte Zeiten' (RTL) hingegen herrscht aktuelles Möbeldesign vor, das die jugendliche Lebenshaltung der Bewohner symbolisiert. Der Raum ist Teil des Charakters der Figur, die in ihm wohnt.

8. Dies tun sie erst in den letzten fünfzehn Jahren seit es Teleprompter gibt, die für den Zuschauer nicht sichtbar sind.

5. Zur Form und Funktion der Alltagsgestaltung im Fernsehen

Der Alltag ist die subjektive Realisation von Kultur.⁹ Ben Bachmair definiert Alltag als "die Art und Weise, wie die Menschen sich tagtäglich und direkt erfahrbar in ihrer Lebenswelt einrichten."¹⁰ Das Fernsehen bildet die Schlüsselposition in dem Transfer zwischen kollektiven Vorstellungen und ihrer subjektiven Realisation. Verschiedene inszenatorische Vermittlungsformen machen das Private öffentlich und differenzieren Darstellungsmuster des privaten und öffentlichen Lebens. Das Fernsehen bietet in seinen fiktionalen Sendungen Darstellungsmuster einer Verdichtung von Reproduktionen des Alltagshandelns an, die der Orientierung im Alltagsleben dienen. Diese Darstellungsmuster sind insbesondere in fiktionalen Formen enthalten, die als langfristige Angebote den Alltag begleiten wie beispielsweise die Daily Soaps. Geschlossene Erzählformen wie etwa Fernsehfilme neigen zur modellhaften Vermittlung ihrer Darstellungsmuster. Informationssendungen vermitteln Muster zur Orientierung im Bereich der Politik, also der Ordnung des öffentlichen Lebens.

Das kulturelle Symbolset bestimmt unseren Alltag bis hinein zu unseren intimsten Beziehungen. Niklas Luhmann weist nach, wie unsere Emotionen und Vorstellungen von Liebe auf Symbolsystemen der Literatur und des Films basieren.¹¹ Verschiedene Produkte der Populärkultur sind die Symbol-Quelle für Erlebnisse und Emotionen, aus der sich unsere Phantasie bedient. Sie fungieren als Vorbilder für die Lebens- und Gefühlsgestaltung. Medien sind ein zentrales Forum für die Produkte der Populärkultur.

9. John Fiske unterscheidet sieben Subjektivitätsfaktoren, die alle medial konstruiert sein können. Fiske, 1987, S. 50.

10. Bachmair, Ben: Fernsehkultur. Subjektivität in einer Welt bewegter Bilder, Opladen 1996, S. 23.

11. Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt am Main 1999.

Das Fernsehen trifft eine Auswahl aus ihren divergenten Erscheinungsformen und führt sie auf seiner Angebotsfläche des Programms zusammen. Es beinhaltet durch diese Integration eine große Bandbreite an Lebens- und Gefühlsmodellen.

6. Mediale Vermittlung von ethischen Konzepten und Verhaltensregeln

Peter Hejl betont die Wahrnehmungsorientierung der Kultur, wenn er sie als kognitives Phänomen, ein Netzwerk von Vorstellungen beschreibt, das als kollektives Wissen ein generalisiertes Wirklichkeitsmodell und das Wissen um Handlungsweisen erfasst.¹² Dieses Wissen wird jedoch medial vermittelt. Kollektives Wissen ist ein Resultat medialer Konstruktionsleistungen. Diese Konstruktionen will ich auf der Angebotsfläche des Fernsehens untersuchen, also auf der Ebene der Inhalte, die der Zuschauer wahrnimmt.

Die kulturelle Produktionsleistung des Fernsehens erfasst auch den Bereich der Verhaltensregeln. Ein kultureller Konsensus über die begrenzte Menge von Verhaltensregeln wird durch das Fernsehen erzeugt. Dabei nutzt es die Identifikation des Zuschauers mit bestimmten Charakteren, aber auch mit bestimmten standardisierten Situationen. In vielen fiktionalen Sendungen erfolgt die Charakterisierung der Personen über ihr Konsumverhalten, den Umgang mit Produkten. Die Bedeutungskonstruktion wird in den individuellen Erfahrungshorizont der Zuschauer eingebunden. In seinem Lebensumfeld kennt er den Statuscharakter bestimmter Konsumgüter.

Zahlreiche Fernsehfilme, die soziale Themen behandeln, betonen die Notwendigkeit der Anbindung des Individuums an das gesellschaftliche Kollektiv. Das Durchbrechen der bestehenden

12. Hejl, Peter: Soziale Konstruktion von Wirklichkeit, S. 46, in: Merten/Schmidt/Weischenberg 1996, S. 43-59.

Werteordnung, so schildern es verschiedene Handlungsabläufe, ist schädlich für die individuelle Existenz. Dabei gibt es ein erkennbar stereotypes Handlungsschema: Durch eine Konfliktsituation isoliert sich der Protagonist zunächst vom Kollektiv, wird aber nach der Änderung seines Verhaltens wieder integriert. In der Fernsehfiktion ist dieses Kollektiv häufig die Urform der Familie, die die Keimzelle der Gesellschaft bildet. Gerade durch eine solche Rückbindung, die uns selbstverständlich erscheint, wird das Modell der Reintegration (oder des Scheiterns, das wiederum das Prinzip der Reintegration als erstrebenswertes, nur diesmal nicht gelungenes Modell, deutlich macht) als ein Naturhaftes und daher Unhinterfragbares ausgegeben.

Diese Verfahrensweise des Unhinterfragbaren findet sich auch im Bereich der Informationssendungen. Hier werden beispielsweise Katastrophen als Teil der Natur beschrieben, ohne jedoch auf ökologische Ursachen zu verweisen, die durchaus veränderbar sind.¹³ Im Fernsehen unterstützt der allgemeine Abbildcharakter in der Vermittlung den Eindruck der Unhinterfragbarkeit des präsentierten Geschehens.

7. Kollektive Konstruktionsleistung des Fernsehens

Das Fernsehen stellt mit seinen Symbolsystemen kollektive Codierungen bereit. Codes sind regelgebundene Zeichensysteme, deren Regeln und Konventionen von den Mitgliedern einer Kultur geteilt werden.¹⁴ Darin sind auch kulturelle Codes von Realität integriert.¹⁵ Das Fernsehen verwendet etablierte Codesysteme anderer Medien und Kulturbereiche und integriert so die bestehende Bandbreite kultureller Ausdrucksformen. Es fasst Traditionslinien zusammen, die einst aus der griechischen Mythologie

13. Hans Blumenberg hat diese Verfahrensweise der Unhinterfragbarkeit der Aussagen durch ihre Präsentation als naturhaft Gegebenes im Bereich der Mythologien beschrieben. Blumenberg, Hans: Arbeit am Mythos, Frankfurt am Main 1996, S. 142 ff.

hervorgingen. Dabei ist jedoch zu beachten, dass durch Kaufproduktionen kulturell unterschiedliche Codierungssysteme aufeinander treffen. Das Individuum weist ihnen Bedeutung zu, die sich an bisherigen Erfahrungen mit kulturellen Codierungssystemen orientieren.

Ohne medial vermittelte Symbole ist eine soziale Ausdifferenzierung der Gesellschaft nicht mehr möglich. John Fiske verwies auf die zentrale Rolle des Fernsehens im konstanten Prozess der Produktion und Reproduktion sozialer Strukturen.¹⁶ Pierre Bourdieu weist diese Rolle des Fernsehens dem Bereich personaler Intentionen zu und betont, dass sich der Symbolgebrauch nicht allein auf die allgemeine Bedeutungsebene bezieht, sondern auch der Versuch ist, eine spezifische Form der Weltsicht durchzusetzen.¹⁷

8. Symbolsysteme des Fernsehens

Das Fernsehen kombiniert gleichbleibende Symbolsysteme in verschiedenen Zusammenhängen und Funktionen. Sprechende Köpfe vermitteln Wertesysteme in Talkshows und aktuelle Informationen in den Nachrichten. Genres sind ein Resultat von Standardisierungen der Symbolsysteme, spezialisierte Formen der Weltbeschreibung. Auf der Angebotsstruktur des Programms bilden sie ein abgegrenztes Funktionspotential. Talkshows di-

14. Vilem Flusser definiert Codes als "ein System, in dem sich Symbole regelmäßig ordnen". Er reduziert die Codes des Fernsehens auf Bilder und Töne. Flusser, 1997, S. 107. John Fiske hat hingegen ein detailliertes Codierungssystem vorgelegt. Es bleibt die Frage: Was ist mit vergangenen Konventionen und den Konventionen anderer Kulturkreise die mit vergleichbaren Codierungen operieren?

15. Fiske, 1987, S. 5.

16. Ebd., S. 1.

17. Vilem Flusser weist diese Versuche personalen Interessen zu. In seinen Schriften finden sich die alten Manipulationsthesen der Frankfurter Schule, etwa wenn er von der Beeinflussung durch Besitzer der Fernsehsysteme spricht. Flusser, 1997, S. 108.

enen beispielsweise der Harmonisierung unserer Lebenswelt in Abgrenzung von den in direkter oraler Erzählung und körperhafter Inszenierung präsentierten Abnormitäten. Im Fernsehspiel sind historisch variable Blickrichtungen auf die Alltagswirklichkeit enthalten. Betonte das Fernsehen der siebziger Jahre die soziale Realität des Zusammenlebens, so präsentiert der TV-Movie der neunziger Jahre individuelle Schicksale, die scheinbar unabhängig von kollektiven Einflüssen erfolgen. Alltagskultur im Fernsehen ist ein mediales Konstrukt, das Lebens-, Beziehungs- und Konfliktlösungsmodelle vermittelt. Vilem Flusser fasst diese Modelle mit den beiden Begriffen Erkenntnis- und Verhaltensmodell¹⁸ zusammen.

Die vielschichtigen und multifunktionalen Symbolsysteme des Fernsehen haben ihren kulturellen Ursprung im narrativen Symbolsystem des Mythos.¹⁹ Seine komplexe symbolische Verweisstruktur, das Potential mit Bildern, Objekten, Personen und Handlungen eine übergeordnete Bedeutung zu vermitteln, führt zu konstanten Neukonstruktionen vergleichbarer Narrationskomplexe in Literatur und Medien. Gerhart von Graevenitz erfasst das Bedeutungspotential der symbolischen Raumstruktur des Mythos.²⁰ Folgt man seinem Modell, so konstruiert sich erst in der Addition der zeichenhaften Räume einzelner Narrationen ein Welt-Raum mit umfassender Bedeutung. Dieses Verfahren der Addition von Symbolbereichen integrieren die Massenmedien in ihre Angebotsstruktur. Graevenitz rekonstruiert in einem medienhistorischen Rückblick, wie sich die politische Topik der Printmedien aus Umzügen von Handwerkskammern, aber auch aus politisch motivierten Herrscher-Einzügen (diese sind in alten Sti-

18. Ebd, S. 109.

19. John Fiske beschreibt in 'Television Culture' auf S. 142 ff. die Codierungssysteme nach Roland Barthes.

20. von Graevenitz, Gerhart: Mythos. Zur Geschichte der Denkgewohnheit, Stuttgart 1987.

chen festgehalten) entwickelten.²¹ Die Printmedien integrierten diese politischen Topik-Traditionen in ihre Angebotsstruktur. Damit etablierten sie sich als kollektiver Speicher mythischer Symbole. Auch im weiteren Verlauf der Mediengeschichte wird diese Integration kollektiv bedeutsamer Symbole vom jeweils neuen Leitmedium in besonderer Komplexität übernommen. Das Fernsehen nutzt neben der Integration medialer Symbolsysteme auch eine Fortführung mythischer Topik des Theaters. Dort zeigt die Positionierung von Personen auf der Bühne ihre Rolle und Funktion an. So ist der König im Zentrum, also in der Bühnenmitte, platziert. Eine vergleichbar symbolische Positionierung der agierenden Personen findet sich auch in der Gestaltung von Fernsehräumen.

Das Fernsehen schafft in seinen Sendungen eigenständige, abgegrenzte symbolische Welten, die auch nach Attraktivitätsfaktoren gestaltet sind, denn erst muss die Aufmerksamkeit der Zuschauer gewonnen werden, um die komplexere Bedeutungsebene der Handlungssymbole vermitteln zu können. John Fiske sieht in fesselnden Bildern eine zentrale Motivation der Programmauswahl. Als weitere Attraktionsfaktoren wären der Skandal und die räumliche Nähe der Erzählung zu nennen.

Der allgemeine Realismusanspruch des Fernsehens als 'Fenster zur Welt' variiert nach Genre. Innerhalb der Genregrenzen gibt es gleichartige Symbolbereiche, deren Bedeutungsfelder sich jedoch unterscheiden. Raumsymbole beziehen sich auf die symbolische Topographie, die bereits der antike Mythos entwickelt hat. Er unterteilte die Welt in Zuständigkeitsbereiche der Götter. Die unterschiedlichen Welt-Räume markieren Bereiche personaler Verantwortung.

Dieses symbolische Bedeutungssystem beeinflusst bis heute un-

21. Der Begriff Topik umfasst auch Redewendungen und Motive und bezieht sich auf Vermittlungstraditionen.

sere Wirklichkeitswahrnehmung.²² Das Fernsehen integriert in seinem Abbild öffentlicher und privater Räume die jeweiligen symbolischen Bedeutungszusammenhänge. Die genrespezifische Art der Raumgestaltung führt zur schnellen Orientierung innerhalb des Programmangebots.²³ Dingsymbole konstituieren Zeichensysteme innerhalb der Fernsehräume, die die Art des gerade vermittelten Weltbezugs signalisieren. Der Schreibtisch des Nachrichtensprechers ist Sinnbild für das Wissen und die Komplexität der Welterklärung. Das Dingsymbol des Fußballpokals signalisiert die Bedeutung von Anstrengung, Ideenreichtum der Strategie und körperliche Kraft bei ihrer Durchsetzung. Derartige Dingsymbole haben einen Zeichencharakter sowohl innerhalb als auch außerhalb der Handlung. Die Fernseh narrationen nutzen bestehende Bedeutungen der Dingsymbolik des jeweiligen Kulturkreises ihrer Verbreitung.

Neben Objekten kommt den Personen in der Fernsehvermittlung eine symbolische Verweisfunktion zu. In den fiktionalen Sendungen bilden Stars und ihr Image Personensymbole für die Bedeutung verschiedener Lebens- und Konfliktlösungsmodelle. Personen symbolisieren die Bedeutung bestimmter Wissensbestände, Charaktereigenschaften und besondere Fähigkeiten. Die Personen-Charakterisierung ist bereits im Bereich visueller Details angelegt, die in Wechselbeziehung zu aktuellen sozialen Zeichensystemen stehen. Kleidung und Konsumartikel, mit denen sich die Figuren umgeben, sind Zeichen ihres jeweiligen sozialen Status.²⁴ Stereotype Tätigkeiten bilden gleichbleibende Funktionsbereiche, in denen sich wechselnde Protagonisten bewähren. Berufliche Tätigkeiten markieren spezifische Zuständigkeiten, so-

22. Das wird aus den Arbeiten des französischen Ethnologen Marc Augé ersichtlich, der die symbolische Bedeutung öffentlicher Orte untersuchte. Augé, Marc: *Unorte*, Frankfurt am Main 1996.

23. Vergleiche hierzu auch Joan Kristin Bleicher: *Zum Raum wird hier die Zeit*, in: Keller, Heinz/Hickethier, Knut (Hrsg.): *Film und Geschichte*, Berlin 1997, S. 56-62.

ziale Funktionen und thematische Bezüge innerhalb des Genres. Ärzte fungieren als Helfer und Ratgeber sowohl in fiktionalen Sendeformen als auch in Magazinen und Talkshows.

9. Das narrative Prinzip der Bedeutungsorganisation

Das Fernsehen bindet die Symbolik in narrative Vermittlungsstrukturen ein. Das Programm ist eine verschiedenartig strukturierte Ansammlung symbolischer Narrationen, die kollektive Funktionen wie Weltvermittlung und Vermittlung von Lebensmodellen wahrnehmen. Erzählern kommt eine zentrale Rolle im Rahmen der narrativen Weltvermittlung zu. Orale Erzähler vermitteln den aktuellen Stand des Weltwissens ihrer Zeit in Erzählungen, "die die Welt aufzuschlüsseln versuchten."²⁵ Nachrichtensprecher und Moderatoren erzählen den jeweils aktuellen Stand der Weltereignisse in einer oral vermittelten Reihung von Kurznarrationen. Kommentatoren überführen das gerade abgebildete Ereignis durch ihre Erzählung in einen kausalen Zusammenhang. Die Protagonisten der Erzählungen personifizieren abstrakte Inhalte, die in ihrer allgemeinen Gültigkeit zum Charakter der Zeitlosigkeit der Narrationen beitragen. Die Wirkung der Narrationen basiert auf der Identifikation der Rezipienten mit den Protagonisten. Bereits Aristoteles beschrieb in seiner ersten Poetik die Identifikation mit dem Protagonisten, als zentrales Wirkungselement, das Emotionen auslöst.²⁶ Fernsehsendungen verknüpfen Bedeutung und emotionales Erleben.

John Fiske sieht in Narrationen gleichermaßen "Provoker of

24. Vgl. hierzu Michael Rutschky: *Lebensromane*, Göttingen 1998. Stefan Willeke hat Rutschky als den "Ethnographen des sozialen Status" bezeichnet. Willeke, Stefan: Die diskreten Zeichen des Erfolgs, in: *Die Zeit*, Nr. 22, 27.5.1999, S. 13.

25. Tachau, Peter: Das Fernsehen ein säkularer Hausaltar, in: *Sonntagsblatt* vom 26.6.-28.6.1991.

26. Aristoteles: *Poetik*, Stuttgart 1961, S. 40.

Meaning and Pleasure".²⁷ Narrationen vermitteln Bedeutung für unsere Realitätserfahrung. Fiktionale Narrationen durchspielen Wirklichkeit in der Illusion.²⁸ Dabei sind Verdichtung auf eine symbolhafte Handlung und Visualisierung der Vermittlung die grundlegenden narrativen Charakteristiken. Fernsehfilme, Serien und Werbespots erzeugen Träume, Utopien eines perfekten Lebens.

10. Die Komplexität der Weltwahrnehmung im Programm

Die Vermittlungsstrukturen des Fernsehens folgen einem hierarchischen Aufbau: Ding-, Personen-, Raum- und Handlungssymbole bilden die symbolische Vermittlungsebene der einzelnen Narrationen. Das synkretische Strukturprinzip des Programms fasst die einzelnen Narrationen additiv zu einem System in sich geschlossener Bedeutungseinheiten zusammen. Dieses System besitzt ein Funktionspotential in den Bereichen Welterklärung, Sinnstiftung und Wertvermittlung, das sich an ein Kollektiv von Rezipienten richtet. Das Programm ist der Filter, der den Ausschnitt unserer Weltwahrnehmung bestimmt. Die Komplexität möglicher Weltwahrnehmung reduziert sich in die Schemata der Programmstruktur.

Die Komplexität des Programms als Ordnungsmodell der Symbolwelten des Fernsehens macht erst die kulturbildende Funktion des Mediums aus. Das Programm ist die strukturelle Grundlage des Nebeneinanders verschiedener Kulturwelten. Es konstruiert in der Abfolge seiner Narrationen eine Vielzahl abgegrenzter Kulturbereiche, die medial bestimmt ist und dem Zuschauer durch seine Kenntnisse der Vermittlungskonventionen des jeweiligen Genres eine leichte Orientierung ermöglichen. Genres bilden auch in sich geschlossene Handlungs- und Emotionsmodelle.²⁹

27. Fiske, 1987, S. 313.

28. Siehe dazu Blumenberg, 1996, S. 18.

Handlungsschemata beinhalten gleichbleibende Bedeutungsangebote. Zu den Angeboten zählen auch Formen der Selbstwahrnehmung, wie Gefühlsanweisungen, auf die Luhmann in seinem Buch über die Liebe als Passion hingewiesen hat. John Fiske definiert das kulturelle Kapital der Menschen als ihr Potential des Selbstausdrucks.³⁰ Das lässt sich aus medialen Angeboten zusammenstellen.

Insbesondere in Sendungen mit einem jugendlichen Zielpublikum integriert und reproduziert das Fernsehen auch Symbolwelten der Massenkultur. Es zeigt sich, dass die Aufteilung in Symbolsets dem individuellen Verhalten der Auswahl von Symbolen angepasst ist. Offen ist die Frage, ob Medien einen Symbolkern vermitteln können, der von allen Individuen geteilt wird.

11. Reproduktion von Kultur im Fernsehen

In seiner Angebotsfläche gehen Produktion und Reproduktion von Kultur eine enge Symbiose ein. Fernsehen konstruiert die Wirklichkeit, die es reproduziert. Mit seiner vielfältigen Reproduktion unterschiedlicher Kulturbereiche integriert das Fernsehen etablierte Symbolsysteme, die es für seine kulturelle Konstruktion einsetzen kann. Die Reproduktion kultureller Teilbereiche erfolgt auf der Basis bereits existenter medialer Schemata. Wenn nun eine Oper wie Mozarts 'Titus' in München per Video auf einer Kinoleinwand inszeniert ist, während auf der Bühne die Sänger agieren, verschwimmen die Grenzen zwischen Medien und szenischer Kultur. Mediales Abbild und körperliche Performanz bilden eine spannungsvolle Identität. In der direkten Reproduktion fungiert das Fernsehen als Vermittler von Kultur. Es bietet kulturelle Erscheinungen einem dispersen Publikum an, dessen außermedia-

29. Der Modellbegriff bezeichnet den Vorbildcharakter, während der von Siegfried J. Schmidt gewählte Programmbegriff stärker vom Aspekt der Verhaltensanweisung ausgeht.

30. Fiske, 1987, S. 314.

Kulturproduktion und -reproduktion des Fernsehens

le Rezeptionshaltung gegenüber Formen der Elitekultur oft eine der Verweigerung ist. In der Reproduktion verzichtet das Fernsehen auf die Einbindung der abgebildeten kulturellen Symbolik in seinen medialen Zusammenhang. Daher wirkt die bloße Reproduktion von Kultur im Fernsehen als Fremdkörper im Programm.

Medial angepasste Abbilder von E- und U-Kultur finden sich in Kulturmagazinen, U-Kultur ist Gegenstand von Boulevardmagazinen, nationale Kulturevents bilden Nachrichtenbeiträge. In dieser medialen Umsetzung fungiert das Fernsehen als "Wahrnehmungsform der Kunst."³¹ Nicht umsonst ging mit der zunehmenden Bedeutung des Fernsehens auch eine wachsende Bedeutung der Medienkunst einher. Kulturkanäle wie Arte und 3sat fungieren zum einen als Spielwiesen der Kunst, sie sind aber auch Abspelstätte kultureller Produktionen des Fernsehens im Bereich Fiktion und Dokumentation. Arte und 3sat haben ihren Schwerpunkt in der E- und der etablierten U-Kultur. E-Kultur als Randbereich der öffentlichen Wahrnehmung ist auch ein Randbereich der Fernsehvermittlung. Die Ausstrahlung von Theaterinszenierungen im Fernsehen integriert Form und Inhalt der szenischen Kulturtradition. Adaptionen von Theaterinszenierungen für das Fernsehen wie sie beispielsweise Hans Neuenfels erstellte, integrieren das szenische Vermittlungssystem in bereits vorhandene formale Konventionen des Fernsehens und passen sie so auch seiner Wirkungsweise an. Indem das Fernsehen Theaterstücke in sein Programm integriert, bindet es sie auch in seine bestehenden Codierungssysteme ein. Damit wird das Erklärungspotential des Theaters medial aufbereitet und damit deutlich erweitert. Im Gegenzug ist im Theater selbst eine deutliche Abwehr von Bedeutung erkennbar. Inszenierungen wie 'Sekretärinnen' vermitteln eine Addition subjektiver emotionaler Äußerungen an Stelle eines Handlungszusammenhanges mit übergeordneter symbolischer Bedeutung.

31. Flusser, 1997, S. 115.

12. Fernsehwirkung

Die Medienrezeption ist in den Alltag der Menschen eingebunden. Diese Rezeptionssituation beeinflusst auch die Angebotsstruktur der Fernsehsendungen. Werbespots etwa orientieren sich an Alltagskonflikten und dem Alltagsverhalten. Konsum wird als Lösungsmodell für Alltagsprobleme präsentiert. Orale Sendeformen wie Talkshows bilden eine mediale Ersatzfunktion für fehlende soziale Kontakte im Alltag. Gameshows bilden die Möglichkeit der freien Erprobung eigener Möglichkeiten und sind damit eine Basis für Selbstvertrauen. Generell bedient der Bereich Unterhaltung das Interesse der Menschen an Selbststabilisierung, am Eskapismus von Problemen.

Das Fernsehen als Forum für verschiedene Teilkulturen der Gesellschaft ermöglicht die Demokratisierung der "semiotischen Macht".³² Dies geschieht beispielsweise in der Sendeform des Offenen Kanals, in der jeder Zuschauer seine Sendung selbst produzieren und senden kann, der jedoch fast keine Zuschauer hat. Die Demokratisierung der Angebotsfläche ohne die Möglichkeit der massenhaften Verbreitung bleibt ohne sozial relevante gesellschaftliche Resonanz. In der breiten Angebotsfläche unterschiedlicher Anbieter ist Fernsehen der Ort, wo sich Teilkulturen über einen Status Quo des Zusammenlebens verständigen. Foren für Subkulturen finden sich in den klassischen Kulturkanälen wie Arte oder 3sat, aber auch in den Musikkanälen Viva oder MTV.

Das Wechselverhältnis von Reproduktion und Produktion kultureller Symbolwelten macht die besondere Wirkung des Fernsehens aus. Die Dominanz seiner medialen Symbolwelten führt auch zur Medialisierung der tradierten Kulturbereiche. Dies lässt sich an der Medialisierung des Theaters verdeutlichen. Die Hamburger Inszenierung von 'Arsen und Spitzenhäubchen' setzt filmi-

32. Fiske, 1987, S. 316.

sche Inszenierungsvorgaben in eine schauspielerische Wiederholung um. Kulturproduktion und Reproduktionen stehen im engen Wechselverhältnis.

13. Das Fernsehen als Wissenspeicher der Gesellschaft

Mit seinem grundsätzlichen Darstellungsprinzip der Sammlung von Ähnlichkeiten bildet das Fernsehen einen Speicher, in dem kollektiv bedeutsames Wissen der Gesellschaft archiviert wird. Leitbilder in den Nachrichten determinieren die öffentliche Aufmerksamkeit und den kollektiven Wissensbestand hinsichtlich unterschiedlicher Sachverhalte und Themen. Daneben wird nicht nur Handlungs-, sondern auch emotionale Kompetenz vermittelt. Ein neuer Kompetenzbedarf kann durch das Handeln neuer Protagonisten befriedigt werden. Eine chronologische Struktur mit wechselnden Personen als Träger aktueller Welterklärung kennzeichnet das Fernsehen. Das zeigt bereits der Rückblick in den Bereich der Nachrichten oder die Geschichte der Arztserien, der den Kompetenzwechsel verdeutlicht. In Geschichtssendungen dient das Abbild historischer Ereignisse der Kollektivierung von Erinnerung. Das kollektive Gedächtnis konstituiert sich aus einer Vielzahl historischer Beiträge und wird in den Nachrichten aktualisiert.

14. Fernsehen im Prozess der Globalisierung

Die besondere Funktionsbreite des Fernsehens ist Resultat des komplexen Verhältnisses aus Produktion und Reproduktion. Ben Bachmair konstatiert, dass

[...] die Menschen mit dem symbolischen, ästhetischen Material der Massenkommunikation ihre voneinander abgegrenzten Milieus und Szenen³³

33. Bachmair, 1996, S. 13.

aufbauen. Damit wäre die gegenwärtige Gesellschaftsstruktur ein Endresultat medialer Symbolwelten.

Als Katalysator gesellschaftlicher Entwicklungen kommt dem Fernsehen eine ambivalente Rolle zu. Knut Hickethier konstatiert eine gesellschaftliche Modernisierung, die sich in einem kulturellen Wandel als Teil des sozialen Wandels realisiere. In diesem Prozess fungiere das Fernsehen als "Transmissionsriemen sozialer Veränderungen", indem es die subjektive Wahrnehmung in kollektiven Schemata organisiere.

Das Fernsehen fungiert als Katalysator der kulturellen Globalisierung, indem es Symbolsysteme bereit stellt, die eine Globalisierung der Kultur ermöglichen. Seine Kombination aus kulturspezifischen Zeichensystemen in eigenproduzierten Sendungen und internationalen Zeichensystemen in Kaufproduktionen ermöglicht den Zuschauern die Orientierung im Spannungsfeld von nationalen Kulturen und globalen Entwicklungen.

Darüber hinaus führt das Fernsehen in einem Programmschema verschiedene kulturelle Narrationen zusammen. Damit erleichtert es die Orientierung in andersartigen kulturellen Zusammenhängen. Einheitliche Narrationsmuster bieten eine sinnvolle Anordnung von Ereignissen. In der Addition dieser Narrationen auf der Programmoberfläche sind verschiedene Sinn- und Identitätsangebote enthalten.

Innerhalb der Fernsehnarrationen ist im Bereich der eigenproduzierten Fernsehfiction eine deutliche Integration des Darstellungsprinzips der regionalen Nähe erkennbar. Der slowenische Philosoph Slavoj Žižek betont die Integration des Regionalen in die Globalisierung:

Heute wird die politische Diskussion über Europa in den Medien so geführt, als ob der große Widerspruch zwischen der Globalisierung und unserer kleinen kulturellen und ethnischen Identität bestünde. Wenn man aber die gegenwärtige Entwicklung

Kulturproduktion und -reproduktion des Fernsehens

genauer betrachtet, sieht man, daß die Opposition zwischen Globalisierung und partikularen Identitäten nicht der zentrale Widerspruch ist. Die Dynamik des modernen globalen Kapitals hat zur Folge, daß es zu seiner eigenen Reproduktion diese Regionalismen und Teilbereiche benötigt. Deshalb unterstützt und generiert es eine Menge partikularer Identitäten.³⁴

Das Fernsehen unterstützt diese Entwicklung. Sein Interesse liegt in der Fragmentarisierung der globalen Öffentlichkeit in verschiedene, klar voneinander abgrenzbare Kundenkreise, die als Zielgruppen angesprochen werden. Die globale Medienlandschaft strukturiert sich in ein Mosaik der Konsumkulturen.

34. Miesegang, Thomas: Wie funktioniert Bill Gates? Ein ZEIT-Gespräch mit dem slowenischen Philosophen Slavoj Žižek über Europa, Universalismus und Führerfiguren neuen Typs, in: Die Zeit Nr. 10 vom 26.2.1997, S. 45.

Literaturverzeichnis

- Aristoteles: Poetik, Stuttgart 1961.
- Augé, Marc: Unorte, Frankfurt am Main 1996.
- Bachmair, Ben: Fernsehkultur. Subjektivität in einer Welt bewegter Bilder, Opladen 1996.
- Bleicher, Joan Kristin: Zum Raum wird hier die Zeit, in: Keller, Heinz/Hickethier, Knut (Hrsg.): Film und Geschichte, Berlin 1997.
- Blumenberg, Hans: Arbeit am Mythos, Frankfurt am Main 1996.
- Cassirer, Ernst: Philosophie der symbolischen Formen, Darmstadt 1925.
- Fiske, John: Television Culture, London 1987.
- Flusser, Vilém: Medienkultur, Frankfurt am Main 1997.
- Goodman, Nelson: Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie, Frankfurt am Main 1997.
- Graevenitz, Gerhart von: Mythos. Zur Geschichte der Denkgewohnheit, Stuttgart 1987.
- Hejl, Peter: Soziale Konstruktion von Wirklichkeit, in: Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien, Opladen 1996, S. 43-59.
- Hickethier, Knut: Produzenten und Vermittler von Medienkultur – am Beispiel des Fernsehspiels, in: Saxer, Ulrich (Hrsg.): Medien-Kulturkommunikation, Opladen 1998.
- Luhmann, Niklas: Liebe als Passion, Frankfurt am Main 1999.
- Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien, Opladen 1996.
- Mieseingang, Thomas: Wie funktioniert Bill Gates? Ein ZEIT-Gespräch mit dem slowenischen Philosophen Slavoj Žižek über Europa, Universalismus und Führerfiguren neuen Typs, in: Die Zeit, Nr. 10 vom 26.2.1997, S. 45.
- Rutschky, Michael: Lebensromane, Göttingen 1998.
- Schmidt, Siegfried J.: Konstruktivismus in der Medienforschung. Konzepte, Kritiken, Konsequenzen, in: Merten/Schmidt/Weischenberg 1996, S. 592-623.
- Tachau, Peter: Das Fernsehen ein säkularer Hausaltar, in: Sonntagsblatt vom 26./28.6.1991.
- Willeke, Stefan: Die diskreten Zeichen des Erfolgs, in: Die Zeit, Nr. 22, 27.5.1999, S. 13.

Kulturelle Identität, Fernsehen und das Wohnzimmer: Identitätsartikulation zwischen lokalen und translokalen Ressourcen¹

Andreas Hepp

Die kritische Ethnographie ist [...] ein Mittel, die wechselseitige Durchdringung von Hegemonialem und Populärem aufzuzeigen und das Globale im Lokalen sowie das Lokale im Globalen aufzusuchen.²

Vorbemerkungen

Die Beschäftigung mit 'Identität' bzw. 'kultureller Identität' hat in den Kultur- und Sozialwissenschaften Hochkonjunktur – man könnte hier fast von einem 'Boom' der Beschäftigung mit diesem thematischen Zusammenhang sprechen. Um diese Feststellung zu untermauern, genügt ein Blick in die aktuellen Programme von Verlagen wie Sage, der mit 'Culture, Media and Identities' in Kooperation mit der Open University eine ganze Reihe zu dem Thema herausgibt. Aber auch ein Blick auf die Podien, Sektionen und Arbeitskreise aktueller Fachtagungen bestätigt diese Eingangsdia­gnose: Exemplarisch zu nennen ist in diesem Zusammenhang das Hauptthema 'questions of difference and identity' der dritten 'Crossroads in Cultural Studies'-Tagung in Birmingham im Jahr 2000, aber auch im Programm anderer sozial- und kulturwissenschaftlicher Fachtagungen fällt immer wieder der

1. Herzlichen Dank an Waldemar Vogelgesang für seine instruktive Kritik einer früheren Fassung dieses Beitrags.

2. Ang, Ien: Kultur und Kommunikation. Auf dem Weg zu einer ethnographischen Kritik des Medienkonsums im transnationalen Mediensystem, in: Bromley, Roger/Göttlich, Udo/Winter, Carsten (Hrsg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung, Lüneburg 1999, S. 332.

Ausdruck der (kulturellen) Identität. Um den Dreiklang abzurunden, der wissenschaftliche Booms zu begleiten scheint, kann man – neben Verlagsprogrammen und Tagungen – auf Themenhefte von Zeitschriften verweisen. Wiederum sei hier exemplarisch nur eine Zeitschrift genannt, nämlich das Heft 1/99 der Zeitschrift 'medien praktisch', das dem Thema 'Identität in der Mediengesellschaft' gewidmet ist. Gewiss kann man hier einwenden, mit Fragen der Identität haben sich die Kultur- und Sozialwissenschaften seit ihrem Bestehen befasst. Deutlich wird dies an den Werken von Klassikern der sozialwissenschaftlichen Identitätsforschung wie Georg Simmel und George Herbert Mead. Meines Erachtens geht die Breite, mit der das Thema (kulturelle) Identität momentan aufgegriffen und behandelt wird, aber über die bisherige Beschäftigung mit diesem Themenkomplex hinaus – und dies ist der Grund, warum ich zumindest in meinen Vorbemerkungen einmal von einem 'Boom' der Beschäftigung mit Identität sprechen möchte.³

Meaghan Morris war es, die sich mit dem Phänomen solcher wissenschaftlicher 'Booms' auseinander gesetzt hat.⁴ Bezogen auf einen ganz anderen thematischen Zusammenhang, nämlich den der Hinwendung der Cultural Studies zu Rezipierendenaktivitäten, hat sie auf eine gewisse Gefahr der 'Banalisierung' hingewiesen, die mit solchen Booms einhergehen kann: Ein und dasselbe Theorem wird in unterschiedlichen Varianten in verschiedenen Studien nur noch bestätigt. Bestehen solche Gefahren einer Banalisierung möglicherweise auch bei der Beschäftigung mit kultureller Identität? Wird dort auch, wie Morris – ob zu Recht

3. Vgl. auch dazu unsere Argumentation in Andreas Hepp/Tanja Thomas/Carsten Winter: Medienidentitäten: Eine Hinführung zu den Diskussionen, in: dies. (Hrsg.): Medienidentitäten. Identität im Kontext von Medienkultur und Globalisierung, Köln 2003, S. 7-26.

4. Vgl. Meaghan Morris: Das Banale in den Cultural Studies, in: Hepp, Andreas/Winter, Carsten (Hrsg.): Die Cultural Studies Kontroverse, Lüneburg 2003, S. 51-83.

oder zu Unrecht sei einmal dahin gestellt – für die Rezeptions- und Aneignungsforschung der Cultural Studies behauptet, mit der Hybridisierung gegenwärtiger kultureller Identitäten nur noch eine Position in unterschiedlicher Akzentuierung verhandelt? Meiner Meinung nach würde man es sich mit einer einfachen Abwehrhaltung gegenüber einem Boom der Beschäftigung mit kultureller Identität zu leicht machen, denn er ist nicht einfach als 'wissenschaftlicher Trend' zu deuten, sondern als ein Symptom für den Zwang eines jeden bzw. einer jeden zu alltäglicher, individueller – und ich gebrauche hier ganz bewusst den Ausdruck des Individuellen – Selbstvergewisserung in den gegenwärtigen, zunehmend durch Globalisierung geprägten Modernen.⁵ Kennzeichen dieser alltäglichen, individuellen Selbstvergewisserung ist, wie man in Anlehnung an Mike Featherstone formulieren kann, dass sie im Spannungsfeld sich ausbreitender, globaler Konnektivitätsnetzwerke einerseits und nach wie vor bestehender, differenzstiftender lokaler Kulturen andererseits stattfindet.⁶ Der Boom der extensiven Beschäftigung mit kultureller Identität ist also nicht begründet in einem immanenten Trend des wissenschaftlichen Diskurses, sondern vielmehr in der sozio-kulturellen

5. In ganz ähnlichem Sinne ließe sich als Kritik an der Position von Meaghan Morris anführen, dass die Betonung der Pluralität von Medienaneignung in den Rezeptions- und Aneignungsstudien der Cultural Studies kein immanenter wissenschaftlicher Trend ist, sondern ihre Begründung in dem Wandel der Gesellschaft in der Postmoderne hat: In dieser herrscht nicht (mehr?) eine dominante Bedeutungsstruktur vor, mit der bestimmte klar umgrenzte Formen der Medienaneignung korrespondieren. Vielmehr ist Kultur in der Postmoderne ein vielfältiges und widersprüchliches Bedeutungsgeflecht geworden, entsprechend vielschichtig ist auch die Aneignung, medialer Produkte, und genau dies wird in der gegenwärtigen Aneignungsforschung reflektiert (vgl. Ien Ang: *Living Room Wars. Rethinking Media Audiences for a Postmodern World*, London/New York 1996, S. 168-171; Andreas Hepp: *Cultural Studies und Medienanalyse. Eine Einführung*, Opladen 2004a, Kap. 5).

6. Vgl. Mike Featherstone: *Postmodernismus und Konsumkultur: Die Globalisierung der Komplexität*, in: Robertson, Caroline Y./Winter, Carsten (Hrsg.): *Kulturwandel und Globalisierung*, Baden-Baden 1999, S. 77-106.

Tatsache, dass Fragen der Identität mit der gegenwärtigen Globalisierung zunehmend zu einem alltäglichen Problem geworden sind.⁷

Der theoretische Ausgangspunkt meiner Argumentation ist demnach der Boom einer Beschäftigung mit kultureller Identität als Symptom. Ein solcher Ausgangspunkt macht es nötig, in einem ersten Teil meines Beitrags einige kleinere Anmerkungen zu Positionen in der Diskussion um kulturelle Identität zu machen, vornehmlich der Diskussion innerhalb der Cultural Studies. Ein zweiter Teil wird sich dann eines Aspektes von Identitätsartikulation widmen, der meines Erachtens bei der Beschäftigung mit kultureller Identität bisher zu kurz gekommen ist, nämlich dem Stellenwert alltäglicher Identitätsunterhaltungen. Der dritte und letzte Teil meines Beitrags versucht schließlich anhand eines empirischen Fallbeispiels die Notwendigkeit der Berücksichtigung solcher Identitätsunterhaltungen in der Diskussion um den Zusammenhang von Medien und kultureller Identität weiter zu untermauern.

7. Vgl. Anthony Giddens, 1991, S. 53 f. Grundlegend ist hier darauf hinzuweisen, dass überhaupt die biographische Selbstthematization seit der frühen Neuzeit zu einem sozio-kulturellen Phänomen wurde. So hat Alois Hahn herausgearbeitet, dass "Selbstidentifikation in gewisser Weise [korreliert] mit den sozialstrukturell angebotenen Freiheitsräumen" (Hahn, Alois: Biographie und Lebenslauf, in: Brose, Hanns-Georg/Hildenbrand, Bruno (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen 1988, S. 99.): Mit Zunahme der Freiheitsräume nehmen auch die "Biographisierungschancen" (ebd.) zu. Zusammenfassend stellt Hahn fest, dass der "Grund für gesteigertes biographisches Interesse [...] auch ganz generell in Komplexitätssteigerungen liegen [kann], wie sie etwa bei der Ausdehnung des Raumes der Möglichkeiten entstanden, durch die die europäische Neuzeit charakterisiert war" (Hahn, 1988, S. 103).

Kulturelle Identität und Medien: Das Wohnzimmer als Ort der Identitätsartikulation

Meine Reflexionen über kulturelle Identität möchte ich mit der Typisierung dreier Diskussionsfelder beginnen, die in letzter Zeit primärer Fokus der Auseinandersetzung mit kultureller Identität gewesen sind: Fragen des (1) reflexiven, (2) fragmentierten und (3) differenzstiftenden Charakters waren es, die in letzter Zeit die wissenschaftliche Beschäftigung mit kultureller Identität geprägt haben.

1. Es ist vor allem Anthony Giddens anzurechnen, sich mit dem *reflexiven Charakter* kultureller Identität auseinander gesetzt zu haben, indem er kulturelle Identität als Selbst-Identität definiert hat, die "routinemäßig in den reflexiven Aktivitäten des Individuums konstituiert und aufrechterhalten werden muss".⁸ Hierunter versteht er, dass Identität kein unverkennbarer Charakterzug und keine Summe von Charakterzügen ist. Identität ist in seiner Argumentation die Narration des Selbst über sich, wobei diese Narration als ein fortlaufender Prozess der reflexiven Deutung des Selbst verstanden werden muss und die 'Inhalte' solcher biographischer Erzählungen je nach sozio-kulturellem Kontext variieren.⁹

8. Anthony Giddens: *Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age*, Stanford/California 1991, S. 52.

9. Ein solches Verständnis von Identität ist explizit gegen das Identitätskonzept von George Herbert Mead (1988) gerichtet, dessen Differenzierung zwischen I, Me und You von Giddens als sprachliches Konstrukt begriffen wird, indem das I als ein 'linguistic shifter' seine Bedeutung durch ein Netzwerk von Begriffen erfährt, die durch ein diskursives System von Subjektivität erworben werden: Das I ist als essentielles Zentrum der Identität nicht fassbar (vgl. Giddens, 1991, S. 53). Ähnlich kritisiert auch Stuart Hall die Vorstellung Meads – ebenso wie die Goffmans – als ein interaktionssoziologisches Modell, das von einer stabilen Reziprozität von 'Innen' und 'Außen' ausgeht, die so seiner Meinung nach nicht zutreffend ist (vgl. Stuart Hall: *Rassismus und kulturelle Identität*. *Ausgewählte Schriften 2*, Hamburg 1994, S. 192).

Gewiss sind solche Überlegungen nicht neu.¹⁰ Jedoch haben sie in der – um die Begrifflichkeit von Anthony Giddens zu gebrauchen – 'zweiten Moderne' ihre spezifische Bedeutungsdimension erst entfaltet: Mit der Ausdifferenzierung verschiedener Lebensstile und -formen bzw. der damit verbundenen Entstandardisierung von Lebensläufen haben die Anforderungen an die reflexiven Anstrengungen des oder der Einzelnen bei der Identitätsartikulation zugenommen. Ronald Hitzler und Anne Honer haben hier auch von der 'Bastelexistenz' gesprochen, der zugenommenen Notwendigkeit einer aktiven Konstitution der eigenen Identität aus unterschiedlichsten kulturellen Ressourcen.¹¹ Die Meta-Erzählungen der Kirche und Religion, an denen sich frühere biographische Erzählungen orientieren konnten, haben an Verbindlichkeit verloren, wodurch sowohl der Zwang zu als auch der Spielraum für eigene biographische Erzählungen zugenommen hat.

2. Die Diskussion um den *fragmentierten Charakter* von kultureller Identität verweist neben der Individualisierungsdebatte insbesondere auf die Auseinandersetzung um ethnische Aspekte kultureller Identität. Salopp formuliert könnte man sagen, es geht hier zuerst einmal um ein bestimmtes Narrationsmuster der reflexiven Biographie-Erzählung: In den durch Globalisierung geprägten Modernen erscheint eine geschlossene Identitätserzählung zu-nehmend unmöglich – die eigene Identitätserzählung besteht aus einer Vielzahl von Strängen, die sich überkreuzen, und ist nicht mehr in der geschlossenen Erzählung des Bildungsromans fassbar. Im Postkolonialismus verweist dieses Stichwort aber darüber hinaus auf die 'Hybridität' bzw. den 'Synkretismus'

10. Vgl. z.B. Erving Goffman, *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*, Frankfurt am Main 1971.

11. Vgl. Ronald Hitzler/Anne Honer: *Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung*, in: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): *Risikante Freiheiten*, Frankfurt am Main 1992, S. 307-315.

als zentrale Merkmale gegenwärtiger kultureller Identität (insbesondere der Diaspora). In dieser Diskussion, für die Namen wie Homi Bhabha oder Iain Chambers stehen,¹² werden zunehmend Fragen des sogenannten 'dritten Raums' verhandelt, in dem sich Identität quasi 'zwischen' Kulturen artikuliert. Solche Identitäten sind deshalb als 'hybrid' oder 'synkret' zu begreifen, weil sie nicht einfach eine 'Mischung' oder 'Verschmelzung' von in nationalen kulturellen Kontexten lokalisierten Identitäten darstellen, sondern ein in einem aktiven, eben reflexiven Prozess artikuliertes Pastiche verschiedener kultureller Identitätsressourcen.¹³ Wiederum sind diese Überlegungen nicht als losgelöster Theoriediskurs zu begreifen, sondern in ihnen manifestiert sich mit der Globalisierung eine allgemeine sozio-kulturelle Entwicklung, durch die gegenwärtige Gesellschaften geprägt sind: Nicht nur, dass ehemals entfernte kulturelle Ressourcen lokal zugänglich sind – man denke allein an die vielfältigen asiatischen, afrikanischen und osteuropäischen Lokale in Karlsruhe –, sondern es lebt auch eine zunehmende Zahl von Personen jenseits der 'kulturellen Heimat' ihrer Elterngeneration als Migranten auch in der deutschen Gesellschaft. Es sind solche Leute, die in ihrer reflexiven Biographienarration geradezu dazu verdammt sind, eine neue kulturelle Identität im Grenzbereich des 'Dazwischen' zu artikulieren, ob als Deutschtürken, asiatische Briten oder europäische Schwarze.

3. Der dritte Diskussionsstrang um den *differenzstiftenden Charakter* von kultureller Identität steht in enger Beziehung mit (alltags-) politischen Dimensionen von Identitätsartikulation. In Anlehnung an linguistische bzw. poststrukturalistische Überlegungen hat Stuart Hall darauf aufmerksam gemacht, dass kul-

12. Vgl. Iain Chambers/Liadi Curti (Hrsg.): *The Post-Colonial Question. Common Skies, Divided Horizons*, London 1996; Homi Bhabha: *Die Verortung der Kultur*, Tübingen 1999.

13. Vgl. Roger Bromley: *Multiglobalismen – Synkretismus und Vielfalt in der Populärkultur*, in: Robertson, Caroline Y./Winter, Carsten (Hrsg.): *Kulturwandel und Globalisierung*, Baden-Baden 1999.

turelle Identität sich in ihrem fortlaufenden diskursiven Konstitutionsprozess in der Abgrenzung vom anderen bestimmt. Hall bezeichnet dies als das "Paradox der Bedeutung",¹⁴ das auch im Prozess der Identitätsartikulation nicht überwunden werden kann – Aspekte von Identität sind gerade erst dann bedeutungsvoll, wenn sie differenzstiftend sind.¹⁵ Sich diese Untrennbarkeit von kultureller Identität und Differenz zu verdeutlichen, erscheint insbesondere vor dem Hintergrund bestehender nationalkultureller Diskurse relevant, die sich durch die Vorstellung einer einheitlichen Identität auszeichnen, in der alle Mitglieder als Angehörige einer großen Familie erscheinen.¹⁶ Hall macht hier darauf aufmerksam, dass keine der sich so definierenden Nationalkulturen historisch gesehen wirklich homogen war und sich das, was heute als Nationalidentität erscheint, in einer kulturellen Hegemonie spezifischer Gruppen konstituiert hat. Nationalkultur und die damit verbundene Nationalidentität ist entsprechend als ein 'diskursiver Entwurf' zu denken, dessen Spezifikum der Versuch ist, Differenzen als Einheit darzustellen. Gegenwärtig aufkommende Nationalitätenkonflikte verweisen dabei auf die Sprengkraft, die der differenzstiftende Charakter von kultureller Identität vor dem Hintergrund von Versuchen hegemonialer kultureller Homogenisierung nach wie vor hat.¹⁷

14. Hall, 1994, S. 77.

15. In diesem Zusammenhang stellt Alois Hahn fest, dass Identität "immer auch der Abgrenzung gegen Alterität" bedarf. Insofern "benötigen wir Fremdheit, um zu sagen, was wir sind, indem wir sagen, was wir nicht sind" (Hahn, Alois: Eigenes durch Fremdes. Warum wir anderen unsere Identität verdanken, in: Zürich, Museum für Gestaltung (Hrsg.): Konstruktionen – Sichtbarkeiten (Interventionen 8), Wien/New York 1999, S. 63.).

16. Vgl. Hall, 1994, S. 204-208.

17. In diesem Umfeld ist auch die (politische) Debatte um den 'Clash of Nations' zu verorten, die Samuel Huntington (1996) auslöste. Vgl. dazu Lawrence Grossberg: Der Cross Road Blues der Cultural Studies, in: Hepp, Andreas/Winter, Carsten (Hrsg.): Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse, dritte überarbeitete und erweiterte Auflage, Wiesbaden 2006, S. 23-40.

An diesem Punkt stellt sich die Frage, welchen Stellenwert Medien im Prozess der Konstitution kultureller Identität haben. Es sind hier insbesondere David Morley und Kevin Robins gewesen, die diese Frage in mehreren Publikationen diskutiert haben.¹⁸ Ihr zentraler Argumentationspunkt ist, dass mit den elektronischen Kommunikationstechnologien die Möglichkeit einer Neudefinition zwischen Raum und Ort besteht, indem sie "das Potential haben, Grenzen zu überschreiten und Territorien zu untergraben".¹⁹ Worauf diese Formulierung zielt, ist der Sachverhalt, dass in den Medien Identitätsressourcen über die traditionellen Grenzen der Nationalstaaten hinweg, in gewissem Sinne translokal vermittelt werden. Am deutlichsten ist dies vielleicht für Musiksender wie MTV, deren Clips für Jugendliche und Erwachsene über verschiedene Orte hinweg reflexive Deutungsangebote darstellen, d.h. Materialien für die Konstitution einer eigenen Identität.²⁰ Aber auch andere Fernsehsendungen – beispielsweise bestimmte Serien und Reihen wie Dallas und Derrick – haben eine langjährige translokale 'Sende-Geschichte', d.h. die Identitätsressourcen, die sie zur Verfügung stellen, sind keinesfalls auf einen Ort beschränkt.

18. Morley, David/Robins, Kevin: Globalisierung als Identitätskrise: Die neue globale Medienlandschaft, in: Hepp, Andreas/Löffelholz, Martin (Hrsg.): Grundlagentexte zur transkulturellen Kommunikation, Konstanz 2002, S. 533-560. Auf ähnliche Zusammenhänge hat Joshua Meyrowitz in 'No Sense of Place' aufmerksam gemacht (Meyrowitz, Joshua: Die Fernsehgesellschaft. Wirklichkeit und Identität im Medienzeitalter, Weinheim/Basel 1987.) Mehr zu Meyrowitz' Position in der weiteren Argumentation.

19. Morley/Robins, 1989, S. 22.

20. Zum Phänomen der Popmusik im Fernsehen, insbesondere in VIVA und MTV vgl. Thorsten Quandt: Musikvideos im Alltag Jugendlicher. Umfeldanalyse und qualitative Rezeptionsstudie, Wiesbaden 1997; Klaus Neumann-Braun/Axel Schmidt: McMusik. Einführung, in: Neumann-Braun, Klaus (Hrsg.): Viva MTV! Frankfurt am Main 1999, S. 7-42; Eggo Müller: Populäre Visionen. Ein Sampler zur Debatte um Musikclips und Musikfernsehen in den Cultural Studies, in: Neumann-Braun, 1999, S. 74-89.

Den Stellenwert, den Rezeptionserfahrungen für die eigene biographische Narration haben, macht auch Lothar Mikos deutlich, wenn er argumentiert, dass in der gegenwärtigen, zunehmend durch Globalisierung geprägten Gesellschaften die Identitätsarbeit anhand medialer Texte allein deshalb eine Notwendigkeit geworden ist, "weil nur noch die Medien zwischen den verschiedenen Lebensbereichen vermitteln können".²¹ Auch wenn in unserer gegenwärtigen Gesellschaft die kulturelle Identität einer linken Feministin eine vollkommen andere ist als die eines Brokers oder eines deutschtürkischen Arbeitslosen, so bleiben doch bestimmte Medieninhalte – beispielsweise die erwähnten Serien wie 'Dallas', Filme wie 'Titanic' oder Musikvideos wie die von 'Nirvana' –, die sie als Materialien für Rezeptionserfahrungen miteinander verbinden.

Allerdings muss man vorsichtig dabei sein, eine solche translokal verbindende Kraft von Medieninhalten überzubetonen. Erstens stehen durch die Ausdifferenzierung der Medienlandschaft immer vielschichtiger werdende Medienangebote zur Verfügung und die Rezipierenden sind mit der Aufgabe einer alltäglichen 'Politik der Wahl' konfrontiert, auf diesem Identitätsmarkt Ressourcen für die eigene Identitätserzählung auszuwählen.²² Zweitens darf man nicht den argumentativen Kurzschluss begehen, davon auszugehen, dass nur weil Medieninhalte translokal oder gar global ausgestrahlt werden würden, diese zwangsläufig zu einer Homogenisierung von kultureller Identität führen würden, dass sich beispielsweise durch europaweite Fernsehsendungen eine europäische Identität entwickeln würde.

21. Mikos, Lothar: Erinnerung, Populärkultur und Lebensentwurf. Identität in der multimedialen Gesellschaft, in: Medien Praktisch 1991 (1), 1999, S. 6.

22. Vgl. Rainer Winter/Roland Eckert: Mediengeschichte und kulturelle Differenzierung. Zur Entstehung und Funktion von WahlNachbarschaften, Opladen 1990.

Gerade die jüngste Rezeptions- und Aneignungsforschung, insbesondere in der Tradition der Cultural Studies, hat gezeigt, dass ein und derselbe Medientext in unterschiedlichen sozio-kulturellen Kontexten verschieden angeeignet wird.²³

Diese Einwände lassen es notwendig erscheinen, sich näher mit dem Begriff des Lokalen bezogen auf Medienkommunikation auseinander zu setzen. David Morley hat in seinem Versuch, das Verhältnis des Fernsehens zu lokalen Lebenszusammenhängen differenziert zu betrachten, in Anlehnung an Joshua Meyrowitz²⁴ von der "postmodernen Geographie" des "verallgemeinerten Anderswo"²⁵ gesprochen. Mit dieser Metapher fasst Morley den Sachverhalt, dass durch die elektronischen Medien wie Telefon, Radio, Fernsehen und Internet unser Gefühl für Orte relativiert wird, dass beispielsweise der mediengestützte Zugang zu den Menschen, die nicht vor Ort sind, oftmals schneller und einfacher zu bewerkstelligen ist, als der Zugang zum physisch anwesenden Nachbarn. Für viele Jugendliche sind medienvermittelte Jugendstile wie der der Technos als Identitätsangebote auf einer ersten Ebene 'relevanter' als diejenigen vor Ort.²⁶ Ein Reiz solcher Medienangebote besteht darin, dass sie als solche an verschiedenen Orten (eines Bundeslandes, Staates, Europas, der Welt) – also: translokal²⁷ – zugänglich sind, was ihnen zusätzliches 'Gewicht' als Identitätsressourcen verleiht: Die medienver-

23. Vgl. dazu Andreas Hepp: Netzwerke der Medien. Medienkulturen und Globalisierung, Wiesbaden 2004, S. 357-416.

24. Meyrowitz, 1987.

25. David Morley: Where the Global Meets the Local: Aufzeichnungen aus dem Wohnzimmer, in: montage/av 6 (1), 1997, S. 18.

26. Vgl. Waldemar Vogelgesang: Jugendliches Medienhandeln: Szenen, Stile, Kompetenzen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 1997 (B 19-20), 1997b, S. 13-27; ders.: Asymmetrische Wahrnehmungsstile, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 1999 (1), 1999a; ders.: Jugendliche Identitätsinszenierung und Szenengenerierung im Internet, in: Berliner Journal für Soziologie 1999 (1), 1999b, S. 65-84.

27. Vgl. Hepp, 2004.

mittelte Semantik des 'Techno-Seins' hat an verschiedenen Orten spezifisches Potential und kann als translokaler Ausdruck eigener Identität dienen.²⁸ Auf der zweiten Ebene werden auch solche translokalen Identitätsangebote oder -ressourcen 'lokalisiert', werden in Verbindung gesetzt mit den primären Lebenszusammenhängen unvermittelter Interaktion der 'eigenen' Lebens- oder Sozialwelt.

Als Ort, an dem dies geschieht, ist mehrfach das Wohnzimmer theoretisiert worden. So spricht Hermann Bausinger von der im Wohnzimmer greifbaren 'Semantik des Alltäglichen' im Prozess der Medienaneignung;²⁹ von David Morley stammt die Charakterisierung des Wohnzimmers als dem Ort, an dem sich globale und lokale Diskurse treffen. Ien Ang sieht im Wohnzimmer die 'postmodernen LivingRoomWars' am Werk und ich selbst habe in Anlehnung an Angela Keppler argumentiert,³⁰ dass es bei der Beschreibung von alltäglichen Medienaneignungsprozessen angemessen erscheint, bei dem örtlichen Konzept der häuslichen Welt anzusetzen.³¹ Zentral ist hier, dass man solche 'Politiken des

28. Vielleicht ist eine Besonderheit der vielzitierten 'elektronischen Gemeinschaften' darin zu sehen, dass sie sich auf translokale Identitätsangebote stützen. Allerdings teile ich die Skepsis von John Tomlinson gegenüber der These 'elektronische Gemeinschaften' würden zunehmend an die Stelle direkter Vergemeinschaftungsformen treten, die sich darin begründet, dass Vergemeinschaftung neben Interaktion grundsätzlich auch körperliche Nähe voraussetzt (vgl. John Tomlinson: Kosmopolitismus als Ideal und Ideologie, in: Robertson/Winter, 1999, S. 341-357 und die weitere Argumentation in diesem Beitrag).

29. Vgl. Hermann Bausinger: Alltag, Technik, Medien, in: Pross, Harry/Rath, Claus-Dieter (Hrsg.): Rituale der Medienkommunikation. Gänge durch den Medienalltag, Berlin 1983, S. 24-36.

30. Keppler, Angela: Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien, Frankfurt am Main 1994.

31. Zu einer detaillierten Darstellung des Konzeptes der häuslichen Welt vgl. Andreas Hepp: Von der Interpretationsgemeinschaft zur häuslichen Welt. Zur Fernsehaneignung in Gruppen aus der Perspektive der Cultural Studies, in: Medien Journal 4 (1997), 1997.

Wohnzimmers' in ihrer Metaphorik sieht: Es geht nicht darum, die 'bürgerliche Stube' als zentralen Ort der Lokalisierung medialer Angebote zu ideologisieren, vielmehr steht der Ausdruck des Wohnzimmers in diesem Zusammenhang sinnbildhaft für die kommunikativen Zentren verschiedenster sozialer Welten. Dies kann tatsächlich der 'Prototyp des Wohnzimmers', nämlich das der Kernfamilie sein, aber auch die Küche einer Wohngemeinschaft, in der neben dem gemeinsamen Tisch das Fernsehgerät steht, oder selbst der Aufenthaltsraum eines Jugendzentrums, der in gewisser Weise für die sich um das betreffende Jugendzentrum gruppierenden Jugendlichen die Funktion des kommunikativen Zentrums erfüllt, indem dort nicht nur Medien genutzt werden, sondern ebenso über Medieninhalte gesprochen wird. Bezogen auf die Lokalisierung medialer Identitätsressourcen in solchen Kontexten sind es insbesondere zwei Punkte, die meines Erachtens zu akzentuieren sind:

1. Philip Schlesinger (1987) hat darauf aufmerksam gemacht, dass die gewöhnliche Frage nach 'Wirkungen' neuer Kommunikationstechnologien auf lokale kulturelle Identitäten falsch gestellt ist und umgekehrt eher die Frage nach der Identität selbst gestellt werden muss. Hier ist zu erörtern, welche Bedeutung verschiedene Formen der Kommunikation bei ihrer Artikulation haben.³² Zentral ist nach dieser Argumentation also die Frage, welche wie genau konzeptionalisierbare 'Wirkung' Medien auf kulturelle Identität haben, durch eine andere Frage zu ersetzen, nämlich diejenige, welche Stellung verschiedene Kommunikationsformen im Prozess der Artikulation kultureller Identität einnehmen.
2. Will man die Rolle von Medien im Prozess der Identitätsartikulation näher betrachten, so sollte man sich nicht nur von der 'Wirkungsperspektive' lösen, sondern auch von einer holistischen Rezeptions- und Aneignungstheorie, die die Stellung von Medien bei der Identitätsartikulation *per se* be-

32. Vgl. Morley, 1997, S. 29.

schreiben will. Len Ang hat grundlegend auf das Problem einer Entwicklung solcher holistischen Theorien aufmerksam gemacht und es ist ihr darin zuzustimmen, dass ein solches Beschreibungsziel im Hinblick auf die fragmentierten Identitäten der gegenwärtigen Modernen generell ein kaum durchführbares Unterfangen ist.³³ Zum einen zerfällt jede kulturelle Identität in verschiedene – wie man es nennen könnte – *Identitätsaspekte*, wie den ethnischen Aspekt der kulturellen Identität oder den des Genders.³⁴ Zum anderen ist die Aneignung von Identitätsressourcen durch die Medien selbst hochgradig fragmentiert, und zwar deshalb, weil – wie bereits angeführt – in der Zeit von 'Spartenkanälen', 'Zielgruppenprogrammen' und 'computervermittelter Kommunikation' die Medienerfahrungen, die mehrere Personen teilen, immer geringer werden.³⁵

Basierend auf einer solchen Kritik einer 'holistischen Identitätstheorie' und einer 'Wirkungsperspektive' kann es also nicht um eine Beschreibung der Rolle von Medien bei der Konstitution der kulturellen Identität im Singular gehen, sondern allenfalls um das Begreifbarmachen der Rolle von einzelnen Rezeptionserfahrungen bei der Artikulation verschiedener Identitätsaspekte. Wenn man gemäß der formulierten Prämisse hier bei den Kommunikationsformen selbst ansetzt, so wird in einer gewissen Parallele zu der Differenzierung von lokalen und translokalen Identitätsressourcen deutlich, dass im Prozess der fragmentierten Identitätsartikulation eben nicht nur mediale Kommunikationsformen eine Rolle spielen, sondern auch nicht-mediale, nämlich verschiedene

33. Vgl. Ang, 2006.

34. Solche Identitätsaspekte existieren natürlich nicht als essentielle 'Teile' von Identität sondern vielmehr als verschiedene Beschreibungsperspektiven der situationsabhängigen Artikulation von Identität. Aber gerade als solche sich teilweise überschneidende, teilweise komplementäre Beschreibungsperspektiven machen sie auf die Unfassbarkeit von kultureller Identität in einem holistischen Konzept aufmerksam.

35. Vgl. Morley, 1997, S. 30.

Formen des Alltagsgesprächs vor Ort. Hiermit möchte ich mich in den nächsten beiden Abschnitten meines Beitrags befassen.

Identitätsunterhaltungen: Gespräche über Medien als 'Identitätsgeneratoren'

Theorien wie die von Jean Baudrillard haben die Tendenz, den Stellenwert der Alltags- bzw. Lebenswelt in gegenwärtigen kulturellen Kontexten zu verkennen.³⁶ Sicherlich ist die heutige Alltagswelt umfassend von Medien durchdrungen; "Medienspuren" – wie Ben Bachmair dies nennt³⁷ – finden sich in allen Bereichen des gegenwärtigen Lebens. Dies heißt aber nicht, dass die Alltagswelt sich in einem 'Simulakrum' auflösen würde, sie scheint auch mit frotschreitender "Mediatisierung"³⁸ der – wenn auch mediendurchdrungene – primäre und herausragende Wirklichkeitsbereich der lokalen Lebenserfahrung zu bleiben.³⁹ Dieser Wirklichkeitsbereich wird, wie es Peter A. Berger und Thomas Luckmann formuliert haben, insbesondere durch eine fortlaufende 'Konversationsmaschine' aufrecht erhalten: Es sind unsere Alltagsunterhaltungen, mit denen wir uns in einem ständigen Prozess auf subjektiver Ebene die lokale sozio-kulturelle Wirklich-

36. Zur Medientheorie Jean Baudrillards vgl. insbesondere Jean Baudrillard: *Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen*, Berlin 1978a; ders.: *Agonie des Realen*, Berlin 1978b; ders.: *Der symbolische Tausch und der Tod*. [franz. 1976], München 1992.

37. Vgl. Ben Bachmair: Interpretations- und Ausdrucksformen von Fernseherlebnissen und Fernsehsymbolik, in: Charlton, Michael/Bachmair, Ben (Hrsg.): *Medienkommunikation im Alltag. Interpretative Studien zum Medienhandeln von Kindern und Jugendlichen*, München/New York/London, Paris 1990, S. 103-145; Ben Bachmair: *Fernsehkultur. Subjektivität in einer Welt bewegter Bilder*, Opladen 1996.

38. Krotz, Friedrich: *Die Mediatisierung kommunikativen Handelns. Der Wandel von Alltag und sozialen Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch Medien*, Opladen 2001.

39. Eine Kritik der Überlegungen Baudrillards, bei der dessen Theoretisierung von Medien- und Alltagswelt im Mittelpunkt steht, findet sich beispielsweise in Keppler, 1994 und Hepp, 1998, S. 75-78.

keit bestätigen.⁴⁰ Folgt man hier der Argumentation von John Tomlinson bzw. John B. Thompson,⁴¹ so mag genau in diesem Stellenwert alltäglicher Kommunikation einer der Gründe für die angeführte Vorrangigkeit lokaler, alltagsweltlicher Wirklichkeits-erfahrungen im Gegensatz zu medienvermittelten liegen. Thompson hat grundlegend drei Modi von Interaktion unterschieden, nämlich erstens Face-to-Face-Interaktion (beispielsweise das Alltagsgespräch), zweitens medienvermittelte Interaktion (beispielsweise Fax- oder E-Mail-Kommunikation) und drittens medienvermittelte Als-ob-Interaktion (also die Kommunikation mittels traditionell als 'Massenmedien' charakterisierter Medien).⁴² Tomlinson argumentiert hier, dass der Modus der 'medienvermittelten als-ob-Kommunikation' nicht dieselbe Verbindlichkeit erreichen kann wie direkte Face-to-Face-Kommunikation:

Menschliche Beziehungen bedürfen notwendig der körperlichen Nähe. Sie kann durch medienvermittelte Kommunikation vielleicht gesteigert, auf keinen Fall aber ersetzt werden.⁴³

Aus diesem Grund scheinen die Alltagsgespräche als Kommunikationsform körperlicher Anwesenheit einen zentralen Stellenwert bei der Medienaneignung zu haben, sie sind eine Art 'Katalysator' derselben, ein 'Authentizitätsfilter', durch den bestimmte mediale Inhalte bestätigt, ausgehandelt oder abgelehnt werden.

Dies trifft für den lokalisierenden 'Einbau' von Medieninhalten in die eigene Alltagswelt im allgemeinen zu, wie ich selbst in einer umfassenden Studie gezeigt habe,⁴⁴ aber auch für den Artikula-

40. Vgl. Peter L. Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt am Main 1977, S. 163.

41. Vgl. John B. Thompson: The Media and Modernity. A Social Theory of the Media, Cambridge 1995; Tomlinson, 1999.

42. Vgl. Thompson, 1995, S. 82-87.

43. Tomlinson, 1999, S. 14.

44. Vgl. Hepp, 1998.

tionsprozess von kultureller Identität auf der Basis medialer Identitätsressourcen, worauf beispielsweise Marie Gillespie und Chris Barker in einer Reihe von Studien hingewiesen haben.⁴⁵ Artikulation ist, wie man mit Verweis auf die Überlegungen Stuart Halls feststellen kann,⁴⁶ einerseits ein Prozess der Äußerung, und im Falle von kultureller Identität kann man sich diese 'Äußerung' nicht einfach (nur) als den Lebenslauf vorstellen, sondern muss, wie die bisherige Argumentation gezeigt hat, bei der reflexiven biographischen Erzählung von kultureller Identität ansetzen, die – und hier ist die Brücke zum Konzept der Alltagsunterhaltung – nicht nur ein innerer Monolog ist, sondern insbesondere in dem Gespräch mit anderen vollzogen wird. Andererseits ist Artikulation eine Verbindung von unterschiedlichen Elementen, im Falle von kultureller Identität von verschiedenen lokalen und medienvermittelten Identitätsressourcen im Hinblick auf spezifische Aspekte von Identität.

Marie Gillespie hat diesen Zusammenhang bezüglich ethnischer Identitätsaspekte näher betrachtet. Sie interessiert sich in ihrer Studie 'Television, Ethnicity and Cultural Change' für die 'Übersetzungsprozesse' bei der Artikulation kultureller Identität von in Southall lebenden jugendlichen Migranten, deren Eltern aus dem Pandschab stammen. Der Fluchtpunkt ihrer Studie ist die Frage, welche Rolle das Fernsehen in diesem Prozess des 'kulturellen Wandels' spielt. Basierend auf ihren Forschungen argumentiert sie, dass die in Southall lebenden Jugendlichen eine gemeinsa-

45. Vgl. Marie Gillespie: *The Mahabharata: from Sanskrit to Sacred Soap. A Case Study of the Reception of two Contemporary Televisual Versions*, in: Buckingham, David (Hrsg.): *Reading audiences. Young people and the media*, Manchester 1993, S. 48-73; dies.: *Television, Ethnicity and Cultural Change*, London/New York 1995; Chris Barker: *Television and the Reflexive Project of the Self: Soaps, Teenage Talk and Hybrid Identities*, in: *British Journal of Sociology* 44 (4), 1996; ders./Julie Andre: *Did You see? Soaps, Teenage Talk and Gendered Identity*, in: *Young: Nordic Journal of Youth Research* Autumn, 1996 (4).

46. Vgl. Hall, 1986.

me britisch-asiatische Identität ('British Asian Identity') entwickeln, wobei Fernsehen ihnen die notwendigen translokalen Identitätsressourcen für diesen Prozess der Identitätsartikulation zur Verfügung stellt. Fernsehen ermöglicht ihren Familien nicht nur, in der Form von 'Video-Briefen' die durch die Situation der Diaspora häufig über Europa verstreut lebenden Familienmitglieder an zentralen Festen symbolisch teilhaben zu lassen, sondern bietet ihnen das Fernsehen auch einen medienvermittelten Einblick in 'Bilder' der Alltagswelt weißer Briten und einer jugendlichen Populärkultur. Gerade in der Vermittlung des Fernsehens wird es ihnen möglich, eine gemeinsame, hybride Identität im Spannungsverhältnis zwischen verschiedenen Kulturen zu konstituieren.

Einen zentralen Stellenwert hat dabei das Gespräch über Fernsehinhalte selbst, der von Gillespie so bezeichnete 'TV-Talk'.⁴⁷ Der 'TV-Talk' bietet den Jugendlichen in Southall die Möglichkeit, sich über ihre eigene kulturelle Identität miteinander zu verständigen, sie in einem kontinuierlichen Prozess zu artikulieren. So bilden die Medieninhalte als spezifische semiotische Ressourcen einerseits einen Ausgangspunkt für die Jugendlichen, die kulturelle Identität und Lebensform ihrer Eltern in Bezug auf andere Möglichkeiten der Lebensführung zu kritisieren und hier Alternativen zu entwickeln. Andererseits bietet die insbesondere durch Werbung vermittelte 'translokale Konsumwelt' jugendlicher Populärkultur – man denke hier beispielsweise an die Werbung von Konzernen wie Coca Cola oder McDonalds – eine Art utopischen Freiraum, eine Welt der Konsumenten-Freiheit, die die Jugendlichen imaginativ gegen die auch in ihrem eigenen kulturellen Kontext erfahrenen rassistischen Repressionen setzen. In dieser medienvermittelten 'translokalen Konsumwelt' scheint die Artikulation einer 'neuen' Identität als asiatische Briten ein bereits realisiertes Projekt. Der Prozess der Aneignung von Medienpro-

47. Vgl. Gillespie, 1995, S. 23.

dukten durch die Jugendlichen ist so (auch) ein Prozess der kulturellen 'Übersetzung' translokaler Identitätsressourcen durch das Gespräch in einen lokalen, kulturellen Kontext:

In Southall aufzuwachsen hat zur Folge, dass man übersetzen lernt, sowohl im wörtlichen Sinne indem die jungen Leute die britischen Fernsehnachrichten für ihre Eltern übersetzen als auch gleichzeitig im übertragenen Sinne, indem sie Fertigkeiten erwerben müssen, von Kontext zu Kontext verschiedene Kulturen und verschiedene Positionen miteinander auszuhandeln. Wie viele Kritiker herausgestrichen haben, bringt die gegenwärtige Entwicklung globaler Kommunikationsformen zunehmend Kulturen zusammen, die möglicherweise einmal klar unterschieden waren. Die anscheinend marginale Erfahrung von Punjabi-Londonern kann somit tatsächlich als zentral für die sogenannte postmoderne Kultur angesehen werden, eine Kultur, in der Übersetzung zu einer gemeinsamen globalen Erfahrung wird.⁴⁸

Zu ganz ähnlichen Ergebnissen, was den Stellenwert von Alltagsgesprächen bei der medienvermittelten Identitätsartikulation betrifft, ist auch Chris Barker gelangt. In einer Reihe von Untersuchungen arbeitet er die Prozesse der Identitätsartikulation von britischen Jugendlichen heraus, die – ähnlich wie auch in der Studie von Gillespie – insbesondere dem kulturellen Kontext der asiatischen Diaspora entstammen.⁴⁹ In einer Parallele zu den Überlegungen Gillespies bezeichnet Barker die alltäglichen, identitätsstiftenden Gespräche über Fernsehen als Identitäts-Unterhaltung ('identity talk'). Erwähnenswert ist insbesondere, dass er in seiner Studie wesentlich detaillierter als Gillespie die Prozesshaftigkeit und Situativität von kommunikativer Identitätsartikulation zeigen kann: Identität erscheint hier als nichts kohärentes, feststehendes, sondern in einem ständigen Prozess, in dem die Identitäts-Unterhaltung insofern eine zentrale Position hat, als dass durch sie eine momentane Identitätsartikulation geschaffen wird, die wie ein vorläufiger Fixpunkt fassbar wird:

48. Gillespie, 1995, S. 207 f.; Gillespie, 2002.

Identitätsartikulation gewissermaßen als reflexive Erzählung über sich selbst, eine Erzählung, in die medienvermittelte, translokale Ressourcen eingebaut werden.

In Anlehnung an die Kommunikationstheorie Alois Hahns möchte ich hier solche Unterhaltungen als 'Identitätsgeneratoren' bezeichnen. Mit dem Begriff des 'Biographiegenerators' hat Hahn diejenigen Institutionen bezeichnet, die es dem oder der Einzelnen ermöglichen, die eigene Biographie als Teil von Identität in der situationalen Selbstthematisierung zu artikulieren.⁵⁰ Als Beispiele für solche 'Biographiegeneratoren' nennt Hahn die Beichte, aber auch die Psychoanalyse, das Tagebuch, die Memoiren oder das Geständnis vor Gericht. Sicherlich kann die Identitäts-Unterhaltung anhand lokaler und medienvermittelter, translokaler Identitätsressourcen nicht mit solchen institutionalisierten Formen der Selbstthematisierung verglichen werden. Jedoch weisen die identitätsartikulierenden Gespräche über Medien eine gewisse Parallelität zu den von Hahn beschriebenen Kommunikationsformen auf: Wie auch bei den 'Biographiegeneratoren', bei denen ausgehend vom Lebenslauf mit seinem Gesamt von Ereignissen

49. Vgl. Chris Barker, 1996; Chris Barker: 'Cindy's a Slut': Moral Identities and Moral responsibility in the 'soap talk' of British Asian girls, in: *Sociology* 32 (1), 1998. Vom Methodischen ist seine Untersuchung insofern bemerkenswert, als er seine Primärdaten (Gespräche der Jugendlichen über Fernsehsendungen) über einen indirekten Zugang erschließt: Er und Julie Andre, mit der Barker die Materialerhebung durchführte, gaben verschiedenen Jugendlichen Aufnahmegeräte mit dem Auftrag, in ihrem alltäglichen Setting Gespräche mit ihren Freundinnen und Freunden über Fernsehen zu dokumentieren. Der Gedanke hierbei war, in Anlehnung an die Überlegungen Cliffords zumindest etwas die "monologe Kontrolle des exekutiven Schreibenden/Anthropologen" (Clifford, James: *Travelling Cultures*, in: Grossberg, Lawrence/Nelson, Cary/Treichler, Paula A. (Hrsg.): *Cultural Studies*, London/New York 1992, S. 100.) zu verlieren und sich der alltäglichen Kommunikation über Fernsehen anzunähern – allerdings in dem Bewusstsein, dass auch solche Versuche den Interviewer-Effekt zu minimieren keinen 'authentischen Zugang' zu gelebten Kulturen ermöglichen.

50. Vgl. Hahn, 1988, S. 93.

nissen, Erfahrungen, Empfindungen usw. in einer spezifischen Narration eine Biographie artikuliert wird, so werden bei der alltäglichen Identitätsunterhaltung ausgehend von unterschiedlichen lokalen und translokalen Identitätsressourcen spezifische, wenn auch stets vorläufige Aspekte kultureller Identität artikuliert. Vor dem Hintergrund dieser Parallelität erscheint es meines Erachtens angemessen, hier von (alltäglichen) 'Identitätsgeneratoren' zu sprechen. Eine Hauptdifferenz zu 'Biographiegeneratoren' liegt sicherlich in ihrem Institutionalierungsgrad.⁵¹ Was bleibt, sind allerdings durchaus vergleichbare Zusammenhänge der Notwendigkeit von Artikulation zur Identitäts- bzw. Biographiekonstitution.

'Identitätsgeneration' beim gemeinsamen Fernsehen: Lokale und translokale Identitätsressourcen

Die Besonderheit von alltäglichen Unterhaltungen über das Fernsehen als 'Identitätsgeneratoren' ist vielleicht ihr fragmentarischer Charakter. Sicherlich gibt es im Alltag längere Unterhaltungen über Fernsehen innerhalb derer die Identitätsthematisierung einen umfassenden Stellenwert einnimmt – Chris Barker hat gerade solche Gespräche bei seiner Argumentation im Blick gehabt. Wesentlich häufiger ist jedoch etwas, das man die Artikulation einzelner Identitätsaspekte *en passant* nennen könnte, die in ihrem Stellenwert jedoch nicht übersehen werden darf, da es gerade diese beiläufige, scheinbar selbstverständliche Thematisierung einzelner Aspekte ist, durch die kulturelle Identität im kontinuierlichen Prozess der alltäglichen 'Konversationsmaschine' aufrecht erhalten wird.

51. Zwar kann man auch sinnvoll davon sprechen, dass die häusliche Welt als einer der primären lokalen Kontexte solcher Formen der Identitätsartikulation durch Institutionalisierung gekennzeichnet ist, jedoch sind hier die Grade geringer als in den von beschriebenen (halb-) öffentlichen Settings.

Solche Überlegungen werden deutlich, wenn man in die Argumentation nicht nur Unterhaltungen über Medien einbezieht, die *ex post* – d.h. nach der Rezeption – erfolgen, sondern wenn man berücksichtigt, dass Medienrezeption selbst häufig durch Gespräche begleitet wird. Sicherlich finden solche Interaktionen bei einzelnen Medien in unterschiedlichem Maße statt, für das gemeinsame Fernsehen sind sie aber charakteristisch: Das gemeinsame Fernsehen ist eine vielschichtige 'soziale Veranstaltung', bei der auch miteinander gesprochen wird. Dabei zeichnen sich die Äußerungen beim gemeinsamen Fernsehen zumeist durch einen kondensierten Charakter aus: Die kommunikativen Formen, die ihnen zugrunde liegen, werden häufig auf sehr knappe Weise realisiert, d.h. Erzählungen sind meist sehr kurz, Bezüge zum eigenen Alltag werden nur mit einer Äußerung hergestellt usw.⁵² Teil der Äußerungen während der gemeinsamen Fernsehrezeption sind neben anderen solche, in denen das Gesehene bewertet wird. Diese bewertenden Äußerungen können dabei die Funktion der Artikulation von Identitätsaspekten haben, sie stellen quasi kondensierte 'Identitäts-Unterhaltungen' dar, sind 'Identitätsgeneratoren' en miniature.

Abschließend möchte ich hierzu ein Beispiel diskutieren, um einige Funktionsweisen solcher Identitätsgeneratoren en miniature zu veranschaulichen. Sicherlich kann ein einzelnes Beispiel nicht überbewertet werden, jedoch ist seine Auswahl und Interpretation

52. Dieser kondensierte Charakter der fernsehbegleitenden Interaktion ist insofern nicht weiter verwunderlich, als die betreffende Situation primär als Fernsehrezeption gerahmt ist und nicht als gemeinsames Gespräch. Zu viel reden würde es unmöglich machen, das Fernsehgeschehen, in unterschiedlichen Graden, aufmerksam zu verfolgen. Umgekehrt ist es aber auch ungewöhnlich, dass innerhalb der häuslichen Welt vollkommen schweigend ferngesehen wird. Ein Charakteristikum der sozialen Veranstaltung des gemeinsamen Fernsehens ist, dass bei ihr eine rudimentäre Kommunikationsverpflichtung besteht, auch wenn sie sich manchmal nur darin manifestiert, dass die Zuschauer gemeinsam über das Gesehene lachen und sich so signalisieren, was ihnen an der betreffenden Fernsehsendung Vergnügen bereitet.

Kulturelle Identität, Fernsehen und das Wohnzimmer

vor dem Hintergrund einer umfassenden Studie zur kommunikativen Aneignung von Fernsehen zu sehen,⁵³ die seine Exemplarität deutlich macht. Es handelt sich bei dem Beispiel um eine Lästsequenz unter vier Frauen und einem Mann, während sie die Comedy-Show 'Schmidteinander' rezipieren.

53. Vgl. Hepp, 1998.

Beispiel Ute Lemper:

- 1

Bild	N (Schmidt)	↪ T (Saal) {Bild, Schnitt
Schmidt	TOWER OF POWER • ATTITUDE DANCE	
Annette		oooh neiiii ₁
Nicki		s is wieder die selbe
- 2

Bild	und Ton während des Bandaustritts im einzelnen nicht transkribiert}	
Dorothea	• ja° • 2 • oah die penns eben • ne ₁	
Jürgen	°boah ey° ich weiß auch	
Nicki	musikeinlage	
- 3

Dorothea		ich hab die dame bei biolek °irgendwann° •
Jürgen	nicht was sie wollen	
Nicki	nee	ja
Kom	• 3 •	
- 4

Annette		hm
Dorothea	aber vor <u>jahren</u> schon als se so'n großen erfolg hatte	da war
Jürgen		•• was macht die
- 5

Annette		was ₁	die is bekannt geworden durch
Dorothea	se ganz <u>anders</u>		
Jürgen	lempere denn eigentlich ₁	woher's die bekannt ₁	
- 6

Annette	das <u>musical</u> • was war das noch ₁ •• cabaret • un hat in/ in paris erfolge
Jürgen	hm
- 7

Annette	gefeiert ohne ende ₁ • in deutschland is se nie so richtig angekommen •
---------	--

Kulturelle Identität, Fernsehen und das Wohnzimmer

- 8 **Annette** jetzt hat se marlene dietrich dargestellt in 'nem film •• der absolute
- 9 **Annette** megaflop • 2 • 's war wirklich des letzte was se gemacht hat ja
Dorothea ja stimmt
Nicki die
- 10 **Nicki** kann von mir aus machen was se will • ich find es nur so schrecklich
- 11 **Britta** jaha
Nicki wenn die leute kinder kriegen •• die tun mir soo leid; 's is absolut
Kom • 2 •
- 12 **Britta** hm ja kinder kriegen in einem
Nicki schrecklich
? ((räuspert sich))
Kom • 4 •
- 13 **Annette** is cool
Britta nichtbürgerlichen rahmen (&& &&) jaa
Dorothea JAJA ja vor allem
Nicki wie schrecklich
- 14 **Annette** ja so geht des • wird das
Britta (vor allem den kindern °und°)
Dorothea wenn ma's so beton°en muß°
Jürgen geil • fuck you
- 15 **Annette** benettonkind ins bett gebracht EYFUCK YOU • SCHLAF GUT FUCK
Nicki ja das erste was das kind lernt is

- 16 **Annette** mami fuck you
Britta mami scheiße
Dorothea ((lacht)) • °verrückt°
Jürgen (fuck this)
Nicki fuck you ((lt.)) ich
Kom • 3 •
- 17 **Nicki** mein wenn man das schon so betonen muß • daß man auf gar keinen fall
- 18 **Dorothea** ja das ist doch auch doof
Nicki spießig sein möchte das is dann fin ich desss/ also
- 19 **Annette** te •
Dorothea ja ja ja genau • °genau°
Jürgen te;
Nicki entweder man ist es wirklich nicht oder;
Kom • 2 •
- 20 **Annette** jürgen guck mal so ((pfeift))
Britta ((lacht+++++)) ((lt.))
Dorothea ((lt.))
Jürgen FUCK YOU
Nicki ((lt.))
Kom • 2 •

Wie gesagt, kann es hier nicht darum gehen, die Lästensequenz konkret zu analysieren oder allgemeine Mechanismen der Kommunikation bei der Fernsehrezeption herauszuarbeiten. Vielmehr möchte ich den Blick auf einige Details lenken, die mir im Kontext der Diskussion um Medien und kulturelle Identität relevant erscheinen. Den Kern der Sequenz bildet ein Lästergespräch, innerhalb dessen Ute Lempers Verständnis von Mutterschaft mehrfach negativ evaluiert wird. So wird deren Verhalten als *schrecklich* bewertet bzw. als charakteristisch für eine Gruppe von Prominenten typisiert, nämlich die Leute, die das eigene (inszenierte) Image über alles stellen und auf ihre Kinder projizie-

ren. Dabei werden Äußerungen Lempers aus dem vorangegangenen Talk-Gespräch mit Harald Schmidt wörtlich aufgegriffen – *"ja kinder kriegen in einem nichtbürgerlichen rahmen"* (B 12f.) – und ebenfalls ablehnend beurteilt.

Ihren eigentlichen Höhepunkt erreicht die Lästensequenz mit einer Fiktionalisierung, die darin besteht, dass die Zuschauer sich den Umgang Lempers mit ihrem zukünftigen Kind ausmalen. Der Fernsehtext, insbesondere der Sprechstil Lempers,⁵⁴ dient dabei als semiotische Ressource, im Gespräch ironisch-distanziert eine Art fiktionale Wirklichkeit zu konstituieren, die es ermöglicht, über die Prominenten herzuziehen. Es schließt sich nach einem kurzen Schweigen eine Nachsequenz an, in der generalisierend eine Moral aus dem Lästern über Ute Lemper gezogen wird: *"ich mein wenn man das schon so betonen muss, dass man auf gar keinen fall spießig sein möchte"* (B 16-18). Der Kern eines solchen moralischen Urteils ist die Position, dass durch die übermäßige Betonung ihrer 'antibürgerlichen Haltung' Lemper als nicht glaubwürdig erscheint. Eine wirklich 'antibürgerliche Haltung' sehe man jemandem an, ohne dass derjenige sie ständig *"inszenieren müsste. Entweder man ist es wirklich nicht oder!"* (B 19).

Dieses Beispiel liefert einen detaillierten Einblick, wie Identitätsartikulation beim alltäglichen gemeinsamen Fernsehen vonstatten geht. Es werden bruchstückhaft einzelne Ressourcen aus dem Fernsehprodukt aufgegriffen und im gemeinsamen Gespräch als

54. Lemper präsentiert sich während ihres ganzen Auftritts als 'kosmopolitische' und über 'bürgerlichen Lebenskonzepten' stehende Person, die ihr zukünftiges Kind entsprechend auch antibürgerlich erziehen möchte. Ihre gesamte 'Antihaltung' untermauert sie durch die Verwendung einer Vielzahl von Kraftausdrücken und Amerikanismen.

Aspekte von Identität verhandelt – im Falle des vorliegenden Beispiels Mutterschaft als Teil weiblicher Gender-Identität.⁵⁵ Diese Identitätsaspekte sind in dem Sinne translokal, als sie einerseits durch die mediale Vermittlung an verschiedenen Orten zugänglich sind, andererseits aber auch, indem sie als diskursive Definitionen von Identität auf eine Bedeutung über den singulären Ort ihrer Aneignung hinaus verweisen: Die Frage, wie Mutterschaft als Teil von Gender-Identität jenseits bürgerlicher Gender-Definitionen gelebt werden kann, ist eine Frage, die in der individualisierten Gesellschaft der gegenwärtigen westlichen Gesellschaften zunehmend an Gewicht gewonnen hat.⁵⁶ In dem kommunikativen Aufgreifen solcher translokaler Identitätsressourcen ist aber nicht ihre direkte Übernahme zu sehen. Vielmehr stellen die Frauen durch ihre negative Bewertung des Mutterschaftsverständnisses von Lempert eigene, in gewissem Sinne lokale Identitätsressourcen den medienvermittelten gegenüber. Sehr wohl verbinden sie mit Elternschaft die Gender-Definition der 'fürsorglichen Mutter', eine Gender-Definition, die sie in ihrer Ablehnung des Verständnisses von Mutterschaft seitens Lempert sich wechselseitig kommunikativ bestätigen. Als lokal kann diese insofern charakterisiert werden, als sie Teil der örtlichen Sinnwelt der jungen Frauen ist. Zwar lehnen sie jede Form weiblicher Diskriminierung ab, jedoch ist es in ihrem sozio-kulturellen Kontext

55. Zum Zusammenhang von Medien und Gender vgl. Ien Ang/Joke Hermes: Gender and/in Media Consumption, in: Ang, Ien (Hrsg.): Living Room Wars. Rethinking Media Audiences for a Postmodern World, London/New York 1996, S. 109-129; Marie-Luise Angerer/Johanna Dorer (Hrsg.): Gender und Medien – Theoretische Ansätze, Empirische Befunde und Praxis der Massenkommunikation: Ein Textbuch zur Einführung, Wien 1994 und Andreas Hepp/Waldemar Vogelgesang (1999b): "Ich hab' einfach nur geheult". Zur emotionalen Aneignung des Medien-Events 'Titanic' aus Rezipierendenperspektive, in: Medien Praktisch 1999 (Sonderheft Filmerleben), 1999b.

56. Vgl. Elisabeth Beck-Gernsheim: Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft, in: Beck, Ulrich/dies. (Hrsg.): Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt am Main 1990, S. 65-104.

der Mittelschicht nichtsdestotrotz verbindlich, dass, falls eine Frau die Mutterschaft als Lebensform im Rahmen eines Lebensabschnitts wählt, sie in einem gewissen Rahmen die Gender-Definition der fürsorglichen Mutter zu erfüllen habe. Es ist genau dieses Wechselspiel zwischen Lokalität und Translokalität, zwischen eigener Lebenswirklichkeit und der "Wirklichkeit der Medien",⁵⁷ das ich bezogen auf Identitätsartikulation in diesem Beitrag versucht habe zu theoretisieren. In diesem situativen, sozio-kulturell lokalisierten Artikulationsprozess sind – und dies scheint mir zentral – lokale und translokale Identitätsressourcen nicht gegeneinander ausspielbar. Beide sind zugleich in der Aneignungssituation manifest und es bleibt offen, inwieweit nicht auch die zuerst einmal lokalen Identitätsressourcen durch 'Spuren' vorangegangener Medienaneignungen gekennzeichnet sind. Was bleibt ist eine alltägliche, sozio-kulturell lokalisierte 'Politik der Wahl': Der bzw. die einzelne muss sich in dem dialektischen Spannungsverhältnis lokaler und translokaler Identitätsressourcen letztendlich für eine situative Identitätsartikulation 'entscheiden'. Die Zunahme verschiedener Identitätsressourcen in der heutigen Medienkulturen zwingt dabei zu einer reflexiven Positionierung der eigenen Identitätsartikulation – und dies geschieht mittels verschiedener kommunikativer Formen, die hier als 'Identitätsgeneratoren' fungieren.

57. Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft, Opladen 1994.

Verzeichnis der Transkriptionssymbole

- kurze Pause bzw. kurzes Absetzen (ca. 0,25 Sek.)
- längere Pause bzw. längeres Absetzen (ca. 0,5-0,6 Sek.)
- x • Pause von x Sekunden
- viellei/ Abbruch eines Wortes oder einer Äußerung
- geh | Unterbrechung durch einen anderen Sprecher am Turnende
- ja betont gesprochen
- =ja= schnell, bei Doppelung sehr schnell gesprochen; schneller Anschluss einer nachfolgenden Äußerung
- ja:::: Dehnung eines Vokals
- °ja° leise, bei Doppelung sehr leise gesprochen
- JA laut gesprochen
- jaž steigende, bei Doppelung stark steigende Intonationskurve
- jai fallende, bei Doppelung stark fallende Intonationskurve
- (ja) unsichere Transkription
- (&&) Unverständliches
- ((lacht)) Parasprachliches; nicht-sprachliche Handlungen
- .hhhh hörbares Einatmen
- hhhh hörbares Ausatmen
- [Musik +] andauerndes Geräusch, Musik o.ä.
- {sehr höflich} Information zum Gesprächsverlauf bzw. zum Kontext des Gesprächs
- [...] Auslassung innerhalb der Äußerung eines Sprechers bzw. innerhalb des Transkripts

Die Personennamen sowie die Orts- und Zeitangaben, die in den Transkripten auftauchen, sind durchweg Pseudonyme bzw. Decknamen.

Literaturverzeichnis

- Ang, Ien: Kultur und Kommunikation. Auf dem Weg zu einer ethnographischen Kritik des Medienkonsums im transnationalen Mediensystem, in: Bromley, Roger/Göttlich, Udo/Winter, Carsten (Hrsg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung, Lüneburg 1999, S. 317-340.
- Ang, Ien: Living Room Wars. Rethinking Media Audiences for a Postmodern World, London/New York 1996.
- Ang, Ien: Radikaler Kontextualismus und Ethnographie in der Rezeptionsforschung, in: Hepp, Andreas/Winter, Rainer (Hrsg.): Kultur – Macht – Medien. Cultural Studies und Medienanalyse, dritte überarbeitete und erweiterte Aufl., Wiesbaden 2006, S. 61-80.
- Ang, Ien/Hermes, Joke: Gender and/in Media Consumption, in: Ang, 1996, S. 109-129.
- Angerer, Marie-Luise: Who is Watching: Oder der Schock des Realen, in: Renger, Rudi (Hrsg.): Kommunikationswelten, Innsbruck/Wien 1997a, S. 291-316.
- Angerer, Marie-Luise/Dorer, Johanna (Hrsg.): Gender und Medien – Theoretische Ansätze, Empirische Befunde und Praxis der Massenkommunikation: Ein Textbuch zur Einführung, Wien 1994.
- Bachmair, Ben: Fernsehkultur. Subjektivität in einer Welt bewegter Bilder, Opladen 1996.
- Bachmair, Ben: Interpretations- und Ausdrucksformen von Fernseherlebnissen und Fernsehsymbolik, in: Charlton, Michael/Bachmair, Ben (Hrsg.): Medienkommunikation im Alltag. Interpretative Studien zum Medienhandeln von Kindern und Jugendlichen, München/New York/London/Paris 1990, S. 103-145.
- Barker, Chris: 'Cindy's a Slut': Moral Identities and Moral responsibility in the 'soap talk' of British Asian girls, in: Sociology 32 (1), 1998.
- Barker, Chris: Television and the Reflexive Project of the Self: Soaps, Teenage Talk and Hybrid Identities, in: British Journal of Sociology 44 (4), 1996.
- Barker, Chris/Andre, Julie: Did You see? Soaps, Teenage Talk and Gendered Identity, in: Young: Nordic Journal of Youth Research Autumn, 1996 (4).

- Baudrillard, Jean: Der symbolische Tausch und der Tod. [franz. 1976], München 1982.
- Baudrillard, Jean: Agonie des Realen, Berlin 1978b.
- Baudrillard, Jean: Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen, Berlin 1978a.
- Bausinger, Hermann: Alltag, Technik, Medien, in: Pross, Harry/Rath, Claus-Dieter (Hrsg.): Rituale der Medienkommunikation. Gänge durch den Medienalltag, Berlin 1983, S. 24-36.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth: Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft, in: Beck, Ulrich/dies. (Hrsg.): Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt am Main 1990, S. 65-104.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt am Main 1977.
- Bhabha, Homi: Die Verortung der Kultur, Tübingen 1999.
- Bromley, Roger: Multiglobalismen – Synkretismus und Vielfalt in der Populärkultur, in: Robertson, Caroline Y./Winter, Carsten (Hrsg.): Kulturwandel und Globalisierung, Baden-Baden 1999b.
- Chambers, Iain/Curti, Liadi (Hrsg.): The Post-Colonial Question. Common Skies, Divided Horizons, London 1996.
- Clifford, James: Travelling Cultures, in: Grossberg, Lawrence/Nelson, Cary/Treichler, Paula A. (Hrsg.): Cultural Studies, London/New York 1992, S. 96-112.
- Featherstone, Mike: Postmodernismus und Konsumkultur: Die Globalisierung der Komplexität, in: Robertson, Caroline Y./Winter, Carsten, 1999, S. 77-106.
- Giddens, Anthony: Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age, Stanford/California 1991.
- Gillespie, Marie: Television, Ethnicity and Cultural Change, London/New York 1995.
- Gillespie, Marie: The Mahabharata: from Sanskrit to Sacred Soap. A Case Study of the Reception of two Contemporary Televisual Versions, in: Buckingham, David (Hrsg.): Reading audiences. Young people and the media, Manchester 1993, S. 48-73.
- Gillespie, Marie: Transnationale Kommunikation und die Kul-

- turpolitik in der südasiatischen Diaspora, in: Hepp, Andreas/Löffelholz, Martin (Hrsg.): Grundlagentexte zur Transkulturellen Kommunikation, Konstanz 2002, S. 617-643.
- Goffman, Erving: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt am Main 1971.
- Grossberg, Lawrence: Der Cross Road Blues der Cultural Studies, in: Hepp, Andreas/Winter, Carsten (Hrsg.): Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse, dritte überarbeitete und erweiterte Auflage, Wiesbaden 2006, S. 23-40.
- Hahn, Alois: Biographie und Lebenslauf, in: Brose, Hanns-Georg/Hildenbrand, Bruno (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen 1988, S. 91-106.
- Hahn, Alois: Eigenes durch Fremdes. Warum wir anderen unsere Identität verdanken, in: Zürich, Museum für Gestaltung (Hrsg.): Konstruktionen – Sichtbarkeiten (Interventionen 8), Wien/New York 1999, S. 61-87.
- Hall, Stuart: On Postmodernism and Articulation. An Interview with Stuart Hall, edited by Lawrence Grossberg, in: Morley, David/Chen, Kuan-Hsing (Hrsg.): Stuart Hall. Critical Dialogues in Cultural Studies, London/New York 1986, S. 131-150.
- Hall, Stuart: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2, Hamburg 1994.
- Hepp, Andreas: Cultural Studies und Medienanalyse. Eine Einführung, zweite Aufl., Wiesbaden 2004.
- Hepp, Andreas: Fernsehaneignung und Alltagsgespräche. Fernsehnutzung aus der Perspektive der Cultural Studies, Opladen 1998.
- Hepp, Andreas: Von der Interpretationsgemeinschaft zur häuslichen Welt. Zur Fernsehaneignung in Gruppen aus der Perspektive der Cultural Studies, in: Medien Journal 4 (1997), 1997.
- Hepp, Andreas/Vogelgesang, Waldemar: "Ich hab' einfach nur geheult". Zur emotionalen Aneignung des Medien-Events 'Titanic' aus Rezipierendenperspektive, in: Medien Praktisch 1999 (Sonderheft Filmerleben), 1999.
- Hepp, Andreas/Winter, Rainer (Hrsg.): Kultur – Medien –

- Macht. Cultural Studies und Medienanalyse, zweite überarbeitete und erweiterte Auflage, Opladen 1999.
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne: Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung, in: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten, Frankfurt am Main 1992, S. 307-315.
- Huntington, Samuel P.: Der Kampf der Kulturen, München 1996.
- Kepler, Angela: Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien, Frankfurt am Main 1994a.
- Kepler, Angela: Wirklicher als die Wirklichkeit? Das neue Realitätsprinzip der Fernsehunterhaltung, Frankfurt am Main 1994b.
- Krotz, Friedrich: Die Mediatisierung kommunikativen Handelns. Der Wandel von Alltag und sozialen Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch Medien, Opladen 2001.
- Mead, George Herbert: Geist, Identität und Gesellschaft, 7. Auflage, Frankfurt am Main 1988.
- Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft, Opladen 1994.
- Meyrowitz, Joshua: Die Fernsehgesellschaft. Wirklichkeit und Identität im Medienzeitalter, Weinheim/Basel 1987.
- Mikos, Lothar: Erinnerung, Populärkultur und Lebensentwurf. Identität in der multimedialen Gesellschaft, in: Medien Praktisch 1991 (1), 1999, S. 4-8.
- Mikos, Lothar: Fernsehen im Erleben der Zuschauer. Vom lustvollen Umgang mit einem populären Medium, München 1994.
- Morley, David: Where the Global Meets the Local: Aufzeichnungen aus dem Wohnzimmer, in: montage/av 6 (1), 1997, S. 5-35.
- Morley, David/Robins, Kevin: Globalisierung als Identitätskrise: Die neue globale Medienlandschaft, in: Hepp, Andreas/Löffelholz, Martin (Hrsg.): Grundlagen zur transkulturellen Kommunikation, Konstanz 2002, S. 553-560.
- Morris, Meaghan: Das Banale in den Cultural Studies, in: Hepp, Andreas/Winter, Carsten (Hrsg.): Die Cultural Studies Kontroverse, Lüneburg 2003, S. 51-83.

Kulturelle Identität, Fernsehen und das Wohnzimmer

- Müller, Eggo: Populäre Visionen. Ein Sampler zur Debatte um Musikclips und Musikfernsehen in den Cultural Studies, in: Neumann-Braun, Klaus (Hrsg.): Viva MTV! Popmusik im Fernsehen, Frankfurt am Main 1999, S. 74-89.
- Neumann-Braun, Klaus (Hrsg.): Viva MTV! Popmusik im Fernsehen, Frankfurt am Main 1999.
- Neumann-Braun, Klaus/Schmidt, Axel: McMusik. Einführung, in: Neumann-Braun, 1999, S. 7-42.
- Quandt, Thorsten: Musikvideos im Alltag Jugendlicher. Umfeldanalyse und qualitative Rezeptionsstudie, Wiesbaden 1997.
- Schlesinger, Philip: On National Identity, in: Social Science Information 26 (2), 1987, S. 219-264.
- Thompson, John B.: The Media and Modernity. A Social Theory of the Media, Cambridge 1995.
- Tomlinson, John: Kosmopolitismus als Ideal und Ideologie, in: Robertson, Caroline Y./Winter, Carsten, 1999, S. 341-357.
- Vogelgesang, Waldemar: Asymmetrische Wahrnehmungsstile, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 1999 (1), 1999a.
- Vogelgesang, Waldemar: Jugendliche Identitätsinszenierung und Szenengenerierung im Internet, in: Berliner Journal für Soziologie 1999 (1), 1999b, S. 65-84.
- Vogelgesang, Waldemar: Jugendliches Medienhandeln: Szenen, Stile, Kompetenzen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 1997 (B 19-20), 1997, S. 13-27.
- Vogelgesang, Waldemar: Stilvolles Medienhandeln in Jugend-szenen, in: Hepp, Andreas/Winter, Carsten 1999c, S. 271-285.
- Winter, Rainer/Eckert, Roland: Mediengeschichte und kulturelle Differenzierung. Zur Entstehung und Funktion von Wahl-nachbarschaften, Opladen 1990.

Theatrum mundi. Die Entwicklung der Seifenoper zum globalen Format

Christine Mielke

"Fernsehen hat in den Augen der Zuschauer zwar vorrangig schädliche Auswirkungen, aber nur für die anderen, nicht für sie selbst."¹ So das Ergebnis einer Studie zu TV-Rezeptionsmustern. Was sich in solchen Aussagen zeigt, ist eine Haltung, die Fernsehkonsum prinzipiell misstrauisch und bedachtsam gegenüber steht. So gaben die Befragten ihren Konsum grundsätzlich als sehr gering an (was sich in vertiefenden Fragen nicht bestätigte) und betonten ihre 'verantwortungsvolle' Auswahl von Sendungen aus dem Informations- und Bildungsangebot sowie aus 'anspruchsvollem' Unterhaltungsprogramm. Zu 'billiger' Unterhaltung schaltet demnach, wird die Studie auf die BRD hochgerechnet, niemand zu.²

Im Gegensatz dazu steht mittlerweile jedoch eine Haltung, die das Bedürfnis nach Unterhaltung nicht nur zugibt, sondern dies selbstbewusst und gerade mit 'billigen' Sendungen zelebriert.

Die in den siebziger/achtziger Jahren aufgewachsene Generation kann als die erste bezeichnet werden, die vollständig mit dem Fernsehen sozialisiert wurde. Die ihr Zugehörigen wuchsen mit der Selbstverständlichkeit des Apparats im Wohnzimmer auf, die in den sechziger Jahren noch nicht galt. Sie erlebten bereits als Kinder den Übergang von der Einführung des Vormittagsprogramms zum 24 Stunden Dauersenden der kommerziellen

1. Staab, Joachim Friedrich/Hocker, Ursula: Fernsehen im Blick der Zuschauer. Ergebnisse einer qualitativen Pilotstudie zur Analyse von Rezeptionsmustern, S. 164, in: Publizistik 39, 1994/2, S. 160-174.

2. Ebd.

Sender. Damit verbunden war das Ende des öffentlich-rechtlichen 'Bildungsauftrags' der Programmgestalter und der befürchtete Sittenverfall durch das amoralische 'Take-off' von Sendern wie RTL oder SAT1 mit Kommerz- und Erotiksendungen wie 'Der Preis ist heiß' und 'Tutti Frutti'.³ In dieser Umbruchzeit des deutschen Fernsehens vermittelten elterliche Abwehrreaktionen Kindern das Gefühl einer verknappten, nie ganz ausgekosteten Ressource von Fernsehunterhaltung. Möglicherweise kann so das kulturgeschichtlich interessante Phänomen einer veränderten Haltung dem Fernsehkonsum gegenüber erklärt werden: Die Erziehungsversuche hin zum bewussten Umgang oder Verzicht bezüglich des Fernsehens ergaben in den wenigsten Fällen eine den Fernsehkonsum verweigernde Generation, sondern vielmehr das Gegenteil. Mit Niklas Luhmann können notorische Unterhaltungsabstinenzler und vor allem Unterhaltungsverächter sogar als arrogant bezeichnet werden, da diese aus der Verweigerungshaltung und in der demonstrativen Abkehr vom gesellschaftlichen Konsens ihr Selbstbild auf Kosten der Mehrheit herstellen.⁴ In der Rangliste der Kritik abgelöst vom neuen Medium Computer und den vieldiskutierten Computerspielen erhält das Fernsehen, und besonders das öffentlich-rechtliche, heute eine fast wehmütige Patina, die einige Fernsehgattungen mittlerweile zu kulturellen Erungenschaften stilisiert. Dabei ist es in signifikantem Maße die Fernsehserie, die statt der früheren Kulturkritik im Rückblick die Ehrung der unterhaltsamen Wegbegleiterin verschiedener Lebensphasen erhält. In Bänden wie 'Ein Herz und eine Serie', 'Das hat Folgen', 'Generation Golf' und 'Alles Bonanza'⁵ wird die

3. Vgl. Knut Hickethier: Geschichte des deutschen Fernsehens, Stuttgart 1998, S. 414 ff.

4. Luhmann, Niklas: Die Realität der Massenmedien, Opladen 1996, S. 116.

5. Brömme, Bettina/Endl, Thomas (Hrsg.): Ein Herz und eine Serie. Fernseh-Geschichten, Leipzig 1999; Martenstein, Harald: Das hat Folgen. Deutschland und seine Fernsehserien, Leipzig 1996; Illies, Florian: Generation Golf. Eine Inspektion, Frankfurt am Main 2001; Ankowitsch, Christian (Hrsg.): Alles Bonanza, Wien 2000.

Serie zur identitäts- und gemeinschaftsstiftenden Gattung erheben:

Wer behaupten will, Fernsehen mache die Leute einsam, dem halten wir entgegen, daß die Erinnerungen an ihre Lieblingsserie die Menschen zusammenführt, weil sie Bilder und Szenen von Kindheit in Deutschland seit den 60er Jahren erwecken.⁶

Was hier knapp beschrieben wurde, ist eine Rezeptionsmotivation, die auf der Vermischung von realem und fiktionalem Erleben basiert. Durch die Erinnerung an die Fernsehbilder wird der zeitliche und räumliche Rahmen der Rezeption evoziert. Dieser wiederum ist verknüpft mit ganz individuellen Erlebnissen. Besonders im Gespräch über die Serie mit anderen, die ergänzende Informationen beisteuern und das Puzzle vervollkommen, können in einer Art Kettenreaktion Bilder der Vergangenheit lebendig werden. Was Proust in der Anfangszeit der Audiovision noch Duft und Geschmack von Madeleines und Tee an kalten Wintertagen war, um sein Combray der Kindheit heraufzubeschwören, ist heute die Erinnerung an Fernsehzelebrierungen. 'Wetten daß?' mit Frank Elstner evoziert bei Florian Illies das Geborgenheitsgefühl als Zwölfjähriger, frisch gebadet und mit Nutella auf Schwarzbrot versorgt, "zu einem bestimmten Zeitpunkt genau das Richtige zu tun," wie später niemals wieder.⁷ Mario Wirz beschimpft alle als 'tyrannische Realisten', die behaupten, dass die hessische Kleinstadt Frankenberg nicht im Pazifischen Ozean liegt und er nicht heimlich zur Familie von 'Flipper' gehört.⁸ Und Kolja Michovski beging jeden Dienstag 21.45 Uhr Republikflucht mit Dallas.⁹ Auch den als Buch veröffentlichten Chat-Protokollen 'Wicki, Slime und Paiper. Das

6. Brömme/Endl, 1999, S. 12.

7. Illies, 2001, S. 9.

8. Vgl. Mario Wirz: Flipper. Meine heimliche Familie, S. 56, in: Brömme/Endl, 1999, S. 56-59.

9. Vgl. Kolja Michovski: Dallas heißt Schkopau, S. 37, in: Brömme/Endl, 1999, S. 35-39.

Online-Erinnerungsbuch für die Kinder der siebziger Jahre' geht es von Anfang bis Ende, wie bei 'Alles Bonanza', ausschließlich um das Abgleichen von kollektiven Erlebnissen der Kindheit und Jugend.¹⁰

Weniger durch reale, wie z.B. aus der Politik, als durch fiktionale Ereignisse entsteht so die Synchronisation von individueller Vergangenheit, die die Selbstzuordnung zu einer bestimmten Generation ermöglicht. Besonders Fernsehserien werden dabei als äußerst prägend empfunden. Rückblickend entsteht so oft eine Parallelität von realem Lebensablauf und Ablauf des Lebens von Serienfiguren in einer fiktionalen Handlung, die sich zu einer unauflösbaren Textur der jeweils eigenen, subjektiv erlebten Vergangenheit aus realen und fiktiven Momenten vermengt. Im Vorwort zu 'Ein Herz und eine Serie' wird angekündigt,

wenn die Autoren tief in der Flimmerkiste ihrer Erinnerungen kramen, vermischen sich die Fernsehgeschichten mit ganz persönlichen Erlebnissen, fließen Filmwelt und Alltagswelt ineinander.¹¹

Fiktion und reales Erleben werden durch solche Konstellationen schwer trennbar. Grundsätzlich konstituiert sich das 'Außen' eines Individuums immer auch durch Medien und mit Luhmann kann das Außen, aus der Sicht des Individuums, selbst zum 'Medienprodukt' erklärt werden: "Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien."¹²

Die Konstruktion von Wirklichkeit war schon immer eine vor allem medial bedingte – historisch gesehen durch Schrift- und Bildmedien. Seit Beginn des 20. Jahrhundert haben sich die av-

10. Vgl. Susanne Pauser/Wolfgang Ritsche (Hrsg.): Wickie, Slime und Papier. Das Online-Erinnerungsbuch für die siebziger Jahre, Reinbek bei Hamburg 1999.

11. Brömme/Endl, 1999, S. 3.

12. Luhmann, Niklas: Die Realität der Massenmedien, Opladen 1996, S. 9.

medialen Anteile an der individuellen Wirklichkeitskonstruktion enorm verstärkt. Die Informationen einer Nachrichtensendung in Radio oder TV als Quelle der Wirklichkeitskonstruktion zu bezeichnen, leuchtet ohne Probleme ein – die Zeit der reitenden Boten und fahrenden Sänger als Nachrichtenübermittler sind vorbei.

Was ebenfalls einen gewichtigen Anteil an der Generierung von Erfahrung und Information hat, sind aber auch solche Medieninhalte, die auf den ersten Blick nicht als informationsrelevant eingestuft werden würden. Gemeint ist die Programmform Unterhaltung, in ihrer ludischen und fiktionalen Ausprägung. Was allgemein hin als menschliche Lebenserfahrung bezeichnet wird, alles worüber ein bestimmtes anwendbares Wissen vorhanden ist, bezieht sich immer weniger auf realen Erfahrungen, sondern auf massenmedialen. Individuelles Erleben generiert sich so nicht aus eigenem, sondern aus vermittelter, massenmedial gewonnener Wahrnehmung. Im Umkehrschluss heißt dies auch: "Nichts ist wirksam und wirklich, was nicht in den Massenmedien konstruiert wird."¹³

Der Realitätsbegriff verliert dadurch seine Kohärenz. Wenn Medien das Irreale im Gegensatz zur Realität sind, gleichzeitig deren Anteil an der Realitätskonstitution aber steigt oder sogar hauptsächlich ist, muss 'Realität' neu gefasst werden: Unterschieden werden kann eine empirische und eine strukturelle Realität. Zwischen beiden wird eine Transferleistung erbracht. Aus Bekanntem, selbst Erfahrenem, aus dem sich eine höchst individuelle empirische Realität speist, werden bestimmte Muster abstrahiert, die auf Medieninhalte übertragbar sind.

13. Merten, Klaus: Evolution der Kommunikation, S. 159, in: ders. u.a., 1994, S. 141-162.

Mit den Mustern wird besonders Fiktionales auf seine Stimmigkeit hin überprüft und eine strukturelle Realität hergestellt.¹⁴ Dies bedeutet in aller Konsequenz, dass bestimmte neue Erfahrungen möglich sind, dass neue Muster an Kenntnissen entstehen¹⁵ und dass, wenn alle rezipierten Medieninhalte als gleichwertig gelten, eine Unterscheidung von Faktischem und Fiktion nicht unbedingt gemacht wird. Die Ereignisse einer Soap werden anders als die Informationen einer Nachrichtensendung in den Erfahrungsschatz integriert, aber integriert werden sie. Ob ein Flugzeug in Paris oder im 'Marienhof' abstürzt erhält dann eine ähnliche Qualität der Information. Denn ihre Funktion ist die Kommunikation – im Alltagsgespräch kann die zweite Information wichtiger sein als die erste, da sie räumlich und emotional näher im eigenen Leben verortet ist als entfernte, unpersönliche Ereignisse. Nicht nur eigenes und mediales Erleben werden untrennbar, sondern auch reale und fiktionale Informationen. Einer stark veränderten Wirklichkeitskonstruktion steht auch eine veränderte Rezeption zur Seite. Die Veränderung besteht im Wandel des Massenbegriffs, der heute im Gegensatz zur Theorie der Massen um 1900¹⁶ weniger auf eine als Gruppe in der Gruppe rezipierenden Masse zutrifft. Massenmedien werden bis auf das Kino von einzelnen rezipiert – die Masse konstituiert sich lediglich durch die Synchronizität der Rezeption. Dies aber auch in stark abnehmendem Maße. Sendungen, die gleichzeitig von sehr vielen gesehen werden, wie etwa die 'Tagesschau' oder nach wie vor 'Wetten daß?', sind Ausnahmen geworden.

14. Staab, Joachim Friedrich/Hocker, Ursula: Fernsehen im Blick der Zuschauer. Ergebnisse einer qualitativen Pilotstudie zur Analyse von Rezeptionsmustern, S. 168 f., in: Publizistik 39, 1994/2, S. 160-174.

15. Merten, 1994, S. 159.

16. Vgl. vor allem Gustave LeBon: Psychologie der Massen, Stuttgart 1964; Sigmund Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse (1921), in: ders.: Fragen der Gesellschaft und Ursprünge der Religion (=Studienausgabe Bd. IX), Frankfurt am Main 1974, S. 61-134; Elias Canetti: Masse und Macht, München 1960.

Theatrum mundi

Günther Anders stellte bereits 1956 in seinem kulturkritischen Werk 'Die Antiquiertheit des Menschen' über diese "ins Haus gelieferte Welt"¹⁷ und ihre Konstitution bzw. Destruktion von Gemeinschaft fest:

Massenkonsum findet heute solistisch statt – Jeder Konsument ist ein unbezahlter Heimarbeiter für die Herstellung des Massenmenschen.¹⁸

Anders kritisiert, dass Rundfunk und TV Medien seien, die zwar Massenware für Massen produzieren und senden, diese Sendungen jedoch von einer Masse rezipiert werden, deren einzelne Teile isoliert voneinander Zuhause sitzen. Der Typus des 'Massen-Eremiten' entsteht. Die Entwicklung der Massenmedien führt von der Versammlung zur Zerstreuung einer nur durch zeitliche Synchronizität des Programmablaufs verbundenen Masse. Aber, wie Jochen Hörisch festhält, seit Einführung der kommerziellen Sender und den individuellen Möglichkeiten der Videoaufzeichnungen erhält die Zerstreuung der Massen eine weitere Dimension:

Nicht mehr nur ein Medium, sondern viele Medien; nicht mehr eine Masse Mensch vor einer Leinwand, sondern jeder einzelne vor seinem Fernsehgerät; nicht mehr kollektive Aufmerksamkeit für ein oder allenfalls zwei Programme, sondern zerstreutes Zappen durch 30 Programme; nicht mehr ein Zentralrechner, sondern Millionen Personal Computer; nicht mehr ein Sendezentrum mit Sendungsbewußtsein, sondern ein anarchisches, zentrumsloses Internet.¹⁹

Die Entwicklung führt von der Masse und den Massenmedien, die in räumlicher und zeitlicher Verbundenheit konsumiert werden, zum Masseneremiten und der rein zeitlichen Verbundenheit beim Konsum von drei Programmen hin zum individuellen, weder zeit-

17. Anders, Günther: Die Antiquiertheit des Menschen, Bd. 1: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution, München 1992, S. 99.

18. Ebd., S. 101.

19. Hörisch, Jochen: Einleitung, in: Ludes, Peter: Einführung in die Medienwissenschaft. Entwicklung und Theorien, Berlin 1998, S. 22.

lich und schon gar nicht räumlich vereinten individuellen Zapfen. In den letzten Jahren haben sich einige Ausnahmen von diesem Muster herausgebildet. Abgesehen von den in fast regelmäßigen Abständen sich eine zeitlang etablierenden Sendungen mit hoher Einschaltquote wie 'Wer wird Millionär?' stellen die wenigen Seifenopern im deutschen Fernsehen seit mehreren Jahren feste Konstanten des TV-Programms dar.

Mit (wochen-)täglichem Einschaltquoten um die 5,4% und Zuschauenden zwischen 14 und 70 Jahren haben vier Seifenopern auf zwei Sendern ein Publikum, das sich meist ebenso wie bei den 'alten' Nachrichtensendungen 'Tagesschau' und 'Heute' in zwei eingeschworene Lager teilt. In der ARD trifft sich zwischen 18.00 und 19.00 Uhr die Gesellschaft von 'Verbotene Liebe' (seit 1995) und 'Marienhof' (seit 1992), bei RTL passend zur ARD um 17.30 Uhr und 19.40 Uhr zu 'Unter uns' (seit 1995) und 'Gute Zeiten, schlechte Zeiten' (seit 1992). Vor den Bildschirmen konstituiert sich eine virtuelle Gemeinschaft, die zumindest stundenweise ein ähnliches Nutzungsverhalten wie in den Anfangsjahren des Fernsehens an den Tag legt. Das Geschehen wird wie schon bei 'Die Unverbesserlichen' (1965-71) und 'Familie Hesselbach' (1949-67) kontinuierlich verfolgt und vor allem kommentiert. Eine wichtige Funktion des Seifenopernkonsums scheint zu sein, dass eine Gruppenzugehörigkeit entsteht. Wer dazugehört und wer nicht, zeigt sich in der Kenntnis der Beziehungsverhältnisse und komplizierter und detailreicher Handlungsverläufe. Dies ist eine der wichtigen Funktionen des Serienkonsums: Zugehörigkeiten zu Gruppen herzustellen. Wer sich im 'Marienhof' auskennt, wird auf der nächsten Party ein Gesprächsthema haben und sei es, um kenntnisreich die Serie zu verurteilen. Die Seifenopern bieten Kommunikationsstoff an, der durch die hohe Rezeption über eine breite Altersverteilung erfolgreich umgesetzt werden kann.

Theatrum mundi

Fernsehgeschehnisse gehen nicht mehr im 'Informationsmüll'²⁰ des Dauersendens unter, sondern werden durch die Gruppenkommunikation zu Ereignissen, die durch die Kommunikation realen präsentischen Charakter erhalten:

Hier beheben die Medien, insbesondere das Fernsehen eine strukturelle kommunikative Mangelsituation, indem sie Material bereitstellen, das als gemeinsame Gesprächsgrundlage dienen kann.²¹

Merten prognostiziert zwar durch das allgemeine Überangebot an 'Geschehnissen' eine Entwicklung weg vom 'Fernsehereignis':

Das aber heißt, daß die von den Medien entfaltete Kommunikation und die daraus zu konstituierenden Wirklichkeiten noch stärker unterschiedlich ausfallen werden, der Horizont möglicher Erfahrungen sich – ohne daß Grenzen zu erkennen wären – weiter ausdehnt.²²

Der Konsum dieser (und einiger anderer) Serien bedeutet jedoch oft eine bewusste Entscheidung gegen diese Disparität. Denn die virtuelle (trotzdem meist separiert rezipierende) Gemeinschaft des präsentischen TV-Ereignis am Vorabend, kommuniziert auf einer anderen Ebene *miteinander*, z.B. als Gemeinschaft im Netz. In zahlreichen Foren und Chats ist dies, von den Sendern oder selbständig vom Serienpublikum initiiert, der Fall. Das Internet ermöglichte so in den letzten Jahren neben der zufälligen Alltagskommunikation die bewusste Diskussion der Serien. Neben der zeitlich verbundenen Rezeption der 'Masseneremiten' existiert so in Bezug auf die Seifenopern die in Kommunikation miteinander tretende Rezipierendengruppe und die prinzipielle Möglichkeit der Kommunikation durch die bei Seifenopern gesicherte, da in

20. Merten, 1994, S. 159.

21. Mikos, Lothar: Übertragungserleben. Soziale Aspekte des Umgangs mit Familienserien, S. 56, in: Hicketier, Knut (Hrsg.): Fernsehen: Wahrnehmungswelt, Programminstitution und Marktkonkurrenz, Frankfurt am Main 1992, S. 53-62.

22. Ebd.

der Bevölkerung stark verbreitete Rezeption. Eine zufällige oder intendierte Gemeinschaft von Massenmedien-Rezipierenden ist dadurch konstituiert.²³

Was aber sind Seifenopern genau? Es sind zuallererst Sendungen, deren Thema Gemeinschaft ist. Jede Seifenoper basiert auf den Geschehnissen einer sozial oder räumlich verbundenen Gruppe von Menschen, die aus den unterschiedlichsten Gründen und in allen möglichen Konstellationen miteinander in Kontakt treten. Die Veränderungen und Probleme dieser Gruppen, der Wechsel im Gemeinschaftsgefüge ist der Inhalt dieser Sendungen. In der Rezeption der Gemeinschaft liegt die Mitgliedschaft zu einer virtuellen, zeitlich und interessen gebundenen medialen Gemeinschaft begründet.

Darin besteht die Funktion, die diese Art von Sendungen für die Sender haben.²⁴ Die sich konstituierende Gruppe wird zur ökonomischen Zielgruppe, deren Bedürfnisse die Marktforschung analysiert. In der Folge werden dann Werbesendungsplätze im Umfeld der Serien zu teuren und begehrten Möglichkeiten, die gewünschte Käuferinnen- und Käuferschicht gezielt zu erreichen.

Diese ökonomische Ausgangsposition und Funktionalisierung der Seifenoper wird seit jeher kritisiert. Produkt-Placement, die 'gesponserte' Benutzung eines Produkts in der Serie gehört in diesen Bereich.²⁵ Wird die Geschichte der Seifenoper näher

23. Vgl. Nancy K. Baym: *Tune in, log on. Soaps, fandom, and online community*, London 2000.

24. Vgl. dazu besonders Udo Göttlich/Friedrich Krotz/Ingrid Paus-Haase (Hrsg): *Daily soaps und daily talks im Alltag von Jugendlichen*, Opladen 2001.

25. Vgl. die Aussagen über den Zwang zur Instant-Brühe von Maggi und dem Instant-Cappuccino von Nescafé in: Simone Meier: *Kuschelkitsch zur Kultstunde*, S. 222, in: *Der Spiegel*, Nr. 48, 2001, S. 218-222 sowie die Angaben über eigens gegründete Produkt-Placement-Firmen in: Gerlinde Frey-Vor: *Erzählen ohne Ende – die Soap opera*, S. 215, in: *Hickethier*, 1992, S. 209-216.

betrachtet, so ist der direkte Zusammenhang von Sendeformat und Werbung klar ersichtlich. Diese Verbindung war zu Zeiten des öffentlich-rechtlichen Fernsehens nur im Vorabendprogramm in Form von Werbesendungen ohne Bezug zu den gezeigten Sendungen gestattet. Bis heute existiert diese indirekte Form, die jedoch oft mit der direkten, aber inhaltlich bezuglosen gekoppelt wird; die Sendung wird angekündigt 'mit freundlicher Unterstützung von Produkt xy' oder 'Firma xy wünscht gute Unterhaltung...'. Manche Serien aber, wie z.B. 'Marienhof', werden, wie am Ende des Abspanns deutlich lesbar ist, 'produziert im Auftrag der ARD-Werbung.' Ein direkter und inhaltlicher Bezug ist damit gegeben.

Damit schließt sich der Kreis zu den Anfängen der Soap opera, die seit den 30er Jahren bis 1960 im amerikanischen Rundfunk im Auftrag der Firma Procter&Gamble produziert, gesendet und mit Werbung flankiert wurden.²⁶

Kritisiert werden auch inhaltliche und strukturelle Mängel. Eine Besonderheit der Serie im Gegensatz zum Fernsehfilm oder Mehrteiler ist, dass die einzelnen Folgen einer Zeitknappheit unterliegen, die die Darstellung komplizierter, vielschichtiger Handlungsabläufe nicht zulässt. Die einzelnen Folgen weisen eine Reduzierung der Entwicklung auf, die die Erklärungen für Geschehnisse in ausgeprägten 'Wenn-Dann'-Mustern liefern.

Zudem besteht eine rigide Determination der Handlungsführung durch Einschaltquoten und Umfrageergebnisse. Die charakterliche Tiefe der Figuren und die dramaturgischen Feinheiten der Handlung werden zugunsten einer auf fesselnde Höhepunkte und leicht verständliche und lösbare Konflikte bedachten Dramaturgie vernachlässigt, daraus ergebe sich laut Kritik eine aus Klischees und Stereotypen bestehende Handlung von Versatz-

26. Vgl. Frey-Vor, 1992, S. 210 sowie Hanne Landbeck: Generation Soap. Mit deutschen Seifenopern auf dem Weg zum Glück, Berlin 2002.

stücken und "sentimental verkitscht oder übertrieben larmoyant dargestellten Lebensproblemen alltäglicher Identifikationsfiguren [...]".²⁷

Struktur und weitere Charakteristika von Seifenoperen sind, trotz des Medienwechsels, bis heute dieselben geblieben:

Seifenoperen werden zur immer gleichen Zeit täglich, außer Samstag und Sonntag oder wenn die Sendeinstanzen aktuelle Sportereignisse präferieren, ausgestrahlt. Ihr Kennzeichen ist ein größeres, aber überschaubares (Haupt)Figurenpersonal, die Parallelität mehrerer Handlungsstränge und die Unabgeschlossenheit am Ende jeder einzelnen Folge. Dieser Cliffhanger genannte Abbruch der Sendung im Moment höchster Spannung ist bis heute das zentrale Erkennungsmerkmal dieser Gattung. Er soll die Wahrscheinlichkeit, dass zur nächsten Folge zugeschaltet wird, erhöhen und die Spannung in der Echtzeit zwischen den Folgen aufrechterhalten. Die Laufzeit und somit die Handlungsentwicklung von Seifenoperen ist nicht begrenzt, da Drehbücher etappenweise produziert werden, um auf Quotenschwankungen im Publikum reagieren zu können. Hauptkennzeichen der Seifenoperen ist die Serialität. Anders als bei den wöchentlichen Serien wird durch das tägliche Senden eine dichtere zyklische Kontinuität erzeugt. Jeden Werktag zur gleichen Zeit eine Sendung zu sehen, schafft eine festere Einbindung in den individuellen Alltag, als wenn eine Sendung nur eine wöchentliche Wiederkehr garantiert. Durch den täglichen Cliffhanger entsteht zudem ein gattungstheoretischer Einzelfall. Am Ende der fortlaufend bewegten Bilder der Serie ist der Cliffhanger ein Anhalten der Bewegung

27. In Bezug auf die amerikanischen Soaps: Manfred Durzak: Stichwort Fernsehserie, S. 76, in: Kreuzer, Helmut (Hrsg.): Sachwörterbuch des Fernsehens, Göttingen 1982, S. 74-79 sowie vor allem Jovan Evermann/Ulrike Elsäßer/Michael Thiel: Dallas, Denver und Co. Das große Lexikon der amerikanischen Soaps. Alles über die amerikanischen Soaps im deutschen Fernsehen, Berlin 2002.

zum Standbild. So zeigt sich die Herkunft des Films aus dem Medium Bild, seine Zusammensetzung aus Einzelaufnahmen.

Der Cliffhanger hält besonders dramatische, oft lebensbedrohliche Situationen wie ein Schnappschuss im Bild fest. Er lässt die involvierten Figuren in einer Pose erstarren, die sich bis zur nächsten Folge einprägen soll. Vor der Erstarrung zoomt die Kamera meist sehr nah an die Person, so dass eine Porträtaufnahme im Moment der höchsten Spannung entsteht. Der Cliffhanger simuliert eine (äußerst kurzfristige) Fotografie bzw. den Moment des Fotografierens, denn besonders dieses Speichermedium steht für die Vergänglichkeit von Zeit. Seit den Tagen der Daguerreotypie ist die naturgetreue Abbildung ein zwiespältiger Vorgang: Die Momente, die dadurch für die 'Ewigkeit' festgehalten sind, werden zur symbolischen Tötung des Abgebildeten, da die realen Verfallsprozesse im Vergleich jetzt besonders deutlich werden.²⁸ Der Cliffhanger steht in diesem kultursoziologischen und formalen Kontext der Fotografie und erfüllt zudem praktisch die Theorie des Festhaltens, Erstarrens und symbolisch Tötens, da er oft in ihrem Leben bedrohte Personen zeigt und damit die konkrete Frage: 'Wird sie/er morgen noch leben oder tot sein?' aufwirft.²⁹ Das Paradox des Cliffhangers besteht darin, dass er jeden Abend an die Vergänglichkeit mahnt, in diesem Akt jedoch einen kontinuierlichen Zeitfluss produziert und die Zeit von 24 Stunden zusammenhält.

28. Vgl. z.B. Iris Därmann: *Bild und Tod. Eine phänomenologische Mediengeschichte*, München 1995; Lucia Santaella: *Die Fotografie zwischen Tod und Ewigkeit*, in: *Zeitschrift für Semiotik*, Bd. 20, H 3-4, Tübingen 1998; Birgit Richard: *Todesbilder. Kunst, Subkultur, Medien*, München 1995.

29. Vgl. dazu ausführlicher: Christine Mielke: *Still-Stand-Bild. Zur Beziehung von Standbild und Fotografie im Kontext bewegter Bilder*, in: Böhn, Andreas (Hrsg.): *Formzitat und Intermedialität*, St. Ingbert 2003, S. 105-144.

Er garantiert die Fortsetzung, die Sicherheit des kontinuierlichen Ablaufs, die sozialpsychologisch auf das eigene Leben bezogen wird.³⁰ Denn 'Unterhaltungsvorführungen', zu denen die Serie zweifellos zählt, "haben somit immer einen Subtext, der die Teilnehmer einlädt, das Gesehene und Gehörte auf sich selber zu beziehen."³¹ Die Funktion des Konsums von Seifenoperen liegt in dieser Doppelstruktur – der Wiederkehr der immergleichen Form und Handlungsmuster zur immergleichen Zeit, aber mit einem immer anderen Inhalt, einer erwartbaren Veränderung des Seriengeschehens. Unterhalten kann hier im doppelten Wortsinn verstanden werden als einerseits für Kurzweil sorgen und andererseits in der ursprünglichen Semantik des Ernährens und Versorgens.

Die Seifenoper des Fernsehens steht jedoch vor allem durch die strukturellen Kennzeichen in einer Tradition, die weit über die kommerzielle Erfindung der Radio-Soap zurückreicht.³² Die serielle, durch den Cliffhanger verbundene Form existierte bereits vor TV oder Rundfunk im Schriftmedium Zeitung/Zeitschrift und davor in den Almanachen des 19. Jahrhunderts als Format der Fortsetzungsgeschichte. Diese Gattung entstand aus bemerkenswert ähnlichen ökonomischen Überlegungen heraus wie die Rundfunk-Seifenoper der zwanziger Jahre.

Nach 1800 konnte der Buchdruck aufgrund gravierender technischer Verbesserungen in die Phase der Massenproduktion

30. Vgl. Irene Neverla: Der soziale Zeitgeber Fernsehen, in: Hickethier, 1992, S. 23-40.

31. Luhmann, 1996, S. 112.

32. Vgl. zur Entwicklung der Seifenoper aus den oralen Erzählkulturen des Orients – wie 1001 Nacht, Das Papageienbuch u.a über die romanischen Erzählzyklen – wie Boccaccios 'Dekameron' über den romantischen Rahmenzyklus bis zu den Transformationen in Zeitschriften/Zeitungen, Kino, Hörfunk und Fernsehen und die dazugehörige Funktion des Erzählens in Gemeinschaften: Christine Mielke: Zyklisch-serielle Narration. Erzähltes Erzählen von 1001 Nacht bis zur TV-Serie, Berlin/New York 2006.

übergehen. So bestand die Möglichkeit zu höheren Auflagenzahlen und ganz prinzipiell zu einer größeren Anzahl von Publikationen. In direkter Konsequenz daraus veränderte sich die Presselandschaft und die Form von gesellschaftlicher Öffentlichkeit. Tageszeitungen, Monatshefte und besonders Textsammlungen in Almanachen fanden Aufnahme bei einem breiteren Publikum. Die zunehmende Alphabetisierung durch verschiedene staatliche Maßnahmen, wie die Schulpflicht, verstärkte diese Entwicklung einer durch die Rezeption von Schrifterzeugnissen informierten und verbundenen Öffentlichkeit.³³

Höhere Auflagenzahlen setzen voraus, dass auch genug informative oder unterhaltende Inhalte zum Druck und zur Verbreitung zur Verfügung stehen. Die Trennung von Faktischem und Fiktionalem bildete sich dabei erst allmählich heraus. Bei Nachrichten und Ereignissen konnte bis ins 18. Jahrhundert kaum zwischen wahr und erfunden unterschieden werden, da sie hauptsächlich mündlich verbreitet wurden. Auch in den ersten Zeitungen des 17. Jahrhundert bestand noch keine klare Trennung zwischen tatsächlichen Ereignissen und möglichen "wundersamen Geschichten".³⁴ Heute ähnelt noch die Rubrik 'Vermischtes' in den Tageszeitungen den wahren und phantastischen Sensationsmeldungen dieser Zeit.

Erst mit stark zunehmenden Auflagenzahlen wurde Fiktionalität markiert und zwischen Nachrichten und Unterhaltungsteilen unterschieden.³⁵ Vorhandener Platz konnte literarisch gefüllt und damit ein kaufwilliges Publikum bei Laune gehalten werden. Der Fortsetzungsroman wurde zur Möglichkeit, Auflagenzahlen konstant zu halten oder zu steigern und das Publikum zu binden. Die Produktion richtete sich weniger nach literarischen Qualitäts-

33. Vgl. z.B. Wolfgang Beutin u.a.: Deutsche Literaturgeschichte, Stuttgart 1994, S. 171 ff.

34. Merten, 1994, S. 151.

35. Vgl. Luhmann, 1996, S. 104.

merkmalen als nach einem ausdehnbaren Handlungsgeflecht, einer variierbaren und 'packenden' Ereignisstruktur und vor allem möglichst vielfältigen, lebensweltlich bekannten und beliebten Motiven, die breite Schichten ansprechen. Ähnlich wie beim Drehbuch für die heutige Seifenoper waren die Produktionszeiten kurz, die Rezeption ein Konsumereignis und die Produkte selbst meist schnell vergessen (insofern sie nicht später in Buchform neu gedruckt wurden).³⁶

Eine zweite Traditionslinie der Seifenoper ist mit der Gattung Fortsetzungsroman verwandt, reicht jedoch noch weiter zurück – zu den mündlichen Traditionslinien des Erzählens im Orient, denen die Form des zyklischen Erzählens entstammt. Märchenzyklen wie 'Tausendundeine Nacht'³⁷ oder 'Das Papageienbuch'³⁸ stellen Verschriftlichungen dieses Erzählens dar. Die Form des zyklischen Erzählens ist in der romanischen Literatur seit der frühen Renaissance z.B. durch Boccaccio, später Margarete von Navarra und anderen aufgegriffen und in der deutschen Romantik zwischen 1795 und 1846 erneut tradiert³⁹ und weiterentwickelt worden.⁴⁰

Die Gattung Novellenzyklus, bestehend aus einer Rahmenerzählung, in der sich eine fiktionale Gesellschaft novellistische Geschichten erzählt oder vorliest, hatte genauso wie die Fortset-

36. Vgl. Norbert Bachleitner: Kleine Geschichte des deutschen Feuilletonromans, Tübingen 1999.

37. Die Rahmenerzählung von 'Tausendundeine Nacht' (im Original Alf Laila wa-Laila) wurde aus verschiedenen Quellen seit 200 n. Chr. tradiert, die Einzelnovellen seit dem 8./9. Jahrhundert im Vorderen Orient überliefert. Der nachgewiesene Erstdruck war 1814-18.

38. Das Papageienbuch (Tuti-Nâme) wurde wahrscheinlich von einem Autor namens Diyâ'o'd-Din Nah[^]sabi um 1330 geschaffen. Der nachgewiesene Erstdruck war 1800.

39. Vgl. z.B. Hugo Aust: Novelle, Stuttgart 1999.

40. Vgl. Christine Mielke: Der Tod und das novellistische Erzählen, in: Heinrich-Heine-Jahrbuch, 41, Düsseldorf 2002.

zungsgeschichte um 1800 aus denselben produktionstechnischen und ökonomischen Gründen Konjunktur. Die Novelle, als Gattung 'mittlerer Länge', konnte in Printmedien erstveröffentlicht werden und später, indem ein Rahmen um die Einzelnovellen geschrieben wurde, als Buch nochmals Geld einbringen.

Ein Vergleich mit den Produktionsgründen und -bedingungen von Seifenoperen zeigt die gemeinsame Traditionslinie der kommerziellen Nutzbarmachung von Kunst als Unterhaltung. Die Kritik, die sich zur jeweiligen Zeit an die Gattung des novellistischen Erzählens wie auch an die Endlosserie richtete und richtet, überdeckt argumentativ meist die prinzipielle Nähe und Bedingtheit von Kunst und Kommerz. Kunst als reiner Selbstzweck des subjektiven Ausdrucks oder dessen Rezeption ist eine funktionale Ausdifferenzierung der Neuzeit.⁴¹ Zuvor diente die Kunst dem Lob Gottes oder des zuständigen Fürsten und wurde bezahlt wie jedes andere Handwerk auch. Das zur subjektivistischen Geniekunst gewandelte Verständnis der Gegenwart macht eine funktionale, zielgerichtet kalkulierte und ökonomisch einträgliche Kunstproduktion verdächtig und ordnet Produkte den Sparten Kunst oder Unterhaltung zu. Massenmedien produzieren in dieser Einteilung lediglich Unterhaltung und keine Kunst. Selbst aus Sicht so avancierter Theorieentwürfe wie der Systemtheorie Luhmanns existieren getrennt voneinander das System Massenmedien und das System Kunst.⁴² Luhmanns Einteilung nimmt die Binarität Information/Nicht-Information und Schön/Nicht-Schön als Definitionsdifferenzen der jeweiligen gesellschaftlichen Systeme.⁴³ Kunst hat, so Luhmann, seit der Mitte des 19. und spätestens im 20. Jahrhundert den Bereich der Unterhaltung verlassen und dient nicht mehr der Welterklärung, d.h. ist nicht mehr funktional fiktiv:

41. Vgl. Umberto Eco: *Kunst und Schönheit im Mittelalter*, München 1991.

42. Vgl. im Gegensatz zu Luhmanns Modell die Leitdifferenz Interessant/Nicht-Interessant bei Gerhard Plumpe: *Epochen moderner Literatur*, Opladen 1995.

43. Luhmann, 1996, S. 96.

Denn Fiktion setzt voraus, daß man wissen kann, wie die Welt aussehen müßte, damit die Fiktion als eine richtige Beschreibung der Welt gelten könnte.⁴⁴

Nach Luhmann boykottiert moderne Kunst systematisch diese gesellschaftliche Aufgabe und überlässt sie stattdessen den Massenmedien. Diese erbringen heute sowohl die Leistungen Information als auch Unterhaltung. Besser gesagt: zwischen beidem wird systemtheoretisch nicht getrennt, da Unterhaltung dann stattfindet, wenn aus Informationen eine Welt der Imagination entsteht. Gerade die Fiktionalität muss auf Informationen der 'realen Realität' der Zuschauenden rekurrieren, um eine geschlossene Struktur der 'fiktionalen Realität' entwerfen zu können.⁴⁵

Wird davon ausgegangen, dass Seifenopern produziert werden, um eine bestimmte Funktion zu erfüllen, so stellt sich heraus, dass die Leistung 'Platzierung von Werbung' nur einseitig ist. Die Funktion für die Rezipierenden, warum täglich zur gleichen Uhrzeit die gleiche Sendung eingeschaltet wird, ist damit noch nicht genannt. Nach Luhmanns Bestimmung der Leitdifferenz für das System Massenmedien, Information im Gegensatz zum Ausscheidungskriterium Nicht-Information, bezieht das Publikum von Seifenopern und von Unterhaltungsprogrammen allgemein einen informativen Nutzen aus den Sendungen oder diese Gattung wird nicht dem System Massenmedium zugerechnet. Ein Nutzen, der auf den ersten Blick nicht einsichtig ist, da statt Information vielmehr Zeitvertreib, soziale Teilnahme und im Extremfall Neugier oder Voyeurismus als Nutzen angenommen werden.

Die Information, die die Nutzenden aus den Serien beziehen, ist erst in einem weiteren Schritt ersichtlich: Merten stellt als gravierendsten Effekt der gegenwärtigen Massenmedien ein Informa-

44. Ebd., S. 107 f.

45. Ebd., S. 99, 102.

tionsangebot fest, das aufgrund seiner wachsenden Ausmaße neue Bewältigungsstrategien von den Nutzenden erfordert.⁴⁶ Gesteigerte Selektivität und neue reflexive Strukturen sind kognitive Bewältigungsmaßnahmen im Umgang mit massenmedialer Information – die Nutzenden lernen zu unterscheiden, was relevante und was irrelevante Information ist und integrieren dies in einen Erfahrungsschatz medialer Kompetenz, der laufend aktualisiert werden muss, schließlich ist nichts auf der Welt so alt wie die Nachrichten von gestern. In Ergänzung zur kognitiven Verarbeitung des gesteigerten Informationsangebots durch Massenmedien besteht die strukturelle Verarbeitung in der Herstellung fiktionaler Konstrukte.⁴⁷

Moderne Kommunikation beinhaltet neben den hauptsächlich faktischen Strukturelementen zunehmend fiktionale, die die Kommunikationsakte flexibler halten können. Als fiktional, d.h. nicht der Frage 'wahr oder nicht wahr?' unterliegend, werden zunächst Elemente der Kommunikation wie Wertungen, Unterstellungen, Erwartungen, Images, öffentliche Meinung bezeichnet.⁴⁸ Diese Elemente gewinnen zunehmend an Relevanz in Massenmedien und erfordern ein Umdenken in der Einteilung und Bewertung massenmedialer Gattungen. Eine Nachrichtensendung beruht aus dieser Sicht in ihren Kommunikationsakten auf einer ebensolchen subjektiven Wirklichkeitskonstruktion wie fiktionale Sendungen, die jedoch in der Rezeption als scheinbar deutlich fiktional markiert wahrgenommen werden.

46. Vgl. Merten, 1994, S. 160.

47. Ebd.

48. Ebd., S. 160/161.

Verschwörungstheorien über die Manipulation von Nachrichten können jedoch entkräftet werden, da sich

der Rezipient, wie viele Untersuchungen zeigen, tendenziell bewusst ist, dass er nur subjektive Wirklichkeiten konstruieren, keine objektiven Wirklichkeiten erfahren kann.⁴⁹

Zurück zu den Seifenoperen kann festgehalten werden, dass die Informationen der eindeutig fiktionalen Gattung qualitativ ähnlich zu bewerten sind wie die der verdeckt fiktionalen Gattungen. Durch ihre Zugehörigkeit zum System Massenmedien durchlaufen sie immer den Filter der Vermittlung und können in der Rezeption lediglich in die subjektive Wirklichkeitskonstruktion der Rezipierenden integriert werden. Eine Überprüfung des Wahrheitsgehalts ist, da das Medium nur sendet und nicht empfängt, im Moment der Rezeption nicht möglich – eine Unterscheidung in faktische und fiktionale Information nimmt das Publikum, bewusst oder unbewusst, selbst vor.

Die Information der fiktionalen TV-Gattung Seifenoper ist in zwei Punkten relevant:

Zum einen bietet die Rezeption und damit die Kenntnis der Stoffe wie bereits erwähnt stets Nachschub an Kommunikationsstoff für die Alltagsrealität. Ob Gespräche von realen oder fiktionalen Personen handeln, ist oft nicht mehr unterscheidbar. Wichtig ist dabei das Gemeinschaftsgefühl, das sich in der Kommunikation herstellt und fiktionale wie reale Personen einbezieht. Kenntnis, aber Ablehnung der Serieninhalte kann diese Zugehörigkeit ebenso herstellen. Was zählt, sind allein die wahrgenommenen Kommunikationsoptionen. Da die Schnittmengen an Interessen und Gemeinsamkeiten, die Stoff für Gespräche bieten, durch das unübersichtlichere Angebot verknappt werden, ist es heute

49. Ebd., S.160. Zu verweisen ist hier auf: Siegfried J. Schmidt (Hrsg.): Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus, Frankfurt am Main 1987 und Staab/Hocker, 1994, S. 164.

Zufall, wenn einander unbekannte Personen über dasselbe Buch, dieselbe Fernsehsendung, dasselbe politische Ereignis kommunizieren können.

Die zweite Qualität an Information, die der Konsum von Seifenoperen ergibt, geht nahezu in den Bereich der faktischen Information über, denn die Serien transportieren relevante und verwertbare "soziale Information".⁵⁰ Bei der Produktion der Serien wird akribisch bis in Details darauf geachtet, die jeweiligen Zielgruppen möglichst authentisch in ihren verbalen und nonverbalen Äußerungen, ihrem Lebensumfeld, ihren Gewohnheiten und Handlungen darzustellen, um eine größtmögliche Identifikation zu erreichen. Auf diese Weise gelangen Informationen über die peergroup der Nutzenden wiederum zu denselben. Die Serien werden so zu Quellen der Information über Moden, Themen, Verhaltensweisen, die ins reale Leben integriert werden. Sie tragen zum, von Merten erwähnten, erweiterten Erfahrungshorizont bei und dienen als eine grundlegende Informationsquelle für dessen Konstitution. Menschliche Erfahrungen werden durch Serien miterlebt und zu einer Kenntnis über bestimmte Themen verarbeitet. Verschiedene Schicksalsschläge und Glücksfälle werden erlebt und der Umgang mit möglichen Ereignissen wie Verrat, Liebe, Geburt und vor allem Tod, der real aus dem Erfahrungshorizont verschwunden ist, im "fiktionalen Freiraum der Serie"⁵¹ eingeübt. Die grundlegenden Funktionen des Fernsehens können, wie eine Studie zum Rezeptionsverhalten ergab, benannt werden mit 'Defizit ausgleich durch Informationen' und 'Sehnsucht nach dem schönen Fernseherlebnis' d.h. Fernsehen als Komplementarität und Erweiterung.⁵²

Da komplizierte narrative Entwicklungen von Handlungssträngen einen Neueinstieg von Publikum ohne Vorwissen verhindern wür-

50. Durzak, 1982, S. 76.

51. Vgl. Mikos, 1992, S. 53.

52. Staab/Hocker, 1994, S. 171.

den, werden vor dem Hintergrund des charakterlich meist konstanten Figurenpersonals alle nur möglichen Themen und Ereignisse ausgespielt und variiert. Konkret bedeutet dies: in der Gruppenkonstellation Wohngemeinschaft wechseln zwar die Bewohnerinnen und Bewohner, es ist jedoch das immergleiche Repertoire von sozial integrativen bis querulanten, temperamentvollen bis ruhigen, guten bis bösen Charakteren vorhanden. Die Serie als (idealtypischer) Spiegel der Gesellschaft beinhaltet meist ein breites Spektrum an Berufsgruppen, einen Ausländeranteil ebenso wie Behinderte, Kranke, über 35-Jährige sowie einkommensstärkere und -schwächere Figuren – auch wenn der Großteil der Figuren junge, gut aussehende Durchschnittsmenschen sind.

Als Beispiel für die Themen- und Figurendisparität soll hier eine repräsentative Folge des Marienhofs in der Kurzfassung des Deutschen Entertainmentmagazins zitiert werden:

Marienhof (Folge 1141) 6. Woche 1999: Andrea beobachtet, wie gut Ulla und Frederik miteinander umgehen. Sie spricht Ulla an. Wie erhofft bestätigt diese sie darin, daß ihre Entscheidung für die Abtreibung richtig war. Später bringt Westermeier Andrea ins Krankenhaus. Traurig bleibt sie vor einer Pinnwand mit Babyfotos stehen. Doch es gibt kein Zurück mehr. Da aber spürt Andrea zum ersten Mal ihr Baby und sagt die Abtreibung ab.

Oma Burghardt packt ihren Koffer fürs Altenheim. Es fällt ihr sehr schwer, so daß Tinka und Olli ihr anbieten, noch zwei Tage bei ihnen zu bleiben. In der WG sind sich alle einig, wie schwer es für die alte Dame sein muß, so abrupt aus ihrem gewohnten Leben gerissen zu werden. Außerdem sind sie der Meinung, daß August tot ist. Sie müssen es Oma Burghardt schonend beibringen. Da wird Hundegebell laut, und als Oma Burghardt die Tür öffnet, steht August in Begleitung einer Hündin vor ihr.

Anläßlich Corinnas Rückkehr lädt Dettmer Tobias, Lee, Tinka und Olli zum Essen ein. Corinna war angeblich zwei Tage bei einer Freundin. Tatsächlich war sie aber bei einem Weiterbildungskurs zur Versicherungsfachfrau, was sie jedoch geheim-

hält. Während Dettmer sich über Corinnas Rückkehr freut, bleibt diese verhalten, denn sie ist durch die Prüfung gefallen. Als Dettmer aus dem Raum ist, telefoniert Corinna mit einem gewissen Carsten. Dabei geht es um die Prüfung, aber es klingt, als hätten beide eine Affäre [...].⁵³

So schlicht sich die Zusammenfassung einer Folge 'Marienhof' ausnimmt, so breit zeigt sich doch das Spektrum der Thematik und der Figuren. An diesem Ausschnitt aus dem Seriengeschehen kann die Kategorienbildung Hickethiers verdeutlicht werden. Diese teilt das Unterhaltungsprogramm des Fernsehens in mehrere Kategorien ein, von denen die 'komprimierte Lebensgeschichte' sowohl Fernsehserie wie auch -film umfasst. Ebenso wie die Unterhaltung durch Sportsendungen, Quiz- und Rätselsendungen und Talkshows in der Tradition von Spiel/Konkurrenz und Konversation/Sich-unterhalten stehen, setzt auch die Unterhaltung durch Fernsehserien und -filme nach Hickethier eine Grundform der menschlichen Unterhaltung medial um. Das traditionelle Geschichtenerzählen nimmt, wie auch im Novellenzyklus der Romantik, in der Programmform der "komprimierten Lebensgeschichte" den Umweg über den Bildschirm.⁵⁴ Der Kategorie des lebensweltlichen Ausschnitts kommt im Modell der komprimierten Lebensgeschichte besondere Bedeutung zu. Der Ausschnitt in seiner Beziehung zur Lebenserfahrung der Zuschauenden muss nicht nur explizit vorhanden, sondern als Ausschnitt auch deutlich erkennbar sein, da

[...] wir als Zuschauer selbst in eine Lebensgeschichte eingebunden sind, die in ihren Kausalitäten und ihren Forderungen sehr viel weniger eindeutig und übersichtlich ist und da [...] wir deren Ausgang nicht kennen.⁵⁵

53. <http://www.tvundserien.de/entertainment/tvundserien/index.html>. (05.06.2002)

54. Vgl. Knut Hickethier: Unterhaltung ist Lebensmittel. Zu den Dramaturgien der Fernsehunterhaltung – und ihrer Kritik, S. 9, in: TheaterZeitschrift, Heft 26, IV/88, S. 5-16.

55. Ebd., S. 9.

Durch die Serie wird der Wunsch nach Ereignissen und Aufregung in Kombination mit klaren Konfliktlösungen und Vereinfachung der Zusammenhänge befriedigt, was im eigenen Leben auf diese Weise nicht möglich ist oder sogar abgelehnt wird. Die Befriedigung dieses Bedürfnisses wandelt den gezeigten Serienalltag zum 'Alltag im Ausnahmezustand',⁵⁶ die die Komplexität der Realität vergessen machen kann. Die Anziehungskraft der Soaps beruht auf eben dieser Paradoxie von Nähe und Ferne zum Leben der Zuschauenden:

Und immer verlangt das Publikum nach frischer Ware, immer will es in der Großen Erzählung seinen gegenwärtigen Alltag und seine gegenwärtigen Wünsche erkennen.⁵⁷

Wie Mikos erläutert, entsteht in der Rezeptionssituation der Serien, bei der vom gemütlichen Wohnzimmersessel aus, in vertrauter Umgebung, am Leben von vertrauten Figuren in vertrauter medialer Umgebung teilgenommen wird, ein Geborgenheitsgefühl, in dem eigene und medial miterlebte Ereignisse aktualisiert und ausagiert werden können.

Mikos sieht Serien daher auch als Lebenshilfe mit psychisch stabilisierender Funktion und vor allem in der Zyklizität des täglichen Rituals die Versicherung der Existenz von Außenreferenzen: "Es gibt die Welt noch, sie ist nicht untergegangen."⁵⁸

Diese Funktion der Serie im Konsumverhalten des Publikums scheint der Grund für den Vorwurf des Eskapismus und der Verzerrung der Realität zu sein, die zu einem Übertrag von narrativ verknüpften Kausalitäten der Fiktion auf die Faktizität des Alltags führen könnte. Festgestellt werden kann jedoch, wie Peter Moritz trotz massiver Kritik bemerkt, dass im Gegensatz zu den frühen

56. Vgl. zum Begriff und allgemein zur Rezeptionsforschung Jürgen Grimm: Fernsehgewalt, Opladen 1999.

57. Martenstein, Harald: Das hat Folgen. Deutschland und seine Fernsehserien, Leipzig 1996, S. 13.

58. Mikos, 1992, S. 57.

Serien des bundesdeutschen Fernsehens der Realitätsgehalt vieler Serien sehr gestiegen ist.⁵⁹ Vor allem kann Gerlinde Frey-Vor darin zugestimmt werden, dass Serien wie *Lindenstraße* mit ihren Figuren und Themen

jedoch auch Produkt der bundesrepublikanischen Wirklichkeit [sind], mit der sie durch ihren fortlaufenden Charakter in einem Wechselverhältnis stehen.⁶⁰

Dies ist besonders seit der britischen Soap *'Coronation Street'* (seit 1960) der Fall. Diese mit Sozialkritik durchsetzte und im Arbeitermilieu angesiedelte Serie begründete einen anderen Typ von Soap, der in der australischen Serie *'Nachbarn'* oder eben *'Lindenstraße'* und *'Marienhof'* Nachfolger fand. Die 'melodramatische Gefühlsstruktur', die bis dahin das Markenzeichen der Seifenoper war und von Ien Ang anhand einer Analyse von *'Dallas'* als serientypischer Begriff geprägt wurde,⁶¹ ist bei diesen realitätsnahen Stoffen nur mehr rudimentär (Musikuntermalung, Mangel an Komik, verknäppte Kausalitäten) vorhanden. Der Vorwurf des Kitschs, der Verschleierung kritisierbarer gesellschaftlicher Verhältnisse und verlogener heile Welt Idylle trifft daher eher Serien wie *'Verbotene Liebe'*, die in der *'Dallas'*-Tradition (USA 1978-91, BRD seit 1981) und weniger von *'Acht Stunden sind kein Tag'*⁶² stehen.

59. Moritz, Peter: *Seife fürs Gehirn: Fernsehen im Serienalltag*, Münster 1996, S. 33. Interessanterweise nennt er besonders *'Lindenstraße'* als eine um Realitätsnähe bemühte Serie, spricht dies aber dem stark an *'Lindenstraße'* angelehnten *'Marienhof'* ab ("der Wahnwitz purer Unterhaltung" S. 213). Möglicherweise werden hier wie üblich der Einfachheit halber alle Daily Soaps über einen Kamm geschoren und die gravierenden Unterschiede zum Beispiel in der Schichtdarstellung in *'Verbotene Liebe'* und *'Marienhof'* ignoriert.

60. Frey-Vor, 1992, S. 216.

61. Vgl. Ien Ang: *Das Gefühl Dallas. Zur Produktion des Trivialen*, Bielefeld 1986.

62. Fernsehserie von Rainer Werner Fassbinder, die von 1972-73 ausgestrahlt wurde. Der Anspruch Fassbinders war es, das Unterhaltungsbedürfnis der Zuschauer ernst zu nehmen und umzusetzen.

Damit fällt der Blick auf weitere Traditionslinien und große Vorbilder in der Geschichte der Unterhaltung: zum einen erinnert die Wechselbeziehung von gesellschaftlich realer und medialer Realität an eine Form des Volkstheaters, deren bekanntester Vertreter Nestroy ist. Diese beliebten Stücke hatten zwar festgelegte Handlungen, waren jedoch von der Form so angelegt, dass Tagespolitik mit eingearbeitet werden konnte. Bekannte Geschichten und das feste Netz von Figurentypen ermöglichten eine Flexibilität von vielfältigen, oft improvisierten Stegreifaktualisierungen, die als sozialer Spiegel rezipiert wurden.⁶³ Die Beschreibung der Stücke, die für ein 'kleinbürgerlich-halbproletarisches Vorstadtpublikum' billig produziert und von diesem schnell konsumiert wurden,⁶⁴ erinnert deutlich an die Seifenoper.

Vorläufer in der Tradition der heute so kritisierten Schematisierungen ist jedoch vor allem das barocke Welttheater. Diese spezielle Form des Theaters entfaltete weniger ein Narrativ wie dies in Dramen der Fall ist, sondern bezog seinen Reiz aus der allegorischen, stereotypischen Abbildung des menschlichen Lebens und der Weltordnung. Gerade auch hier trifft die Bezeichnung 'Komprimierte Lebensgeschichte' besonders zu, auch hier wird die Narration gesteigert und die 'eine große Geschichte' erzählt, in der sich jede und jeder des Publikums wiederfindet.

Die Vorstellung des Weltgeschehens als eine Theaterbühne existiert bereits seit der Antike und findet sich in Texten Platons, Ciceros, Senecas und vielen mehr.⁶⁵ In verschiedenen philosophischen und literarischen Ausprägungen tradierte sich der Begriff des 'theatrum mundi' über Seneca und Augustinus besonders im Barock und bis ins 20. Jahrhundert zu Hugo von Hofmannsthals Kleinem und Großem Welttheater.

63. Berg, Jan/Rischbieter, Henning: Welttheater. Theatergeschichte, Autoren, Stücke, Inszenierungen, Braunschweig 1985, S. 194-199.

64. Vgl. Beutin, 1994, S. 250 f.

65. Vgl. Rischbieter/Berg, 1985.

Theatrum mundi

Der Topos beinhaltet das Bild der Welt und des Menschenlebens als einem einzigen großen Schauspiel. Jeder typische Aspekt menschlichen Lebens kommt zur Darstellung, jeder spielt seine Rolle in diesem Spiel, und irgendwann tritt der Tod auf und beendet die Vorstellung.

Das Stück, das der Gattung ihren Namen gab und auf das sich der Begriff Welttheater meist bezieht, ist Calderón de la Barca's 'El gran teatro del mundo'. Als Schauspiele zur Feier des Fronleichnamfestes etablierten sich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts ausgehend von Madrid die 'auto sacramentales' mit inhaltlichem Bezug zum Fest im Gegensatz zu den herkömmlichen 'comedias'. Auf Karren, die als fahrende Bühnen durch die Gegend gerollt wurden, fand mehrmals täglich das Schauspiel statt, in dem sich die Figuren Schöpfer, Welt, König, Weisheit, Gesetz, Schönheit, Reicher, Bauer, Armer und ein Kind in ihre Rollen einübten, ihr Leben exemplarisch darstellten und am Ende vom Schöpfer gerichtet wurden. Von Beginn an wird viel diskutiert, jeder wehrt sich oder hinterfragt seine Rolle, und am Ende lädt Gott die 'Guten' zum Festmahl. Der Kreis schließt sich, da im Barock zu einem Festmahl auch immer eine Theateraufführung gehört – Gott lädt zum Welttheater.⁶⁶

Diese Art der Aufführung der immer gleichen Stücke in retardierender Form ist, wie Theater prinzipiell, Massenunterhaltung, deren Effekt weniger der geistreiche Kunstgenuss als (neben der christlichen Belehrung) der der handfesten Unterhaltung breiter Bevölkerungsschichten ist. Wie Richard Alewyn beschreibt, wird diese Form des allegorischen Theaters so dankbar vom höfischen Publikum aufgegriffen, dass sich die Epoche des Barock in einem Bild am charakteristischsten fassen lässt: die Welt ist ein Theater.⁶⁷ Das Barock bezeichnet ein zwiespältiges Zeitalter, das

66. Alewyn, Richard: Das große Welttheater, München 1989, S.60.

67. Alewyn, 1989, S. 60.

nach der Entdeckung der irdischen Welt in der Renaissance in Resignation die Nichtigkeit allen Seins erkennt:

Die einzige Zuflucht ist das Kloster, die einzige Hoffnung das Grab, das einzige, was der Aufmerksamkeit würdig ist, ist der Tod. Es ist diese Eruption von weltfeindlichem und sinnfeindlichem Pessimismus, die Barock und Renaissance trennt.⁶⁸

Gleichzeitig entspringt aus dieser Resignation der bekannte höfische Prunk, und die Auseinandersetzung mit der Vergänglichkeit der Welt wird mit erlesener Raffinesse zum Theaterspiel und zur Unterhaltung genutzt. Was als "Unterweisung des Laienpublikums in grundlegenden theologischen und scholastisch-philosophischen Problemen"⁶⁹ begann, wird umfunktioniert zur künstlerischen Strategie der Verdrängung und Lebensbewältigung.

Die Form des 'Welttheaters' wird zu einer Gattung von Theaterstücken, die, wie auch die Soap opera als Untergattung der Fernsehserie, eine extrem verbreitete und besonders wegen ihrer volksnahen Themenvielfalt beliebte Unterhaltungsform wird. Der Vorwurf an die Serie, jedes noch so schwierige Thema 'durchzunudeln', trifft auch das barocke Welttheater:

Auch verhält es sich nicht so, daß das Barocktheater in der Auswahl seiner Gegenstände engherzig oder einseitig verfahren wäre. Es gibt vielmehr nichts, schlechthin nichts auf oder über oder unter der Erde, in Natur oder Geschichte oder Gesellschaft, dem die barocke Bühne sich verschlossen hätte.⁷⁰

Die Art der heutigen massenmedialen Unterhaltung wird hier vorweggenommen; eine Verarbeitung aller nur möglichen Themen, ein Aufbereiten möglicher Informationen, einzig zusammengehalten durch die Form des Mediums, sei es Theaterbühne oder Fernsehschirm.

68. Ebd., S. 61.

69. Poppenberg, Gerhard: Das 'auto sacramental' – Entstehung und Aufführungspraxis, in: ders. (Hrsg.): Calderon de la Barca: El gran teatro del mundo. Das große Welttheater, Stuttgart 1988, S. 139.

70. Alewyn, 1989, S. 63.

Das barocke Theater komprimiert die Welt in eine Aufführung und beruft sich auf eine christliche Unterhaltungslegitimation. Die Seifenoper hat heute dagegen aus Mangel an einem gesellschaftlichen metaphysischen Konsens das persönliche Schicksal zum Leitthema.⁷¹ Vor allem gibt es heute die technische Möglichkeit in einer auf kein absehbares Ende angelegten Form die Welt immer weiter zu erzählen – und dies weltweit. Einer der interessantesten Aspekte der medienwissenschaftlichen Forschung ist dieser Aspekt der Globalität. Denn Seifenopern können, wie der Stand der Forschung zeigt,⁷² als ein globales Phänomen bezeichnet werden. Der Vorwurf des US-amerikanischen oder westlichen Kulturimperialismus muss in diesem Zusammenhang äußerst differenziert gesehen werden. Denn tatsächlich waren Serien wie *Dallas* erfolgreiche Exportprodukte, die, soweit TV-Geräte vorhanden, auch den letzten Winkel der Welt erreichten. Dies nicht immer ungezwungenermaßen, sondern meist verbunden mit ökonomischen Überlegungen der Sender und daher monopolistisch. Vorwürfe, dass in Ägypten Pamela Ewing und die

71. Vgl. zur medialen Kompensation von Glaubensverlusten Christine Mielke: Von der letzten Ölung zur Krankenhausserie. Rekonstruktion des Sterbens zwischen religiöser Gemeinschaft, gesellschaftlicher Institution und medialer Simulation, in: Reichert, Klaus/Hoffstadt, Christian (Hrsg.): *Medizinsemitik*. Bochum/Freiburg 2004, S.109-133.

72. Vgl. unter anderem: Thomas Tufte: *Living with the rubbish queen. Telenovelas, culture and modernity in Brazil*, Luton 2000; Joel Zito Almeida de Araújo: *A negação do Brasil. O negro na telenovela brasileira*, Sao Paulo 2000; Cristiane Costa: *Eu comp ro essa mulher. Romance e consumo nas telenovelas brasileiras e mexicanas*, Rio de Janeiro 2000; Hugh O'Donnell: *Good times, bad times. Soap operas and society in Western Europe*, London 1999; Dorothy C. Anger: *Other worlds. Society seen through soap opera*, Peterborough 1999; Marilyn J. Matelski: *Soap operas worldwide. Cultural and serial realities*, London 1999; John Andrew Skuse: 'Negotiated Outcomes'. An ethnography of the production and consumption of a BBC World Service radio soap opera, London 1999. Weiterführende Literatur vor allem auch in Knut Hickethier: *Die Fernsehserie und das Serielle des Fernsehens*, Lüneburg 1991 und Daniela Wiegard: *Die Soap opera im Spiegel wissenschaftlicher Auseinandersetzung*, Marburg 1999.

Southfork Ranch bekannter sind als Landstriche des eigenen Staates haben eine gewisse Berechtigung, obwohl deren Sinn nicht ganz klar ist. Denn andererseits waren Medien schon zu allen Zeiten eine Möglichkeit der Raum und Zeitüberwindung und der Imagination. Darin besteht ihre Hauptfunktion.⁷³

Neben den amerikanischen Exportprodukten gibt es jedoch vor allem Seifenopern mit je landestypischem, gesellschaftsspezifischem Charakter. Die audiovisuelle Narrationsform hat sich weltweit als ein geeigneter Rahmen erwiesen, in dem die lebensweltlichen Bezüge und Verarbeitungsstrategien aufbereitet werden können. Die kulturellen Unterschiede sind dabei enorm, die Inhalte der Soaps teilweise nicht kompatibel; sie würden in anderen Kulturkreisen auf Verständnisprobleme stoßen. Die brasilianische Telenovela beispielsweise ist von ihrer Struktur her auf ein narratives Ende, auf ein Entwirren aller Erzählfäden angelegt – ein kulturbedingter Soap-Sonderfall, der vor allem dem happy-end-hörigen amerikanischen Publikum unverständlich bleibt.⁷⁴ Die deutsche Erfolgs-Soap 'Gute Zeiten, schlechte Zeiten' war zu Beginn ihrer Laufzeit ein echter Flop, da die Drehbücher der australischen Serie 'Restless Years' einfach übersetzt wurden. Einzige kulturelle Anpassung war die Ersetzung von Kängurus durch Schäferhunde. Dies allein genügt jedoch nicht für die Identifikation des deutschen Publikums mit dem Seriengeschehen. Erst völlig neue, am deutschen Alltag orientierte Inhalte sorgten für Erfolg.⁷⁵ Seit Ende 2004 hat jedoch die Telenovela in Deutschland (wieder) Fuß gefasst. Nach einem ersten Auftreten in den achtziger Jahren, als die ARD und später RTL als 'Gewöhnung' an die tägliche Sendeform ihrem Publikum brasilianische und mexi-

73. Vgl. Hörisch, 1998, S. 18, der dies für das Medium Buch poetisch beschreibt: "Lesen lenkt erst einmal die Aufmerksamkeit von dem, was der Fall ist, ab und führt in Fernen und in Reiche, die kein Auge televisionär erblickt hat."

74. Frey-Vor, 1992, S. 214.

75. Vgl. Hans-Jürgen Jakobs: Das Aldi-TV, in: Der Spiegel, Nr. 20, 1999.

kanische Telenovelas wie 'Die Sklavin Isaura' oder 'Vale Tudo' mit Erfolg im Nachmittagsprogramm präsentierte, verschwand sie zunächst wieder. Als sich herausstellte, dass sich neben den etablierten Soaps im deutschen Fernsehen keine weitere Seifenoper mehr behaupten kann, griff das ZDF – nachdem seine Soapversuche in den Neunzigern gescheitert waren – mit 'Bianca – Wege zum Glück' und nachfolgenden Serien auf die Telenovelastruktur zurück. Der Stil der verfilmten Groschenromans wurde besonders erfolgreich von SAT1 mit 'Verliebt in Berlin' übernommen. Die Telenovelastruktur der endlichen Erzählung wird jedoch – ähnlich wie auch in Südamerika – zu einer unendlichen der Seifenoper, da die erfolgreichen Serien verlängert werden oder sich eine neue, fast identische Serie einer beendeten anschließt. 'Bianca – Wege zum Glück' folgte 'Julia – Wege zum Glück'. 'Verliebt in Berlin' geht in die dritte Verlängerung. Deutlich ist jedoch auch hier der starke kulturelle Bezug: auch die Telenovelas sind in einem Milieu angesiedelt, das regionale bis nationale Eigenheiten aufweist: so bildet das 'neue' Berlin den urbanen Hintergrund für die Nöte von Praktikanten und finanziell schwachen Studenten z.B. mit Szenen in der U-Bahn mit peruanischen Musikanten und bettelnden Artisten.

Wird der deutsche – sehr spezielle – Kontext verlassen, zeigt der Vergleich von indischen, ägyptischen, südamerikanischen, türkischen oder europäischen Serien, dass, wie in der Allegorie des Welttheaters, die großen Motivkomplexe ähnlich (Familie als Bezugspunkt, Liebe und Tod als Konstanten); die Ausagierung der Ereignisse und die Details immer von kulturellen Spezifika geprägt sind und sich auf die Problematik der jeweiligen Gesellschaft beziehen. Das Thema Emanzipation der Frau, in Deutschland beispielsweise durch die Präsenz von erfolgreichen Geschäftsfrauen, lesbischen Paaren und alleinerziehenden Vätern eingebracht, wird in der südamerikanischen Soap wesentlich traditioneller problematisiert. Die Soap als kulturelle Identitätsstif-

tung beschreibt auch Simone Kosog. Die Videoaufzeichnungen von 'Marienhof' gaben ihr und deutschen Freundinnen, die mit Heimweh in Afrika lebten, ein Gefühl von Heimat und deutscher Kleinstadtnormalität:

Herrlich normale Normalität. [...] Was hatten diese Serienmenschen nicht alles, was sie wahnsinnig gerne auch gehabt hätten. Ortruds, ein Café, in dem man einfach ein Stück Kuchen bestellen konnte. Das Foxi, eine Disko, in der man einfach tanzen konnte.⁷⁶

Als Mittel der Identitätsfindung und sozialen Normalisierung setzt auch die BBC das Soapformat ein. In Afghanistan ist seit 1994 täglich die Serie 'new home, new life' im Radio zu hören. In ihr werden die religiösen und politischen Konflikte ausgeblendet und vom Alltag der afghanischen Gesellschaft erzählt: "Wiederaufbau von Häusern, Hygiene im Haushalt, die Verarztung von Kriegsverletzungen oder der Wert kontroverser Debatten."⁷⁷

Festzuhalten ist, dass die Seifenoper eine Erzählform ist, die sich in der narrativen Tradition des zyklischen Erzählens der Mündlichkeit, des novellistischen Zyklus' der Romantik und der Fortsetzungsgeschichte entwickelte und aus dem Medium Schrift über die Audition des Rundfunkhörspiels in die audiovisuellen Medien Fernsehen und auch Internet⁷⁸ fortsetzte. Durch die weltweite Verbreitung technischer Standards hat sich das Sendeformat nicht nur als in verschiedenen Medien taugliche Erzählweise, sondern auch als inhaltlich äußerst flexible Form erwiesen. Die tägliche Serienfolge kommt einem konstanten Bedürfnis nach

76. Kosog, Susanne: Marienhof. Es war einmal in Afrika, S. 132, in: Brömme/Endl, 1999, S. 128-131.

77. Littger, Peter: Hören und hören lassen. Die BBC beschallt die Afghanen mit einer Seifenoper, in: Die Zeit, Nr. 49, 29. November 2001, S. 72. Vgl. zum Inhalt die Unesco-Seite: <http://www.unesco.org/education/educprog/lwf/doc/portfolio/case3.htm> (14. Juni 2006)

78. Vgl. Stephanie Schwiering: Gute Ladezeiten, schlechte Ladezeiten, in: Insight, Nr. 3, 2001, S. 8-10.

zyklischen Angeboten der Unterhaltung entgegen, dass wie jedes zyklische Format "als Quelle der Identitätserhaltung"⁷⁹ dient und dass mit den je eigenen kulturellen Distinktionen in verschiedenen Ländern gefüllt wird.

Die Vorbehalte der Forschung, sich mit Themen und Gattungen der sogenannten Populärkultur zu beschäftigen, hat zwar was die Rezeptionsforschung und die Medienentwicklung betrifft vor allem dank der Cultural Studies abgenommen,⁸⁰ wissenschaftliche Analysen der Inhalte sind jedoch nach wie vor äußerst selten. Der Gegenstand Seifenoper wird bis jetzt immer wieder am Beispiel Dallas oder Lindenstraße auf Motivik und narrative Funktionen untersucht. Der Inhalt der täglich gesendeten Endlosserie dagegen wird als von einer Erzählmaschine im Delirium ausgespuckter Stoff behandelt, der einer kultursemiotischen Analyse nicht würdig scheint.

Neben den genannten Funktionen des Serienkonsums für das Publikum – angefangen von der Realitätskonstruktion, der Herstellung von Gesprächsstoff und der Gemeinschaftsbildung bis zum identitätsstabilisierenden Übertragungserleben – kann die Analyse auch auf der Makroebene zu interessanten Ergebnissen führen, denn die Serien

[...] existieren keineswegs in einem gesellschaftsfreien Raum, sondern verarbeiten soziale Konflikte und Themen. Sie können als Kulturprodukte angesehen werden, in denen sich die Gesellschaft in symbolischer Form über sich selbst verständigt.⁸¹

79. Neverla, 1992, S. 29.

80. Vgl. besonders die Beiträge des Bandes: Caroline Y. Robertson/Carsten Winter: Kulturwandel und Globalisierung, Baden-Baden 2000.

81. Mikos, 1992, S. 53.

Literaturverzeichnis

- Alewyn, Richard: Das große Welttheater, München 1989.
- Anders, Günther: Die Antiquiertheit des Menschen, Bd. 1: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution, München 1992.
- Ang, Ien: Das Gefühl Dallas. Zur Produktion des Trivialen, Bielefeld 1986.
- Anger, Dorothy C.: Other worlds. Society seen through soap opera, Peterborough 1999.
- Ankowsch, Christian (Hrsg.): Alles Bonanza, Wien 2000.
- Aust, Hugo: Novelle, Stuttgart 1999.
- Bachleitner, Norbert: Kleine Geschichte des deutschen Feuilletonromans, Tübingen 1999.
- Baym, Nancy K.: Tune in, log on. Soaps, fandom, and online community, London 2000.
- Berg, Jan/Rischbieter, Henning: Welttheater. Theatergeschichte, Autoren, Stücke, Inszenierungen, Braunschweig 1985.
- Beutin, Wolfgang u.a.: Deutsche Literaturgeschichte, Stuttgart 1994.
- Brömme, Bettina/Endl, Thomas (Hrsg.): Ein Herz und eine Serie. Fernseh-Geschichten, Leipzig 1999.
- Canetti, Elias: Masse und Macht, München 1960.
- Costa, Cristiane: Eu comp ro essa mulher. Romance e consumo nas telenovelas brasileiras e mexicanas, Rio de Janeiro 2000.
- Därmann, Iris: Bild und Tod. Eine phänomenologische Medien-geschichte, München 1995.
- Durzak, Manfred: Stichwort Fernsehserie, in: Kreuzer, Helmut (Hrsg.): Sachwörterbuch des Fernsehens, Göttingen 1982, S. 74-79.
- Eco, Umberto: Kunst und Schönheit im Mittelalter, München 1991.
- Evermann, Jovan/Elsäßer, Ulrike/Thiel, Michael: Dallas, Denver und Co. Das große Lexikon der amerikanischen Soaps. Alles über die amerikanischen Soaps im deutschen Fernsehen, Berlin 2002.
- Freud, Sigmund: Massenpsychologie und Ich-Analyse (1921), in: ders.: Fragen der Gesellschaft und Ursprünge der Reli-

- gion (=Studienausgabe Bd. IX), Frankfurt am Main 1974, S. 61-134.
- Frey-Vor, Gerlinde: Erzählen ohne Ende – die Soap opera, in: Hickethier, 1992, S. 209-216.
- Göttlich, Udo/Krotz, Friedrich/Paus-Haase, Ingrid (Hrsg): Daily soaps und daily talks im Alltag von Jugendlichen, Opladen 2001.
- Grimm, Jürgen: Fernsehgewalt, Opladen 1999.
- Hickethier, Knut: Die Fernsehserie und das Serielle des Fernsehens, Lüneburg 1991.
- Hickethier, Knut: Geschichte des deutschen Fernsehens, Stuttgart 1998.
- Hickethier, Knut: Unterhaltung ist Lebensmittel. Zu den Dramaturgien der Fernsehunterhaltung – und ihrer Kritik, in: TheaterZeitschrift, Heft 26, IV/88, S. 5-16.
- Hörisch, Jochen: Einleitung, in: Ludes, Peter: Einführung in die Medienwissenschaft. Entwicklung und Theorien, Berlin 1998.
- <http://www.tvundserien.de/entertainment/tvundserien/index.html> (5. Juni 2002)
- <http://www.unesco.org/education/educprog/lwf/doc/portfolio/case3.htm> (14. Juni 2006)
- Illies, Florian: Generation Golf. Eine Inspektion, Frankfurt am Main 2001.
- Jakobs, Hans-Jürgen: Das Aldi-TV, in: Der Spiegel, Nr. 20, 1999.
- Kosog, Susanne: Marienhof. Es war einmal in Afrika, in: Brömme/Endl, 1999, S. 128-131.
- Landbeck, Hanne: Generation Soap. Mit deutschen Seifenoperen auf dem Weg zum Glück, Berlin 2002.
- LeBon, Gustave: Psychologie der Massen, Stuttgart 1964.
- Littger, Peter: Hören und hören lassen. Die BBC beschallt die Afghanen mit einer Seifenoper, in: Die Zeit, Nr. 49, 29. November 2001, S. 72.
- Luhmann, Niklas: Die Realität der Massenmedien, Opladen 1996.
- Martenstein, Harald: Das hat Folgen. Deutschland und seine Fernsehserien, Leipzig 1996.
- Matelski, Marilyn J.: Soap operas worldwide. Cultural and serial realities, London 1999.

- Meier, Simone: Kuschelkitsch zur Kultstunde, in: Der Spiegel, Nr. 48, 2001, S. 218-222.
- Merten, Klaus: Evolution der Kommunikation, in: ders. u.a., 1994, S. 141-162.
- Michovski, Kolja: Dallas heißt Schkopau, in: Brömme/Endel, 1999, S. 35-39.
- Mielke, Christine: Der Tod und das novellistische Erzählen, in: Heinrich-Heine-Jahrbuch, 41, Düsseldorf 2002, S. 54-82.
- Mielke, Christine: Still-Stand-Bild. Zur Beziehung von Standbild und Fotografie im Kontext bewegter Bilder, in: Böhn, Andreas (Hrsg.): Formzitat und Intermedialität, St. Ingbert 2003, S. 105-144.
- Mielke, Christine: Von der letzten Ölung zur Krankenhausserie. Rekonstruktion des Sterbens zwischen religiöser Gemeinschaft, gesellschaftlicher Institution und medialer Simulation, in: Reichert, Klaus/Hoffstadt, Christian (Hrsg.): Medizinsemitik, Bochum/Freiburg 2004, S.109-133.
- Mielke, Christine: Zyklisch-serielle Narration. Erzähltes Erzählen von 1001 Nacht bis zur TV-Serie, Berlin/New York 2006.
- Mikos, Lothar: Übertragungserleben. Soziale Aspekte des Umgangs mit Familienserien, in: Hickethier, Knut (Hrsg.): Fernsehen: Wahrnehmungswelt, Programminstitution und Marktkonkurrenz, Frankfurt am Main 1992, S. 53-62.
- Moritz, Peter: Seife fürs Gehirn. Fernsehen im Serienalltag, Münster 1996.
- Neverla, Irene: Der soziale Zeitgeber Fernsehen, in: Hickethier, 1992, S. 23-40.
- O'Donnell, Hugh: Good times, bad times. Soap operas and society in Western Europe, London 1999.
- Pauser, Susanne/Ritsche, Wolfgang (Hrsg.): Wickie, Slime und Papier. Das Online-Erinnerungsbuch für die siebziger Jahre, Reinbek bei Hamburg 1999.
- Plumpe, Gerhard: Epochen moderner Literatur, Opladen 1995.
- Poppenberg, Gerhard: Das 'auto sacramental' – Entstehung und Aufführungspraxis, in: ders. (Hrsg.): Calderon de la Barca: El gran teatro del mundo. Das große Welttheater, Stuttgart 1988.
- Richard, Birgit: Todesbilder. Kunst, Subkultur, Medien, München 1995.
- Robertson, Caroline Y./Winter, Carsten: Kulturwandel und Glo-

Theatrum mundi

- balisierung, Baden-Baden 2000.
- Santaella, Lucia: Die Fotografie zwischen Tod und Ewigkeit, in: Zeitschrift für Semiotik, Bd. 20, H 3-4, Tübingen 1998, S. 243-268.
- Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus, Frankfurt am Main 1987.
- Schwiering, Stephanie: Gute Ladezeiten, schlechte Ladezeiten, in: Insight, Nr. 3, 2001, S. 8-10.
- Skuse, John Andrew: 'Negotiated Outcomes'. An ethnography of the production and consumption of a BBC World Service radio soap opera, London 1999.
- Staab, Joachim Friedrich/Hocker, Ursula: Fernsehen im Blick der Zuschauer. Ergebnisse einer qualitativen Pilotstudie zur Analyse von Rezeptionsmustern, in: Publizistik 39, 1994/2, S. 160-174.
- Tufte, Thomas: Living with the rubbish queen. Telenovelas, culture and modernity in Brazil, Luton 2000.
- Wiegard, Daniela: Die Soap opera im Spiegel wissenschaftlicher Auseinandersetzung, Marburg 1999.
- Wirz, Mario: Flipper. Meine heimliche Familie, in: Brömme/Endl, 1999, S. 56-59.
- Zito Almeida de Araújo, Joel: A negação do Brasil. O negro na telenovela brasileira, Sao Paulo 2000.

Mediale Fangruppen und kulturelle Differenzierung

Waldemar Vogelgesang

1. Vorbemerkung

In der Vorbereitung auf dieses Referat habe ich in einem Forschungsbericht aus dem Jahre 1986 geblättert, der aus den Anfängen der Trierer soziologische Welttheater Medienforschung stammt und in einem gewissen Sinne sogar deren Geburtsstunde markiert.¹ Der Titel der Arbeit lautet: 'Jugend und neue Medien. Video, Bildschirmspiele und Computer 'erobern' die jugendliche Lebenswelt'. Die Erkundung und Kartographie jugendlicher Me-

1. Mitte der 1980er Jahre formierte sich ein interdisziplinär ausgerichtetes Team von Soziologen, Pädagogen, Psychologen, Germanisten und Medienwissenschaftlern an der Universität Trier ('Forschungsgruppe Medienkultur und Lebensformen'), das zahlreiche Untersuchungen zu jugend-, medien- und kultursoziologischen Fragestellungen durchführte. Neben quantitativ-repräsentativen Befragungen wurden auch qualitative Studien durchgeführt, wobei insbesondere mediale Aneignungsformen und jugendkulturelle Szenen näher untersucht wurden: im Musikbereich u.a. Gruffies, Black Metal-Fans, Techno-Anhänger, HipHopper, für Film und Fernsehen die alltäglichen Nutzungsgewohnheiten sowie die Präferenzen für bestimmte Genres, des Weiteren die Fangemeinschaften der 'Lindenstraße', der 'Star Trek'-Serie und von Horrorfilmen, für Computer und Internet etwa Programmierer, Hacker, Cyberpunks und Online-Rollenspieler. Unterschiedliche Schwerpunktsetzungen führten 1993 dazu, dass sich aus der Gesamtgruppe ein eigenständiges 'Forscher-Derivat' herauskristallisierte – die Arbeitsgruppe 'Jugend- und Medienkultur' (JMK) –, die sich bis heute mit Jugend-, Medien- und Kulturfragen beschäftigt. Aktuell führt die Projektgruppe Studien zu zeitgenössischen Formen des Jugendbrauchtums, zur jugendlichen Musikpiraterie, zur (Des-)Integration von Aussiedlerjugendlichen, zur Globalisierung der Medienkommunikation und zum Weltjugendtag 2005 in Köln durch. Ein kleiner Überblick über die Forschungstätigkeit aus der jüngeren Vergangenheit findet sich in Andreas Hepp/Waldemar Vogelgesang (Hrsg.): Populäre Events, Opladen 2003; Andreas Hepp: Netzwerke der Medien, Wiesbaden 2004 und Waldemar Vogelgesang: Jugend, Alltag und Kultur. Eine Forschungsbilanz, Wiesbaden 2006.

diennutzung, wie wir sie hier vorgenommen haben, und wie sie durch mehrere Studien, die in dieser Zeit entstanden sind, bestätigt wird, ist aber nicht der Punkt, den ich hier besonders herausstellen möchte, sondern eine allgemeine Einschätzung der damaligen Mediendiskussion. Im Einleitungskapitel findet sich hierzu folgende Feststellung:

Seitdem sich Wissenschaftler mit 'Neuen Medien', ihrer Verbreitung, Anwendung und Wirkung auseinandersetzen, lassen sich stetig die unversöhnlichen Gegensätze des 'Für' und 'Wider' verzeichnen. Die Medienpädagogik macht hier keine Ausnahme: euphorischer Jubelgesang einerseits, unbedingte Opposition andererseits.²

In der Tat ist über das Aufkommen der elektronischen Medien und nicht zuletzt die zunehmende Verbreitung der Computer- und Netztechnologie viel diskutiert und publiziert worden. Haben sich zwischenzeitlich die Diskursfronten etwas gelockert, sprich: versachlicht, oder pendeln die Wirkungsvermutungen immer noch zwischen Begeisterung und Verteufelung? Ebenfalls im Einleitungskapitel ihres Buches 'Zeit – Medien – Wahrnehmung' von 1994 schreiben hierzu Mike Sandbothe und Walther Zimmerli:

Weite Teile der in den Schnittbereichen von Literatur-, Medien- und Computerwissenschaften geführten Diskussion wurden dabei zumeist entweder von apokalyptischen Schreckbildern oder von medien-euphorischen Heilsvisionen geprägt. Auf der Grundlage dieser globalen Szenarien hat sich eine neue Diskursgattung entwickelt, die man als 'media fiction' bezeichnen könnte. Ihr Markenzeichen ist eine sich als gezielte Ironie präsentierende methodische Unschärfe, durch welche die phänomenologischen Intuitionen, die ihr zugrunde liegen, notorisch verschliffen werden. In nicht minder großer Zahl sind in den letzten Jahren quantitative Erhebungen und qualitative Studien vorgelegt worden, die aus den Perspektiven der empirischen

2. Behrens, Ulrike u.a.: Jugend und neue Medien, in: Ries, Heinz A. (Hrsg.): Berichte und Studien aus der pädagogischen Abteilung der Universität Trier, Nr. 17., Trier 1986, S. 1.

Mediale Fangruppen und kulturelle Differenzierung

Kommunikations- und Sozialwissenschaften, der Medienpsychologie und der Medienpädagogik sowie der Technik- und Kulturgeschichte (Medienfragen) nachgehen. Charakteristisch für die Gesamtlage der Mediendebatte ist bis heute, daß sich phantasievolle 'media fiction' und seriöse Medienwissenschaft in einem Zustand wechselseitiger Nichtbeachtung befinden.³

Dieser Feststellung ist wohl weitestgehend zuzustimmen, nicht aber der Anschlussüberlegung, die die Autoren machen:

Eine Änderung dieses Zustands ist umso notwendiger als er mit dazu geführt hat, daß detaillierte kommunikationshistorische Analysen, medienphänomenologische und technologiephilosophische Feindifferenzierungen sowie mediensoziologische Differentialinterpretationen inmitten der enormen Literaturflut zum Medienthema Mangelware geblieben sind.⁴

Dies mag rein quantitativ betrachtet vielleicht zutreffend sein, nicht jedoch in der qualitativen Dimension. Denn seit Anfang der 1990er Jahre ist in der Medienforschung unverkennbar eine Erweiterung der Fragestellungen zu konstatieren, verbunden mit alternierenden theoretischen Konzepten und methodischen Zugriffen. Nicht mehr die Fetische 'Inhalt' und 'Wirkung' und ihre isolierte Betrachtung bilden den Untersuchungsschwerpunkt, sondern die Betonung des Rezeptionsvorgangs und die Analyse der in ihm vollzogenen Prozesse der Interpretation, Sinngebung und Konstruktion der Realität.⁵

Zweifellos haben die eschatologischen Pauschal diagnosen eines Virilio, Baudrillard und Postman nach wie vor Konjunktur, aber ihre auf Publikumswirksamkeit angelegten 'Bestseller' treiben ein gefährliches Spiel mit den Ängsten ihres Publikums. 'Wait a minute, Mr. Postman', so der bezeichnende Titel eines Artikels von

3. Sandbothe, Mike/Zimmerli, Walther Ch.: Zeit – Medien – Wahrnehmung, Darmstadt 1994, S. VII.

4. Ebd.

5. Krotz, Friedrich: Die Medialisierung kommunikativen Handelns, Wiesbaden 2001.

Tommi Hoikkala u.a. (1987), in dem die Autoren sich sehr kritisch mit dessen medialen Entfremdungsthesen auseinandersetzen. Man ist versucht, dies einer ganzen Gilde von Kulturkritikern zuzurufen und ihnen die Lektüre der neueren Studien der 'Birmingham School' und vieler anderer zu empfehlen. Denn dass deren überkommene Sichtweise weder der Bedeutungsvariabilität von medialen Texten noch den aktiven Leistungen der Rezipienten hinreichend Rechnung trägt, belegt die neuere interpretativ und kulturanalytische ausgerichtete Medien- und Kommunikationssoziologie in einer wachsenden Zahl von theoretischen und empirischen Arbeiten sehr eindrucksvoll.

Diese Hinwendung zur subjektiven Wahrnehmung des Medienangebots, zu situationalen Rahmenbedingungen und rezipientenspezifischen Aneignungsweisen bildet auch den paradigmatischen Fokus der Trierer Medienforschung. Unsere forschungsleitende Perspektive gründet in der Prämisse, dass Medien nicht an sich existieren, sondern immer nur für sich, d.h. in sozialen wie individuellen, kommerziellen wie kulturellen, biographischen wie aktuellen Deutungszusammenhängen. Man gestaltet seinen Tagesablauf und seine Freizeit mit ihnen. Ebenso werden die Phantasien, die Gefühle, die Wünsche und auch die persönlichen Beziehungen in der Aneignung von und der Auseinandersetzung mit den Medien verändert.

Ein solches Verständnis von Medienrezeption zielt nicht auf eine kausal-analytische Interpretation, vielmehr geht es um die Rekonstruktion jener Realitäten, in denen Medien für die Rezipienten bedeutsam werden. Dabei hat sich gezeigt, dass die Vielfalt der Nutzungsmöglichkeiten, die Medien eröffnen, zur Herausbildung von spezialisierten personalen Identitäten und medienaffinen Jugendszenen und -kulturen führen. Bevor diese beleuchtet werden, gilt es noch kurz auf zwei wesentliche Voraussetzungen für diese Entwicklung aufmerksam zu machen: erstens Veränderungen im Medien- und zweitens im Gesellschaftssystem.

2. Jugend- und medienkulturelle Wahnachbarschaften im Modernisierungsprozess

Wer glaubte, die Zeit der großen Entdeckungen und Umwälzungen gehöre der Vergangenheit an, wird durch die digitale Revolution und ihre Folgen beinahe tagtäglich eines Besseren belehrt. Denn was in einer Vielzahl von medien- und kulturhistorischen Studien belegt wurde, erfährt in der Gegenwart auf beinahe dramatische Weise Bestätigung: Die dominierenden Medien einer Kultur formen den kommunikativen Austausch, stiften neue Gesellungsformen und Allianzen und prägen die vorherrschenden Erkenntnisformen, Themen und Institutionen. Rainer Winter und Roland Eckert haben dies in ihrer Studie 'Mediengeschichte und kulturelle Differenzierung' sehr deutlich herausgestellt:

Der Druck und in Ansätzen auch die Schrift haben die Heilsverwaltung des Klerus untergraben, indem sie die Artikulation abweichender Meinungen ermöglicht haben. Die Briefpost im Verein mit Tagebuch und Lesezirkel hat eine spezialisierte Innerlichkeit mitteilbar gemacht, das Standfoto die Repräsentation der Familie, das Fotoalbum der Amateurfilm und der Videofilm die Biographie visualisiert. Mit dem Radio, der Schallplatte und dem Kassettenrekorder sind musikalische und tänzerische Formen der Selbstdarstellung kommunikabel geworden. [...] Durch Video sind medial vermittelte Aggressionen, Träume und Sexualität jederzeit verfügbar. [...] Minitel bzw. Btx ermöglichen eine ästhetische Selbstentfaltung unter Ausschaltung moralischer Kategorien, indem sie den 'Identitätswechsel' zum Programm machen.⁶

Und sie schlussfolgern:

Neue Formen der Kommunikation haben so andere Formen der Wahrnehmung, des Verhältnisses zur Welt und des Umgangs mit anderen hervorgebracht.⁷

6. Winter, Rainer/Eckert, Roland: Mediengeschichte und kulturelle Differenzierung, Opladen 1990, S. 141.

7. Ebd.

Wenn schon in der Vergangenheit Medien eine wichtige Funktion als Kultur-, Kommunikations- und Identitätsgenerator zukam, so beschleunigt und verstärkt sich diese Entwicklung heute in einem atemberaubenden Tempo. Obwohl weder die Auswirkungen noch das Ende dieses Transformationsprozesses exakt prognostizierbar sind, soviel steht bereits fest: Alle Lebens- und Gesellschaftsbereiche sind tangiert. Ob Wirtschaft und Wissenschaft, Politik und Kultur, Öffentlichkeit und Privatsphäre, die neuen Medien und IuK-Techniken haben hier bereits deutliche Spuren hinterlassen.⁸ In diesem Zusammenhang kann die steile Karriere des Begriffs 'Multimedia', der im Übrigen im Dezember 1995 von der Gesellschaft für deutsche Sprache zum Wort des Jahres erklärt wurde, gleichermaßen als Indikator für eine unter starke Dynamik geratene kommunikationstechnologische Entwicklung wie auch gesellschaftliche Debatte darüber angesehen werden. Dabei liegt der letzte Medienschub noch nicht lange zurück: Kabel und Satellit machten Übertragungstechniken verfügbar, die seit den 1980er Jahren zu einer Expansion und zu weitreichenden Transformationen des deutschen Mediensystems führten. Gefördert wurde beides durch eine (rechtliche) Deregulierung und eine Öffnung auch des elektronischen Mediensektors für mehr Wettbewerb. Es entstand hierzulande das duale Rundfunksystem in dem öffentlich-rechtliche und private Rundfunkanbieter miteinander konkurrieren.

Diese Veränderungen dürften von den künftig zu erwartenden noch übertroffen werden. Dabei deutet die Wortschöpfung 'Multimedia' die Richtung der Veränderung an: Bisher getrennte Kommunikationstechniken, sozusagen Unimedien, verschmelzen miteinander. Es findet eine Integration von gesprochener Sprache, Text, Video, Audio, Telekommunikation, Unterhaltungselektronik und Computertechnik statt. Diese Entwicklung bedeutet aber nicht nur eine quantitative Steigerung von Kommunikationsangeboten, die Integration führt zugleich zu ganz neuen Angebots-

und Nutzungsformen. Aus soziologischer Perspektive interessiert in diesem Zusammenhang nun weniger, welche technischen Voraussetzungen (z.B. Digitalisierung und Datenkompression, veränderte Übertragungswege, neue Zusatz- und Endgeräte) die Multimedia-Nutzung erst ermöglicht haben, sondern wie sich dadurch die uns bekannten Formen personaler und medialer Kommunikation nachhaltig verändert haben respektive zukünftig

8. Vgl. zum tief greifenden Strukturwandel durch neue Kommunikationstechnologien und den damit verbundenen neuen Anwendungsformen (z.B. Telearbeit, Teleshopping, Telelearning, Homebanking, News on Demand, Pay per Channel, Pay per View, Video on Demand), aber auch den Veränderungen der alten Medien (z.B. Online-Zeitungen, digitaler Hörfunk, virtuelle Fernsehstudios, Digitalisierung von Fotografie und Film) die Arbeiten von Achim Bühl: *Cyber-Society: Mythos und Realität der Informationsgesellschaft*, Köln 1996; Winfried Schulz: *Neue Medien – Chancen und Risiken*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 2/1997, S. 3-12; Wilke, Jürgen: *Multimedia. Strukturwandel durch neue Kommunikationstechnologien*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 32/1996, S. 3-15; Michael Jäckel/Frank Haase (Hrsg.): *In medias res: Herausforderung Informationsgesellschaft*, München 2005. Auch wenn der Erwerb entsprechender Medienkompetenzen bereits Mitte der 1990er Jahre in den Rang einer 'vierten Kulturtechnik' (Herzog, Roman: 'Sprengt die Fesseln! Wir brauchen eine Debatte über die Zukunft unseres Bildungssystems', in: *Die Zeit*, 46/1997, S. 49-50.) gehoben wird und zu einer neuen, breit gefächerten Bildungsoffensive geführt hat, die vom 'transatlantischen Klassenzimmer' (Donath, Reinhardt/Ingrid Volkmer (Hrsg.): *Das Transatlantische Klassenzimmer*, Hamburg 1997.) über den 'Multi-Media-Campus' (Gottwald, Franz-Theo/Sprinkart, Karl-Peter: *Multi-Media-Campus*, Düsseldorf/Regensburg 1998.) bis zum 'Lernen im Cyberspace' (Schwarzer, Ralf (Hrsg.): *Multi-Media und Tele-Learning. Lernen im Cyberspace*, Frankfurt am Main/New York 1998.) reicht, so muss dies keineswegs – gleichsam im Selbstlauf – zu einer kollektiven Ausweitung von Handlungsspielräumen und Partizipationschancen führen. Im Gegenteil, aufgrund unterschiedlicher finanzieller und intellektueller Möglichkeiten steht zu befürchten, dass die fortschreitende Mediatisierung die Ausbildung einer 'medialen Klassengesellschaft' (Jäckel, Michael/Winterhoff-Spurk, Peter (Hrsg.): *Mediale Klassengesellschaft?*, München 1996) resp. 'digitaler Klüfte' (merz (=Medien + Erziehung), Nr. 6/2005; Themenschwerpunkt: digitale Klüfte.) forciert, in der sich verstärkt zwei antagonistische Informationsklassen – die Informationsreichen und die Informationsarmen – mit höchst unterschiedlichen Teilhabe- und Selbstverwirklichungsressourcen gegenüberstehen werden.

noch weiter verändern werden:

Ein großes Problem ist die wachsende Diskrepanz zwischen dem immens gestiegenen Informationsaufkommen einerseits und der begrenzten Verarbeitungskapazität der Medien und der Mediennutzer andererseits. Scheinbar nimmt die Verarbeitungskapazität der Medien zu, zumindest gibt es immer spezialisiertere Medienangebote. Aber die vielen Spezialmedien [...] erweitern nicht eigentlich die Sphäre der Öffentlichkeit, das Forum des gesellschaftlichen Diskurses, auf dem über politische Prioritäten gestritten wird. Sie haben vielmehr zu einer enormen Segmentierung des Publikums geführt, zu einer Aufspaltung in eine Vielzahl gegeneinander abgeschotteter Teil- und Unterforen. Die Spezialmedien sorgen ihrerseits dafür, daß sich die Teilpublika weiter spezialisieren und differenzieren, indem sie den Fachjargon, den esoterischen Diskurs pflegen und zur Ausbildung spezieller Normensysteme und eigentümlicher Weltansichten beitragen.⁹

Die von Schulz gewählten Umschreibungen – z.B. 'Teilpublika' mit 'esoterischem Fachjargon' und einer 'eigentümlichen Weltansicht' – haben einen stark negativen Tenor. Wir plädieren für eine normative Entdramatisierung und schlagen stattdessen Formulierungen wie medienbestimmte Wahlnachbarschaften oder Medienspezialkulturen vor. Zum Ausdruck wird damit gebracht, dass Medien eine bedeutende Rolle als Auslöser und Konstituenten sozialer Differenzierungs- und Segmentierungsprozesse spielen. Von den Beatniks bis zu den Heavy Metal-Fans, von den Wannabes (Szene-Begriff für die jugendlichen Anhänger des Popstars Madonna) bis zu den Horrorfreaks, von den Computer-Hackern bis zu den verschiedenen Spielarten von Netz-Usern reicht der Bogen medienbestimmter Selbst- und Weltgestaltung.

9. Schulz, Winfried: Medienwirklichkeit und Medienwirkung, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 40/1993, S. 24.

Die Aufzählung zeigt, dass den Medien gerade in den verschiedenen Jugendkulturen¹⁰ – ergänzt und kombiniert mit einem bestimmten Outfit und Verhaltensstil – verstärkt die Funktion von exklusiven Identitätszeichen zukommt. Zudem werden sie gerade für Jugendliche verstärkt zum Kristallisationspunkt für Szenen und Fankulturen, verbunden mit eigenen Normen, Regeln, Ritualen und Zugehörigkeitsformen. Medien eröffnen also nicht nur Fenster zu anderen Lebensweisen, zu realen und imaginären Alternativen unseres Lebens, sie forcieren auch deren Entstehung, Ausgestaltung und Veränderung. Dies ist die Quintessenz von zahlreichen Medienstudien, die wir in unserer Forschungsgruppe in den vergangenen zwei Jahrzehnten durchgeführt haben.

3. Medien als Kristallisationspunkte für jugendliche Fankulturen – dargestellt an ausgewählten Beispielen

Zu den geläufigen soziologischen Gesellschaftsdiagnosen gehört die Beobachtung der Auflösung von traditionellen Wert-

10. Zum jugendkulturellen Stilmarkt und seiner Transität vgl. Klaus Farin: generation kick.de. Jugendsubkulturen heute, München 2001; Ronald Hitzler/Thomas Bucher/Arne Niederbacher: Leben in Szenen, Opladen 2001; Eckart Müller-Bachmann: Jugendkulturen revisited: Musik- und stilbezogene Vergemeinschaftungsformen (Post-)Adoleszenz im Modernisierungskontext, Münster 2002; Barbara Stauber: Junge Frauen und Männer in Jugendkulturen, Opladen 2004. Auch wenn der ethnographisch arbeitende Jugendforscher angesichts der unzähligen Varianten von Cliques und Jugendkulturen bisweilen in die Rolle des 'gehetzten Feldhasen' gerät – Analogien zu einem Märchen von Ludwig Bechstein sind (nicht) zufällig –, so gilt jenseits aller inter- und intraszenischen Differenzierungen, dass die einzelnen Stiltypen über eine starke identitätsstiftende Kraft verfügen. Sie sind keineswegs nur "Konfektionsware", wie Odo Marquard (zitiert nach Norbert Bolz: Der Megatrend zum Bösen, S. 89, in: Becker, Uwe u.a. (Hrsg.): Megatrends. Die wichtigsten Trends für die nächsten Jahre, Düsseldorf/München 1995, S. 75-96) meint, sondern ihr distinktives und kreatives Potential ist den jugendlichen Gruppen- und Szenenmitgliedern nach wie vor bewusst und verfügbar. Die Fülle, Vielfalt und Temporalität der Stilsprachen darf nicht gleichgesetzt werden mit einem Substanzverlust von Stilen, vielmehr reagieren die Jugendlichen auf den allseits tobenden Stil- und Distinktionskampf mit einer Betonung der 'kleinen Unterschiede'.

maßstäben und Gemeinschaftsformen.¹¹ Ursprünglich gesellschaftlich vorgeprägte Rollen und Lebenspläne werden individuell verfügbar, geraten zunehmend in die Hoheit des einzelnen. Er kann – zumindest prinzipiell – seine Arbeit, seinen Beruf, seine Vereins-, Partei-, Kirchen- bzw. Sektenmitgliedschaft und seinen kulturellen oder subkulturellen Stil frei wählen und wechseln. Er ist der Bastler seines Lebens, das im Spannungsverhältnis zwischen Globalisierungs- und Partikularisierungsprozessen unter der Devise steht: Man hat keine Wahl außer zu wählen.

Diese Entwicklung hat mittlerweile auch die Jugendlichen und ihre Lebensformen voll erfasst, gewissermaßen als Fortsetzung (oder Vollendung!) der langen Entwicklungsphase der Individualisierung des Lebens in der modernen Gesellschaft. Selbst bei cursorischer Betrachtung ist dabei auffallend, welche Vielgestaltigkeit und Buntheit ihre Lebensweisen und Lebenswelten angenommen haben. Hier ist auch die zunehmende individuelle und sozio-kulturelle Bedeutung der Medien zu verorten. Denn Medien sind heute nicht nur selbstverständlicher Bestandteil der Welt der Heranwachsenden, sondern vermehrt auch Anlass für Cliquen- und Gruppenbildung. Die dabei sichtbar werdenden Kommunikations- und Gesellungsaspekte, die völlig konträr zur These von den Medien als Vereinsamungsinstrumenten sind, sollen an ausgewählten Beispielen verdeutlicht werden.

a) Video-Cliquen

Ein markantes Beispiel für die szenengenerierende Rolle von Medien sind auch die jugendlichen Video-Cliquen. Angesprochen sind bestimmte Gruppen von 14- bis 18-jährigen, die sich

11. Zu den Ursachen und Folgen einer fortschreitenden Subjektivierung und Optionalisierung der Vergesellschaftung, aber auch zu der (unabgeschlossenen) Kontroverse zur Individualisierungs-These vgl. den sehr instruktiven Sammelband von Jürgen Friedrichs (Hrsg.): Die Individualisierungs-These, Opladen 1999.

mehr oder weniger regelmäßig harte (d.h. größtenteils indizierte) Action- und Horrorfilme ansehen. Für diese Jugendlichen sind ihre 'Film-Sessions', so nennen sie ihre Zusammenkünfte, eine Art Verlängerung des Kinosettings in den häuslichen, intimen Bereich und stellen gegenüber den Alltagsroutinen eine Sonder-situation dar. Hier können sie ihrer Spontaneität, ihren Aktivitäts- und Darstellungsbedürfnissen freien Lauf lassen, ohne den energischen Einspruch der Erwachsenen befürchten zu müssen. Hier können sie ihre Wünsche nach Abenteuer und Action, Gruseln und Thrill befriedigen, die im normalen Alltag kaum zugelassen sind. Das mediale Abenteuer und die Ausnahmesituation, die Videos zu stimulieren vermögen, sind – und das war nicht unbedingt zu erwarten – eng verknüpft mit der Ausbildung von spezifischen Filmkompetenzen. Sind die Fans am Beginn ihrer Videokarriere primär durch eine voyeuristische Schaulust motiviert, so entwickeln sie im Laufe der Zeit auf der Basis von Filmerfahrung und Filmwissen differenziertere Sehpraxen, die ihnen erlauben, auch spektakulärste Filmszenen wohl dosiert zu erleben. Dabei ist den jugendlichen Videofreaks jederzeit bewusst, dass es sich bei den Action- und Horrorszenarien um reine Phantasiewelten handelt, ja mehr noch, die Differenz zwischen Fiktionalität und Realität ist nachgerade konstitutiv für ihre Erlebnisformen. Jugendliche Videofans sind also, dies gilt jedenfalls für den von uns untersuchten Typus, durchaus keine degenerierten Videoten, wie ihnen oft nachgesagt wird. Im Gegenteil, sie erliegen nicht (im Sinne einer allmächtigen Wirkungsdoctrin) den reichlich vorhandenen Schockbildern vieler Videofilme, sie werden nicht zu Medienmarionetten, sondern eignen sich deren dramaturgische Gestaltungsmittel und dramatische Szenarien auf kompetente Weise an.

b) Techno-Freaks

Zu den schillerndsten Erscheinungen jugendkultureller Vergesellschaftung zählt gegenwärtig fraglos die Techno-Szene. Getragen von

einer Dauerpräsenz in Rundfunk und Fernsehen – und hier insbesondere in den Musikkanälen 'Viva' und 'MTV' – und unterstützt von szenenspezifischen Kommunikationsmitteln wie den Flyern und Fanmagazinen ist Techno seit Anfang der 90er Jahre zur Mainstream-Jugendkultur geworden, deren Anhängerschaft mittlerweile auf ca. zwei Millionen geschätzt wird.

Für diese ist neben dem sinnlich-ekstatischen Körper- und Gemeinschaftserlebnis, das in den Szenen-Locations – und zwar von der örtlichen Großraumdisco bis zur 'Love Parade' auf dem Berliner Kurfürstendamm – möglich ist, auch eine besondere Form von Ästhetik und Stilisierung charakteristisch. Zwar entwickelt jede Jugendkultur auf ihre Weise eine eigene Theatralik und ein eigenes System symbolischer Handlungsformen, die gruppenspezifische Innen-/Außenverhältnisse konstituieren, aber die Techno-Szene hat das wichtigste Prinzip jugendkultureller Stilbildung, die Bricolage, radikalisiert. Gemeint ist damit eine alle Stilelemente umfassende Bastelmentalität, deren ästhetisches Signum – analog zur Cut-up Technik in der Literatur oder der Collage in der Kunst – die Um- und Neugestaltung vorhandener kultureller Artefakte ist. Das Spektrum stilistischer Selbst- und Szenengestaltung umfasst dabei Musik, Tanz und Outfit ebenso wie Kommunikationsmedien und -muster. Nichts ist den Techno-Freaks bei ihrer Stilisierung und Inszenierung heilig, am allerwenigsten das (kulturell) Heilige.

Die alles samplende und umgestaltende Rave-Generation ist damit fraglos zur Avantgarde posttraditionaler Vergemeinschaftungsformen zu rechnen. Für diese gilt: Die Zugehörigkeit basiert auf der freiwilligen Selbstbindung ihrer Mitglieder, die einen szeneneigenen Kosmos von Symbolen, Ritualen, Räumen sowie Erlebnis- und Kommunikationsmustern – für einen bestimmten Zeitraum – miteinander teilen.

c) Online-Rollenspieler

Aber nicht nur in der gegenständlichen Welt schließen Medien Jugendliche zusammen, sondern auch im virtuellen Raum generieren sie neue kommunikative Bezüge und soziale Netzwerke. Beispielhaft kann hier ein bestimmter Typus von Spielergemeinschaft angeführt werden, der die Computernetze als globales Inszenierungs- und Interaktionsfeld nutzt. Die Spieler bedienen sich dabei sogenannter 'Multi-User-Dungeons' (mitunter auch Multi-User-Dimensions oder Multi-User-Dialogues, zumeist aber kurz MUDs genannt), in denen die Verwandlungsstrategien der traditionellen Brettrollenspiele am Rechner weitergeführt – und potenziert – werden. MUDs können als textbasierte Spielprogramme beschrieben werden, die einen relativ weit gefassten dramaturgischen Rahmen in Form von Spielumgebungen, Objekten und Ereignis- und Beziehungskonstellationen vorgeben, die Erkundungen und Begegnungen aber auch Verwandlungen und Neuschöpfungen ermöglichen. Im Unterschied zu anderen Computerspielen wird dabei nicht gegen oder mit dem Rechner gespielt, sondern gegen oder mit anderen Personen. Das bedeutet, die Kommunikation im MUD ist dem Chat-Modus im Internet vergleichbar: Man kann sowohl zu zweit kommunizieren ('whisper'), als auch allen Spielern Informationen übermitteln ('shout'). Für Mitteilungen, die alle betreffen, gibt es zudem einen öffentlichen News-Kanal. Die Spielmeister, sie repräsentieren sozusagen den 'inner circle' der MUD-Gemeinschaft, tauschen sich unabhängig von den anderen über separate Kanäle aus.

Weltweit verwandeln sich auf diese Weise alltäglich und allnächtlich Jugendliche – und hier vor allem Studenten – in Internetschauspieler, die mit Gesinnungsfreunden Kontakt aufnehmen und in der Anonymität ihrer Spielrolle(n) beliebige Identitätswechsel vornehmen können. Selbstinszenierung gerät für sie im Spiel zu einer Auffächerung von Alternativen individueller Ich-Entwürfe, eine fiktive Erkundung des Möglichen, des Anders-sein-könnens.

Die Inszenierungen in den virtuellen Kommunikationslandschaften verdeutlichen damit, dass Identität und Sozialität in einem engen Wechselwirkungsverhältnis stehen. Dies zu erkennen und produktiv zu nutzen kann auch als existentielle Erfahrung für das Leben in der Postmoderne angesehen werden. Denn die für das heutige Dasein charakteristische Erfahrung, dass der Mensch in sehr verschiedenen Kontexten zu Hause ist und mit einer Vielzahl von höchst unterschiedlichen Orientierungen und Einstellungen aber auch Situationen, Gruppierungen und Milieus konfrontiert ist, wird in den virtuellen Parallelwelten gleichsam simuliert – und damit trainiert. Sie werden zum Experimentierraum der Selbstdarstellung und Selbstfindung, verbunden mit einer sensiblen und flexiblen Haltung gegenüber der wachsenden Vielgestaltigkeit und Unübersichtlichkeit gegenwärtiger Lebensverhältnisse.

d) Die LAN-Szene

Die größte – und umstrittenste – Fangruppierung, die das Netzwerk für sich entdeckt hat, sind derzeit fraglos jene Computerspieler, die im Multiplayer-Modus ihren Erlebnishunger gemeinschaftlich stillen. Denn ganz gleich ob Schach, Fußball, Poker, das Ballerspiel 'Quake', das Kriegsspiel 'Command & Conquer' oder das Simulationsspiel 'Siedler', diese Spiele finden immer häufiger auch auf untereinander (selbst-)vernetzten Computern statt. Von zwei bis über tausend Spielern kann dabei die Gruppengröße reichen, wobei die so genannten LAN-Partys oder LAN-Events die eigentlichen Szene-Highlights darstellen.

Die Ursprünge des LAN-Booms, wie er sich heute als fester Bestandteil der Jugendkultur zeigt, liegen fraglos im privaten Bereich. Es waren jugendliche Computer- und Spielefreaks, die – ganz entgegen dem immer wieder popularisierten Stereotyp vom computersüchtigen Einzelgänger, der sich angeblich auf einer weltabgewandten Spiele-Odyssee befindet – Zuhause oder bei Freunden Versuche starteten, Computer miteinander zu ver-

binden, um im Mehr-Spieler-Modus verfügbare Spiele auf diese Weise ans Laufen zu bringen. Während viele sich vorher um die damit verbundenen technischen Fragen nicht sonderlich gekümmert haben, sind sie nun mehr oder weniger gezwungen, sich auch damit intensiv auseinander zu setzen. Learning by doing heißt die Devise in der ersten Lernstufe, wobei aber nach und nach an die Stelle des Versuch-Irrtum-Lernens ein größeres Wissen über die unterschiedlichen Vernetzungsformen, aber auch andere Neuerungen im Hard- und Softwarebereich treten. Die Gruppe wird für die Jugendlichen regelrecht zu einer Art Wissensdrehscheibe und Sozialisationsagentur in Computer- und Netzfragen, wobei Strategien des Selbermachens und der ständigen Marktbeobachtung eine wichtige Rolle spielen.

Hinzu kommt, dass gerade die größeren LAN-Partys und LAN-Events regelrecht zu Showbühnen der Spezialisierungs- und Kompetenzinszenierung werden. Ob es sich dabei um die – vielfach aus Jugendlichen bestehenden – Organisationsteams ('Orgas') handelt oder um die als Gruppen oder Clans auftretenden Spieler, was sie auszeichnet und verbindet ist eine auf Kreativität, Können und Unverwechselbarkeit ausgerichtete Selbstdarstellung. Sichtbar wird dies zum einen durch die technische Aufrüstung des Computers ('Overclocking') und zum anderen durch seine ästhetische Umgestaltung ('Case-Modding'). Besonders findige und handwerklich begabte Spieler gehen dabei sogar so weit, dass sie die Systemkomponenten in leere Bierkisten, Koffer oder Vitrinen einbauen und den Computer auf diese Weise zum absoluten Unikat und individuell designten Gesamtkunstwerk stilisieren.

Auch wenn LAN-Partys bereits deutliche Professionalisierungstendenzen aufweisen, die organisatorischen und logistischen Leistungen der Super-LANs, in der Szene *LAN-Events* genannt, haben eine andere Dimension. Hinzu kommt eine extreme Kommerzialisierung durch ein starkes Engagement der Hard- und Softwareindustrie, die

in LAN-Events eine optimale Plattform sehen, um für ihre Produkte zu werben. Dass diese Entwicklung auch Einfluss auf den Prozess des Computerspielens nehmen wird, war anzunehmen. Aber wie gravierend die Unterschiede zwischen den 'E-Sportlern' und den 'Hobby-LANern' sind, ist doch einigermaßen überraschend. Während auf den häuslichen Privat-LANs oder den lokalen LAN-Partys vornehmlich Freundeschiquen ihrem virtuellen Spielvergnügen nachgehen oder sich spontane Spielergemeinschaften zusammenfinden, spielen auf den großen LAN-Events Mannschaften gegeneinander – in der Szenensprache 'Clans' genannt –, die in ihrer Struktur einem Sportverein recht nahe kommen.

Zunächst einmal haben auch die Spiele-Clans Namen wie etwa 'Electronic Gamers', 'CopKillers' oder 'Rebels of Network' – Interessierte finden eine ausführliche Auflistung aller Online-Clans mit Mitgliederzahlen und weiteren Clubinformationen unter www.clanlisten.de –, des Weiteren verfügen sie über ein eigenes Logo und Outfit, das ihren Teamcharakter in besonderer Weise unterstreicht. Intern weisen die Clans, deren Mitgliederzahlen zwischen zehn und fünfzig variieren, eine deutliche hierarchische und aufgabenbezogene Differenzierung auf. In täglich stundenlangen Trainingssitzungen und Taktikbesprechungen gilt es ein Können und eine Perfektion zu erreichen, die auch einen entsprechenden Marktwert haben. Pro-Gamer spielen mithin auf einem sehr hohen Niveau, "das sich auch entsprechend versilbern lässt," wie dies Lorenz, ein 24-jähriger Clan-Leader, sehr plastisch umschrieben hat. Gemeint sind damit zum einen die hohen Preisgelder, die mittlerweile auf den LAN-Events ausgelobt werden, und zum anderen die gut dotierten Sponsorenverträge der Spitzenspieler. Auch wenn ihre Profitorientierung ihnen in der LAN-Szene den kritischen Beinamen 'Elite-Geier' eingetragen hat, ihr spielerisches Vermögen steht außer Frage. Ob sich LAN-Turniere dauerhaft einen Platz im internationalen Sportgeschäft sichern können, bleibt abzuwarten. Einstweilen gilt aber: Wie im Profi-

Fußball handelt es sich auch bei den Pro-Gamern um eine kleine Gruppe von Spitzenspielern, die mit den LAN-Partys als einer neuen Form von 'virtuellem Breitensport' nicht mehr allzu viel gemeinsam haben.

4. Selbstbestimmtes und kreatives Medienhandeln in Jugendszenen

Gesellschaftliche und kulturelle Pluralisierungsprozesse, die zum Signum der 'Multioptiongesellschaft'¹² geworden sind, zwingen (auch) die Heranwachsenden dazu, sich selektiv zu verhalten. Festlegungen und Präferenzbildungen werden unausweichlich. Und genau an diesem Punkt spielen Medien, wie die vorstehenden Beispiele zeigen, eine immer entscheidendere Rolle. Durch ihre Ausdehnung erweitert sich die Zahl der wählbaren Selbstdarstellungsmuster und Gruppenzugehörigkeiten. Sie sind Kristallisationspunkte für kleine Lebenswelten, die sich durch einen hohen Freiheitsgrad im Selbstentwurf und in der Handlungsdramaturgie ihrer Mitglieder auszeichnen. In ihnen findet keineswegs ein "Schwund eigener Erfahrungsbestände angesichts der Dauerkonfrontation mit beliebig [...] inszenierten Wirklichkeiten"¹³ statt, sondern eine Selbsterzeugung von jugendtypischen Szenen und Handlungsräumen.

12. Gross, Peter: Die Multioptiongesellschaft, Frankfurt am Main 1994.

13. Tenbruck, Friedrich H.: Die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft, Opladen 1989, S. 271.

Dass dieses Unterfangen vor dem Hintergrund beschränkter gesellschaftlicher und individueller Ressourcen mit Anpassungszwängen und Scheiternsrisiken verbunden sein und Entfremdungserlebnisse zur Folge haben kann, sei hier nur angedeutet.¹⁴ Individualisierung und Biographisierung müssen aber nicht notwendig anomische Konsequenzen haben, sondern können auch zu einem Zugewinn an individueller Selbstbestimmung und jugendkultureller Pluralität führen. Besonders ausgeprägt zeigt sich dies in den Medienszenen. Denn sie repräsentieren zum einen Identitätsmärkte, wo Jugendliche frei

14. Denn festzustellen ist, dass unter Bedingungen reflexiver Modernisierung das Leben nicht einfacher, auch nicht einfach glücklicher wird, da die expandierenden Ansprüche schnell zu enttäuschen sind und Desorientierungen und Stabilitätsverluste zur Folge haben können. Angesichts der Vielzahl von Möglichkeiten und kaum noch kalkulierbaren gesellschaftlichen Entwicklungen mehren sich die Zweifel, ob die getroffene Wahl nicht eine Festlegung darstellt, die das Eigentliche und Bessere gerade verpassen lässt. Besonders krisenhaft wird auch der Gegensatz zwischen kulturellen Freisetzungen einerseits und den Normierungen im Berufsbereich andererseits erfahren. Am deutlichsten zeigt sich dieses Spannungsverhältnis bei den Berufswünschen und den hohen Ansprüchen an die Berufsarbeit. Hier erfahren die Jugendlichen oft recht schnell (und auch nachdrücklich), wie eng die Grenzen des Machbaren gesteckt sein können; Enttäuschung und Verbitterung sind dann nicht selten die Folge. Welche Auswirkungen die Erfahrungen einer restriktiven, widersprüchlichen und segmentierten Alltagswelt auf den Personbildungsprozess und die individuelle Identitätsarbeit haben, zählt derzeit wohl zu den brisantesten Fragen im Jugendliteraturdiskurs. Formulierungen wie 'Patchwork-Identitäten' (Heiner Keupp: Lebensbewältigung im Jugendalter aus der Perspektive der Psychologie, S. 25, in: ders. (Hrsg.): Risiken des Heranwachsens, Materialien zum 8. Jugendbericht, Bd. 3, Weinheim/München 1990, S. 1-51.), "individuelles Sinn-Basteln" (Hitzler, Ronald: Der banale Proteus. Eine 'postmoderne' Metapher, S. 223, in: Kuzmics, Helmut/Mörth, Ingo (Hrsg.): Der unendliche Prozeß der Zivilisation, Frankfurt am Main/New York 1991, S. 219-228) und "offenes und dynamisches Selbst" (Hahn, Alois/Willems, Herbert: Zivilisation, Modernität, Theatralität: Identitäten und Identitätsdarstellungen, S. 212, in: Willems, Herbert/Jurga, Martin (Hrsg.): Inszenierungsgesellschaft, Opladen 1998, S. 193-213) deuten die Richtung einer Neukonzeptualisierung des Identitätsbegriffs an, in der kreative Strategien der Selbstorganisation für möglich gehalten werden.

vom Routine- und/oder Anforderungscharakter ihrer sonstigen Rollenverpflichtungen Selbstdarstellungsstrategien erproben und einüben, sich gleichsam im Gruppen-Spiel und Gruppen-Spiegel ihrer personalen wie sozialen Identität vergewissern können. Zum anderen sind sie aber auch Kompetenzmärkte, auf denen eine spezifische Sozialisierung und Formierung des Mediengebrauchs stattfindet. Vor allem die medien- und szeneerfahrenen Jugendlichen zeigen eine erstaunliche Produktivität und Kreativität im Umgang mit den Medien und ihren Inhalten. Ihre Partizipation am kollektiv geteilten Wissensspektrum und Bedeutungskosmos vertieft und festigt dabei eine Form von Medienkompetenz und einen Spezialisierungsgrad, der weit über das mediale Alltagswissen hinausreicht. Mit Pierre Bourdieu¹⁵ könnte man hier auch von einer jugendeigenen Form von inkorporiertem medienkulturellen Kapital sprechen, das vor allem in folgenden Aneignungs- und Gebrauchsmustern zum Ausdruck kommt:

- Der mediale Habitus ist szenengebunden. Als konstitutives Wissens- und Inszenierungselement bezieht er sich auf bestimmte Medien respektive Inhalte und Formate. So reicht das Kenntnisspektrum etwa bei den 'gestandenen' jugendlichen Fans von Horrorfilmen von der Genese spezieller Subgenres über die literarischen Vorlagen und historischen Vorläufer der einschlägigen Filme bis zum detaillierten Wissen über die Herstellung von Spezialeffekten und die intertextuellen Bezüge ('Genrekompetenz').
- Die szenenspezifische partikularistische Medienkompetenz geht einher mit einer wachsenden Aufgeschlossenheit gegenüber apparativ-technischen und inhaltlich-formativen Medienentwicklungen. Hardware-Skills und Software-Innovationen werden gleichermaßen als selbstverständlich angesehen. So gibt es etwa eine szenenübergreifende Faszination für neue filmische Tricktechniken und Computeranimationen,

15. Vgl. Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, Frankfurt am Main 1983a.

wie sie bspw. als mimetische Polylegierung in der Mensch-Maschine T1000 in dem Film 'Terminator 2' vorgeführt werden ('mediale Koppelungen').

- Wie in allen Jugendkulturen gibt es auch in ihren medialen Derivaten intraszenische Differenzierungen und gestufte Formen des Wissens und Involvements, die vom Novizen über den Touristen und Buff bis zum Freak reichen. Den unterschiedlichen Karriereabschnitten korrespondieren dabei differenzielle Lerntypen und -erfahrungen, wobei die anfänglich unsystematischen Experimentalstrategien nach und nach von gerichteten und bewussten Formen des Lernens abgelöst werden ('selbstsozialisatorisch-reflexive Medien- und Lernkarriere').¹⁶
- In den Kontext der Optimierung von Lernstrategien und Medienwissen gehört auch der spielerische Umgang mit der Differenz zwischen Medialität und Realität. Keineswegs verlieren die jugendlichen Medien- und Szenenfreaks den Kontakt zur Alltagswirklichkeit, auch permutieren sie nicht im Sinn des Graffiti: 'Life is xerox, we are just a copy.' Sie sind vielmehr kompetente Pendler und Grenzgänger zwischen primären (physischen) und sekundären (medialen, virtuellen) Räumen. Ob Videofans oder Computerspieler, ob Black Metal-Anhänger oder Netz-Rollenspieler, was sie jenseits aller stilistischen Besonderheiten eint, ist der spielerische Umgang mit dem Unterschied zwischen Phantasie- und Alltagswelt. Die entsprechende Differenzwahrnehmung ist nachgerade konstitutiv für ihren Medienhabitus und wird auch sehr gezielt eingesetzt, um Inszenierungsstrategien und Ich-Entwürfe auszutesten ('inszenatorische Off- und Online-Wechsel').

16. Auf die wachsende Bedeutung informeller und selbstgesteuerter Medienaneignung verweisen die instruktiven Studien von Claus J. Tully: Lernen in der Informationsgesellschaft, Opladen 1994; Dagmar Hoffmann u.a.: Individualisierung und mediale Sozialisation, in: Fromme, Johannes u.a. (Hrsg.): Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung, Opladen 1999, S. 248-263; Franz Josef Röhl: Pädagogik der Navigation. Selbstgesteuertes Lernen durch Neue Medien, München 2003; Ronald Hitzler: Unsichtbare Bildungsprogramme? Zur Entwicklung und Aneignung praxisrelevanter Kompetenzen in Jugendszenen, Düsseldorf 2004 und Anne Fleischhauer: Unsichtbare Lernprozesse. Stellenwert des selbstgesteuerten Lernens in der aktuellen Medienkompetenzdebatte, Trier 2005. Dass die Fähigkeit zum selbstregulierten Lernen als wesentliche Voraussetzung für das Agieren in der Wissensgesellschaft angesehen wird, ist nicht zuletzt in der PISA-Studie 2000 herausgestellt worden: "Lernende, die ihr eigenes Lernen regulieren, sind in der Lage, sich selbstständig Lernziele zu setzen, dem Inhalt und Ziel angemessene Techniken und Strategien auszuwählen und sie auch einzusetzen. Ferner halten sie ihre Motivation aufrecht, bewerten die Zielereichung während und nach Abschluss des Lernprozesses und korrigieren – wenn notwendig – die Lernstrategie. Die Selbstregulation des Lernens beruht demnach auf einem flexibel einsetzbaren Repertoire von Strategien zur Wissensaufnahme und Wissensverarbeitung sowie zur Überwachung der am Lernen beteiligten Prozesse. Ergänzt werden diese Formen der Informationsverarbeitung durch motivationale Prozesse wie beispielsweise Techniken der Selbstmotivierung und der realistischen Zielsetzung. [...] Im Unterschied zu fachbezogenen, kognitiven Lernkompetenzen beruht selbstreguliertes Lernen auf einer Handlungskompetenz, bei der die insgesamt notwendigen und/oder verfügbaren kognitiven, motivationalen und sozialen Voraussetzungen für ein erfolgreiches Handeln und Leisten zusammenwirken" (Artelt, Cordula u.a.: Selbstreguliertes Lernen, in: Deutsches PISA-Konsortium (Hrsg.): PISA 2000, Opladen 2001, S. 271). Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist auch die in der Sozialpädagogik geführte Diskussion, den Begriff der Aneignung als subjekt- und praxisorientierte Form von Bildung zu reformulieren und als eigenständiges Lernfeld neben der Schule zu etablieren. Ulrich Deinet und Christian Reutlinger haben dazu in dem Sammelband 'Aneignung' als Bildungskonzept der Sozialpädagogik' (Opladen 2003) Beiträge zusammengestellt, die das Aneignungskonzept u.a. im Kontext von Peergruppen-Geselligkeit, öffentlicher Raumnutzung oder als Arbeitsprinzip offener Milieubildung und Strategie des Kompetenzerwerbs zur Gestaltung von Berufsbiografien diskutieren.

5. Asymmetrische Wahrnehmungsstile zwischen den Generationen

Der beschriebene mediale Habitus der Cliques, Szenen und Gemeinschaften verdeutlicht, dass Jugendliche im Mahlstrom der Moderne keineswegs untergehen müssen, nicht zwangsläufig zu Überwältigten von übermächtigen, medienbestimmten Daseinsverhältnissen werden, in denen an die Stelle der Weltbilder die Bilderwelten getreten sind, wie in der Kulturkritik immer wieder behauptet wird. Auch die Befürchtung, die Entwicklung und Etablierung eines erweiterten Medienangebots würden zur Deformierung oder Reduzierung von Sozialkontakten führen, ist in dieser pauschalisierenden Form unzutreffend. Vielmehr führt die Vielfalt der Medien und ihrer Nutzungsvarianten – und hier decken sich unsere Beobachtungen mit Befunden, die Hondrich¹⁷ vorgelegt hat – zur Herausbildung von neuen Kommunikationsformen und Spezialkulturen.

Dabei spielt der kompetente und eigenwillige Gebrauch von Medien – und zwar der alten wie der neuen – eine entscheidende Rolle. Dass der Medienstil der Heranwachsenden dabei manchmal auch ein gezieltes Spiel mit den Ängsten der Erwachsenen ist, ist vor dem Hintergrund von Autonomiebestrebungen entwicklungspsychologisch leicht nachzuvollziehen. Allerdings reicht die mediale Disparität zwischen den Generationen wesentlich weiter. Die Anzeichen mehren sich nämlich, dass sich der Generationen-Konflikt zukünftig viel stärker als Medien-Konflikt zeigen wird. Denn die Dynamik des Medienmarktes und die Differenzierung des Jugendraums lassen die medialen Kompetenzen und ästhetischen Präferenzen zwischen Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen immer weiter auseinander treten. Beschleunigte optische und akustische Präsentationen, aber auch die computererzeugten visuellen Animationen hinterlassen in ihrer Wahr-

17. Vgl. Karl Otto Hondrich: Mensch im Netz, in: Der Spiegel, 18/1999.

nehmungshaltung tiefe Spuren, wobei sie eine besondere Virtuosität im Umgang mit bildhaften Darstellungen entwickeln.

Analog zu ihrer stilistischen Bastelmentalität dekodieren sie auch Bilder durch spielerische, netzartige Sinnverknüpfungen. Hier scheinen sie es angesichts der zunehmenden Vorherrschaft der Bilder zu wahren Meisterleistungen zu bringen.¹⁸ Denn aus der Wahrnehmungsforschung wissen wir, dass die Wahrnehmung eines Bildes – anders als die Lektüre eines Buches – keinem linearen Abfolgemuster des Gedankenaufbaus folgt. Die piktorialen

18. Um die zwischen der sprachlichen und bildlichen Kommunikation auftretenden generationenspezifischen Asymmetrien begrifflich und analytisch genauer fassen zu können, sollten künftig Befunde und Modelle aus der Wahrnehmungs- und Kognitionspsychologie (Kebeck, Georg: *Wahrnehmung. Theorien, Methoden und Forschungsergebnisse der Wahrnehmungspsychologie*, Weinheim/München 1994; Sachs-Hombach, Klaus/Rehkämper, Klaus (Hrsg.): *Bild – Bildwahrnehmung – Bildverarbeitung*, Konstanz 1998) verstärkt mit zeichen- und codetheoretischen Überlegungen (Bourdieu, Pierre: *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, Frankfurt am Main 1983b; Garz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hrsg.): *Die Welt als Text*, Frankfurt am Main 1994) sowie Konzepten kultursoziologischer Bildhermeneutik und visuellen Verstehens (Klein-spehn, Thomas: *Der flüchtige Blick*, Reinbek 1989; Müller-Dohm, Stefan: *Visuelles Verstehen – Konzepte kultursoziologischer Bildhermeneutik*, in: Jung, Thomas/ders. (Hrsg.): *Wirklichkeit im Deutungsprozeß*, Frankfurt am Main 1993, S. 438-457) kombiniert werden. Interessant ist in diesem Zusammenhang zudem die Frage, ob sich die Forschungen von Uwe Pörksen (*Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Visiotype*, Stuttgart 1997) zur Genese und Existenz globaler Bildbegriffe ('Visiotype') auch auf die Ausbildung von szenen- und generationengebundenen Bildwelten übertragen lassen. Ganz allgemein zeigt ein Blick in die Mediengeschichte der letzten zweihundert Jahre, dass jedes neue Medium eine ihm entsprechende Wahrnehmungsform (panoramatische, daguerreotypische, kinematographische, televisionale, computerielle) evoziert hat, wobei für die Gegenwart gilt: "Mit dem jüngsten technologischen Siegeszug des simulatorischen Prinzips setzt sich erstmals auch alltagsweltlich die maschinell-visuelle Erzeugung von Wirklichkeiten durch gegenüber der mimetischen Repräsentation, setzt sich das Modell durch gegenüber der Widerspiegelung, wird der Möglichkeitssinn tendenziell wichtiger als der Wirklichkeitssinn. Was entsteht, ist eine neue Realität des Möglichen" (Großklaus, Götz: *Medien-Zeit, Medien-Raum. Zum Wandel der raumzeitlichen Wahrnehmung in der Moderne*, Frankfurt am Main 1995, S. 142).

Elemente, aus denen sich ein Bild zusammensetzt, eröffnen vielmehr unterschiedliche Muster nicht-linearer Rezeption und damit verschiedene Formen der Deutung des Bildes als sinnhafter Einheit. Im Unterschied zur Linearität des Lesens handelt es sich bei der Bildwahrnehmung um eine offene, nicht-lineare Art der flotierenden Rezeption, wobei Erfahrungen und Präferenzen als Knotenpunkte für das visuelle Interpretationsspiel fungieren.

In Termini der neueren Medienforschung könnte man auch sagen: Es gibt heute nicht nur eine wachsende Wissenskluff zwischen den 'information rich' und den 'information poor', sondern auch eine sich vertiefende Wahrnehmungskluft, die die ältere Generation immer häufiger mit der schmerzlichen Erfahrung jugendkultureller Überforderung und medienpraktischer und semantischer Inkompetenz konfrontiert. Ob sie eine gemeinsame Wahrnehmungs- und damit Verständigungsbasis finden werden, wird die Zukunft zeigen. Vor übertriebenen Hoffnungen ist allerdings zu warnen.

6. Medien als Generatoren von jugendkultureller Differenzierung und alltagsästhetischer Praxis

Versucht man unsere Untersuchungsergebnisse unter einer stärker kultur- und differenzierungssoziologischen Perspektive zu betrachten, dann ist festzuhalten, dass die Vielfalt der Nutzungs- und Codierungsmöglichkeiten, die Medien eröffnen, zur Herausbildung von neuen Spezialkulturen führen – und dies keineswegs nur im Jugendbereich. Verbunden ist hiermit eine Steigerung selbstgewählten und selbstdefinierten Lebens. Personale Identität wird verstärkt auch über mediale Spezialisierungen und Gruppierungen befestigt. Jenseits von Stand, Klasse und Schicht etablieren sich neue medien- und szenengebundene Distinktionsformen. Diese Ergebnisse stehen in deutlichem Widerspruch zu der in bestimmten Kreisen der Kulturkritik immer noch verbreiteten Überzeugung, die Kommunikationsmedien seien die großen kul-

turellen Gleichmacher oder gar die Produzenten einer farblos-eindimensionalen Einheitskultur. Analog zu Dahrendorfs Vorstellung von der nivellierten Mittelstandsgesellschaft aus den 60er Jahren wird hier – allerdings auf globalem Niveau – eine nivellierte Weltkultur behauptet. Damit sollen die Entwicklungen und Folgen transkultureller Medienkommunikation gefasst werden, die zu international vereinheitlichten Interaktionsmustern, Werten, Normen und Bedürfnissen beitragen. Siegfried Schmidt¹⁹ spricht in diesem Zusammenhang von Entdifferenzierungsphänomenen, die in – meist negativ konnotierten – Schlagworten wie Vermassung, Amerikanisierung oder auch Kommerzialisierung zum Ausdruck kommen. Mit Entdifferenzierung ist gemeint, dass Massenmedien – und hier insbesondere das Fernsehen – zu weltweiten Standardisierungen führen. Barbara Sichtermann hat dies am Beispiel der Fernsehunterhaltung auf den Punkt gebracht: "Gegen die Amerikanisierung der deutschen – und nicht nur der deutschen – TV-Unterhaltung ist kein Kraut gewachsen."²⁰

Die mit der weltweiten Vermarktung von Medienprodukten einhergehenden Angleichungsprozesse repräsentieren jedoch nur einen Wirkungsaspekt. Denn gleichzeitig – und das belegen unsere Forschungsergebnisse nachdrücklich – sind auch unübersehbare Differenzierungsprozesse in Gang gesetzt worden. So ermöglichen die verschiedenen Medien und Programmgestaltungen nicht nur neue Wahlmöglichkeiten, sondern eröffnen auch größere Handlungsspielräume und tragen damit zu einer Pluralisierung von Sinn- und Sozialwelten bei. Getragen von den Medien und ihren Angebotsformen differenzieren sich also sowohl neue Sinn- und Handlungsmuster als auch spezialisierte Gemeinschaften mit eigenen Stil- und Kommunikationsformen aus.

19. Schmidt, Siegfried J.: Kognitive Autonomie und soziale Orientierung, Frankfurt am Main 1994, S. 302 f.

20. Sichtermann, Barbara: Löschen heißer Ladung, in: Die Zeit, 16. Januar 1997, S. 47.

Diese Pluralisierung kann in zwei Bereichen verdeutlicht werden. Zum einen werden kulturelle Praxisformen dehierarchisiert. Das bedeutet, die ehemals fest gefügten Unterscheidungen einer hierarchisch strukturierten Hochkultur, die nur hohe und niedere Kultur, Wesentliches und Oberflächliches, guten und schlechten Geschmack kennt, werden ersetzt durch miteinander konkurrierende Spezialkulturen, die je nach Stilensemble spezifische Mediennutzungsformen, alltagsästhetische Schemata und Deutungsmuster entwickeln. Zum anderen mindert der horizontale Differenzierungsprozess, der sich in immer neuen und zunehmend spezialisierteren Wahlnachbarschaften dokumentiert, auch die begriffliche Reichweite der Subkulturkonzepte, soweit sie noch von einem hierarchischen Verhältnis zwischen Kultur und Teilkultur ausgehen. Mit dem Begriff der Spezialkultur versuchen wir diesen Transformationen Rechnung zu tragen. Gerade für die jugendlichen Medienkulturen trifft dies in besonderem Maße zu. Sie sind keine sub- oder gegenkulturellen Entwürfe, sondern sie verbinden die überkommene, hegemoniale Kultur mit verschiedensten Teilkulturen. Aber die Medien verdrängen nicht die anderen Wirklichkeiten, sondern pluralisieren sie.

7. Schlussbemerkung

Künftige Jugend- und Medienforschung sollte ein besonderes Augenmerk auf die empirische Beobachtung und theoretische Konzeptualisierung dieser Prozesse jugendeigener Selbst- und Kulturgestaltung richten. Allerdings darf sie sich angesichts des dynamischen Medien- und Stilmarktes und seiner produktiven Inbesitznahme durch die Jugendlichen nicht in typologischen oder szenischen Momentaufnahmen erschöpfen.

Denn selbst arrivierte Jugendforscher verlieren auf dem heutigen Jugendmarkt nur allzu leicht die Orientierung und stellen dann resigniert fest, dass die "unzähligen Varianten von Cliques und Jugendkulturen sich dem erklärenden und deutenden Zugriff ent-

ziehen."²¹ Jugendkulturelle Feldrecherchen, so notwendig sie auch sind, müssen durch Rückgriff auf geeignete theoretische Konzepte Tiefenstrukturen offenlegen, die jenseits der Optionalitäten und Ambivalenzen der individualisierten Gesellschaft Mustererkennungen ermöglichen. Zuzustimmen ist in diesem Zusammenhang Claus Tully, wenn er feststellt:

Die kulturelle Praxis ist ein Spiegel der Vielfalt des jugendlichen Alltags und sie ist deshalb facettenreich wie dieser jugendliche Alltag selbst. Kultur als Entwurf und Gebrauch von Symbolen und Artefakten verweist auf die Art des Lebens, wie sie über die benutzten Stile, die Sprache und Gesten, die Riten, die Verhaltensnormen und Orientierungen in der Gesellschaft konstituiert wird. Die menschliche Gesellschaft zeichnet sich durch die Fähigkeit aus, gemeinsame Deutungen zu produzieren und über Symbole weiterzugeben. Der Umgang mit nichtgegenständlichen kulturellen Artefakten (Moden und Stilen) und technischen Artefakten (Video, Walkman, Computer, Motorrad, Auto) ist Teil der Kulturbildungsprozesse. Da kulturelle Systeme selbst Produkte des Handelns sind und soziales Handeln anleiten, geht es aus dem Blick der Sozialforschung darum, kulturelle Muster zu identifizieren, sie also erkennbar zu machen und zu deuten.²²

Von hohem epistemologischen Wert sind in diesem Zusammenhang sinnstrukturtheoretisch ausgerichtete Konzeptionen, wie sie bereits in den 1960er und 1970er Jahren etwa von Roger G. Barker (1968) in der 'Skripttheorie' oder von Ulrich Oevermann (1973) in 'Deutungsmusteransatz' und nicht zuletzt von Erving Goffman (1977) in der 'Rahmenanalyse' vorgelegt wurden. An neueren alltags- und sinnsoziologischen Arbeiten, die für die Jugendforschung fruchtbar gemacht werden können, sind etwa

21. Ferchhoff, Wilfried: Jugendkulturelle Individualisierungen und (Stil)differenzierungen in den 90er Jahren, in: ders./Sander, Uwe/Vollbrecht, Ralf (Hrsg.): Jugendkulturen – Faszination und Ambivalenz, Weinheim/München 1995, S. 65.

22. Tully, Claus J.: Soziale Diffusion von Technik. Kulturelle Praxis Jugendlicher am Beispiel Computer und Mobilität, in: Unsere Jugend, 6/1996, S. 229.

die Studien von Pierre Bourdieu (1983a) zur 'Habitus-Genese', von Alois Hahn (1987; 1995) zur 'Selbstthematization', von Herbert Willems (1997) zur 'Alltagstheatralik' und von Niklas Luhmann (1984; 1995) zur 'operativen Geschlossenheit autopoietischer Systeme' zu nennen.

Aus diesem Theoriefundus integrativ zur Erhellung jugendkultureller Tatbestände zu schöpfen, dürfte so manchen (vermeintlichen) Medien- und Jugendexperten davor bewahren, in seiner Wirklichkeitsdeutung nach der Manier des Prokrustes zu verfahren, sondern ihm vielmehr ein Instrumentarium an die Hand geben, das die methodische und methodologische Optik scharf stellt für die jugendspezifischen Formen und Grammatiken der Selbstinszenierung und Identitätsbildung sowie die szenentypischen Logiken der In- und Exklusion.

Dass die Produktivität und Kreativität jugendlicher (Medien-) Szenen auch kräftig am überkommenen hegemonialen Kulturverständnis rütteln und recht schnell nicht zuletzt Ethnologen in Harnisch bringen können, wenn sie sich mit Thesen zur Dehierarchisierung und Diversifizierung kultureller Praktiken konfrontiert sehen, haben die Reaktionen eines Vertreters dieser Zunft im Rahmen des 'Hahnschen Suppenseminars'²³ gezeigt. Zur diskursiven Verständigung und (vielleicht) begrifflich-thematischen

23. Dabei handelt es sich um eine von Alois Hahn seit vielen Jahren initiierte interdisziplinäre Diskussionsrunde, die im anregenden Ambiente seines Bauernhofs (und bei vorzüglichen Suppengerichten) Themen unterschiedlichster Couleur leidenschaftlich verhandelt. Anlässlich der Präsentation aktueller Ergebnisse unserer Forschungsgruppe löste insbesondere der von uns verwendete Kulturbegriff bei dem anwesenden Ethnologen heftigsten Widerspruch aus. Trotz seiner massiven Einwände möchte ich an dieser Stelle Michael Schönhuth für seine intensive und kritische Auseinandersetzung mit unseren populärkulturellen Medienforschungen herzlich danken. Denn nur wenn disziplinäre Schranken überwunden und traditionelle 'claims' nicht für sakrosankt erklärt werden, ist ein produktiver Gedankenaustausch möglich. Ihm ist dieser Artikel auch zgedacht.

Annäherung ist hier an eine Feststellung von Clifford Geertz zu erinnern:

Erstmals, vor nicht gar so langer Zeit, als das Abendland über erheblich größere Selbstgewißheit verfügte und sich über das, was es war und was es nicht war, viel sicherer war, hatte der Kulturbegriff eine feste Form und bestimmte Konturen. Zunächst grenzte er einfach, global und evolutionär, das Abendland – rational historisch, fortschrittlich, fromm – vom Nicht-Abendland – abergläubisch, statisch, archaisch, magisch – ab. Später, als dies aus einer Vielzahl von ethischen, politischen und gedankenschwer wissenschaftlichen Gründen zu grob erschien und zu offen, entstand das Bedürfnis nach einer exakteren, anerkennenderen Darstellung der Welt anderswo, und der Begriff verschob sich in Richtung auf die Form, die uns heute vertraut ist – die Lebensweise eines Volkes. Inseln, Stämme, Gemeinschaften, Nationen, Religionen, ethnische Gruppen, Minderheiten, Jugendliche [...] hatten Kulturen: Arten und Weisen, wie man etwas tut, ausgeprägt und charakteristisch; jeder hatte eine für sich. Wie die meisten einflußreichen Ideen in den Humanwissenschaften wurde diese Vorstellung praktisch in demselben Augenblick attackiert, in dem sie artikuliert wurde; je klarer die Artikulierung, desto intensiver die Attacke.²⁴

Wie man sieht, hat die Vorstellung eines differentiellen und heteronomen Kulturverständnisses – und seiner Ablehnung – Tradition. Damit entsprechende Deutungs- und Kritikmuster nicht ein weiteres Mal einfach fortgeschrieben werden, nicht neuerlich alter Wein in neue Schläuche abgefüllt wird, könnte vielleicht die verstärkte Rezeption der neueren Arbeiten der Vertreter der Cultural Studies – etwa von Engelmann (1999), Ferguson/Goulding (1997), Göttlich/Mikos/Winter (1999), Hepp (1999), Hepp/Winter (2003 und 2006), oder Lindner (2000) – eine Brücke schlagen zwischen beiden (noch) antagonistischen Kultur-Semantiken.

24. Geertz, Clifford: Spurenlesen. Der Ethnologe und das Entgleiten der Fakten, München 1997, S. 53.

Literaturverzeichnis

- Artelt, Cordula/Demmrich, Anke/Baumert, Jürgen: Selbstreguliertes Lernen, in: Deutsches PISA-Konsortium (Hrsg.): PISA 2000, Opladen 2001.
- Barker, Roger G.: Ecological Psychology, Stanford 1968.
- Behrens, Ulrike u.a.: Jugend und neue Medien, in: Ries, Heinz A. (Hrsg.): Berichte und Studien aus der pädagogischen Abteilung der Universität Trier, Nr. 17., Trier 1986.
- Bolz, Norbert: Der Megatrend zum Bösen, in: Becker, Uwe u.a. (Hrsg.): Megatrends. Die wichtigsten Trends für die nächsten Jahre, Düsseldorf/München 1995, S. 75-96.
- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede, Frankfurt am Main 1983a.
- Bourdieu, Pierre: Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt am Main 1983b.
- Bühl, Achim: Cyber-Society: Mythos und Realität der Informationsgesellschaft, Köln 1996.
- Deinet, Ulrich/Reutlinger, Christian (Hrsg.): 'Aneignung' als Bildungskonzept der Sozialpädagogik, Opladen 2003.
- Donath, Reinhardt/Ingrid Volkmer (Hrsg.): Das Transatlantische Klassenzimmer, Hamburg 1997.
- Engelmann, Jan (Hrsg.): Die kleinen Unterschiede, Frankfurt am Main/New York 1999.
- Ferchhoff, Wilfried: Jugendkulturelle Individualisierungen und (Stil)differenzierungen in den 90er Jahren, in: ders./Sander, Uwe/Vollbrecht, Ralf (Hrsg.): Jugendkulturen – Faszination und Ambivalenz, Weinheim/München 1995, S. 52-65.
- Farin, Klaus: generation klick.de. Jugendsubkulturen heute, München 2001.
- Fleischhauer, Anne: Unsichtbare Lernprozesse. Stellenwert des selbstgesteuerten Lernens in der aktuellen Medienkompetenzdebatte – am Beispiel des Jugendprojekts 'webmobil' im Landkreis Trier-Saarburg, Trier 2005 (Diplomarbeit).
- Friedrichs, Jürgen (Hrsg.): Die Individualisierungsthese, Opladen 1999.
- Garz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hrsg.): Die Welt als Text, Frankfurt am Main 1994.
- Geertz, Clifford: Spurenlesen. Der Ethnologe und das Entgleiten der Fakten, München 1997.

Mediale Fangruppen und kulturelle Differenzierung

- Göttlich, Udo/Mikos, Lothar/Winter, Rainer (Hrsg.): Die Werkzeugkiste der Cultural Studies, Bielefeld 2001.
- Goffman, Erving: Rahmen-Analyse, Frankfurt am Main 1977.
- Gottwald, Franz-Theo/Sprinkart, Karl-Peter: Multi-Media-Campus, Düsseldorf/Regensburg 1998.
- Gross, Peter: Die Multioptionsgesellschaft, Frankfurt am Main 1994.
- Großklaus, Götz: Medien-Zeit, Medien-Raum. Zum Wandel der raumzeitlichen Wahrnehmung in der Moderne, Frankfurt am Main 1995.
- Hahn, Alois: Identität und Biographie, in: Wohlrab-Sah, Monika (Hrsg.): Biographie und Religion, Frankfurt am Main/New York 1995, S. 127-152.
- Hahn, Alois: Identität und Selbstthematization, in: ders./Krapp, Volker (Hrsg.): Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis, Frankfurt am Main 1987, S. 9-24.
- Hahn, Alois/Willems, Herbert: Zivilisation, Modernität, Theatralität: Identitäten und Identitätsdarstellungen, in: Willems, Herbert/Jurga, Martin (Hrsg.): Inszenierungsgesellschaft, Opladen 1998, S. 193-213.
- Hepp, Andreas: Cultural Studies und Medienanalyse, Opladen/Wiesbaden 1999.
- Hepp, Andreas: Netzwerke der Medien. Medienkulturen und Globalisierung, Wiesbaden 2004.
- Hepp, Andreas/Vogelgesang, Waldemar (Hrsg.): Populäre Events, Opladen 2003.
- Hepp, Andreas/Winter, Carsten (Hrsg.): Die Cultural Studies Kontroverse. Lüneburg 2003.
- Hepp, Andreas/Winter, Rainer (Hrsg.): Kultur – Medien – Macht, Opladen 2006.
- Herzog, Roman: 'Sprenge die Fesseln!' Wir brauchen eine Debatte über die Zukunft unseres Bildungssystems, in: Die Zeit, 46/1997, S. 49-50.
- Hitzler, Ronald: Der banale Proteus. Eine 'postmoderne' Metapher, in: Kuzmics, Helmut/Mörth, Ingo (Hrsg.): Der unendliche Prozeß der Zivilisation, Frankfurt am Main/New York 1991, S. 219-228.
- Hitzler, Ronald: Unsichtbare Bildungsprogramme? Zur Entwicklung und Aneignung praxisrelevanter Kompetenzen in

- Jugendszenen, Düsseldorf 2004 (Expertise zum 8. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung NRW).
- Hitzler, Ronald/Bucher, Thomas/Niederbacher, Arne: *Leben in Szenen*, Opladen 2001.
- Hoffmann, Dagmar/Münch, Thomas/Boehnke, Klaus: Individualisierung und mediale Sozialisation. Die Attraktivität des Radios für Jugendliche, in: Johannes Fromme (Hrsg.): *Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung*, Opladen 1999, S. 248-263.
- Hoikkala, Tommi u.a.: Wait a minute, Mr. Postman! – Some critical remarks on Neil Postman's childhood theory, in: *Acta Sociologica*, 1/1987, S. 87-99.
- Hondrich, Karl Otto: Mensch im Netz, in: *Der Spiegel*, 18/1999.
- Jäckel, Michael/Haase, Frank (Hrsg.): *In medias res: Herausforderung Informationsgesellschaft*, München 2005.
- Jäckel, Michael/Winterhoff-Spurk, Peter (Hrsg.): *Mediale Klassengesellschaft?*, München 1996.
- Kebeck, Georg: *Wahrnehmung. Theorien, Methoden und Forschungsergebnisse der Wahrnehmungspsychologie*, Weinheim/München 1994.
- Keupp, Heiner: Lebensbewältigung im Jugendalter aus der Perspektive der Psychologie, in: ders. (Hrsg.): *Risiken des Heranwachsens, Materialien zum 8. Jugendbericht*, Bd. 3, Weinheim/München 1990, S. 1-51.
- Kleinspehn, Thomas: *Der flüchtige Blick*, Reinbek 1989.
- Krotz, Friedrich: *Die Mediatisierung kommunikativen Handelns*, Wiesbaden 2001.
- Luhmann, Niklas: Inklusion und Exklusion, in: ders.: *Soziologische Aufklärung*, Opladen 1995, S. 237-264.
- Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme*, Frankfurt am Main 1984.
- merz (=Medien + Erziehung), Nr. 6/2005; Themenschwerpunkt: digitale Klüfte.
- Müller-Bachmann, Eckart: *Jugendkulturen revisited: Musik- und stilbezogene Vergemeinschaftungsformen (Post-)Adoleszenten im Modernisierungskontext*, Münster 2002.
- Müller-Dohm, Stefan: Visuelles Verstehen – Konzepte kultursoziologischer Bildhermeneutik, in: Jung, Thomas/ders. (Hrsg.): *Wirklichkeit im Deutungsprozeß*, Frankfurt am Main 1993, S. 438-457.

Mediale Fangruppen und kulturelle Differenzierung

- Oevermann, Ulrich: Zur Analyse von sozialen Deutungsmustern, Frankfurt am Main 1973.
- Pörksen, Uwe: Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Visio-type, Stuttgart 1997.
- Röll, Franz Josef: Pädagogik der Navigation. Selbstgesteuertes Lernen durch Neue Medien, München 2003.
- Sachs-Hombach, Klaus/Rehkämper, Klaus (Hrsg.): Bild – Bildwahrnehmung – Bildverarbeitung, Konstanz 1998.
- Sandbothe, Mike/Zimmerli, Walther Ch. (Hrsg.): Zeit – Medien – Wahrnehmung, Darmstadt 1994.
- Schmidt, Siegfried J.: Kognitive Autonomie und soziale Orientierung, Frankfurt am Main 1994.
- Schulz, Winfried: Medienwirklichkeit und Medienwirkung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40/1993, S. 16-26.
- Schulz, Winfried: Neue Medien – Chancen und Risiken, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 2/1997, S. 3-12.
- Schwarzer, Ralf (Hrsg.): Multi-Media und Tele-Learning. Lernen im Cyberspace, Frankfurt am Main/New York 1998.
- Sichtermann, Barbara: Löschen heißer Ladung, in: Die Zeit, 16. Januar 1997, S. 47.
- Stauber, Barbara: Junge Frauen und Männer in Jugendkulturen, Opladen 2004.
- Tenbruck, Friedrich H.: Die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft, Opladen 1989.
- Tully, Claus J.: Lernen in der Informationsgesellschaft, Opladen 1994.
- Tully, Claus J.: Soziale Diffusion von Technik. Kulturelle Praxis Jugendlicher am Beispiel Computer und Mobilität, in: Unsere Jugend, 6/1996, S. 229-239.
- Vogelgesang, Waldemar: Jugend, Alltag und Kultur. Eine Forschungsbilanz, Wiesbaden 2006.
- Wilke, Jürgen: Multimedia. Strukturwandel durch neue Kommunikationstechnologien, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 32/1996, S. 3-15.
- Willems, Herbert: Rahmen und Habitus, Frankfurt am Main 1997.
- Winter, Rainer/Eckert, Roland: Mediengeschichte und kulturelle Differenzierung, Opladen 1990.

Politik und Kultur

Normativität der Menschenrechte im Zeichen terroristischer Gewalt?

Thomas Göller

Die nach dem Zerfall des Sowjetimperiums manchmal geäußerten Hoffnungen auf eine Phase internationaler Sicherheit und Konsolidierung haben sich nicht erfüllt. An die Stelle einer trotz aller Krisen vergleichsweise stabilen sicherheitspolitischen Situation ist ein instabiler Zustand getreten. Das zeigen die Entwicklungen nach den Terrorattentaten in den USA vom 11. September 2001: die Invasion in Afghanistan im gleichen Jahr, der Irak-Krieg vom Frühjahr 2003, bereits schon vor 2001 der Kosovo-Krieg (1999), der Tschetschenien-Krieg und nicht zuletzt auch die zahlreichen kriegerischen Auseinandersetzungen in der ganzen Welt – unter anderem in Sierra Leone, im Sudan, im Kongo, in Ruanda, in Uganda sowie der immer noch ungelöste israelisch-palästinensische Konflikt.

In Anbetracht dieser Entwicklungen und unter der Annahme, dass die Philosophie auch heute Orientierungsfunktionen für menschliches Denken und Handeln erfüllen können soll, stellen sich unweigerlich folgende Fragen: Was kann sie als praktische Philosophie leisten? Was kann sie insbesondere als Philosophie der Menschenrechte zur Orientierung in der gegenwärtigen weltpolitischen Situation beitragen? Vor allem aber: Können die Menschenrechte heute tatsächlich normative Funktionen erfüllen? Darauf – und nicht auf die mindestens ebenso aktuelle Problematik, ob das internationale Völkerrecht modifiziert werden muss – möchte ich an dieser Stelle eingehen.¹

1. Vgl. dazu Thomas Göller: Internationales Völker- und Menschenrecht vor den Herausforderungen postmoderner Formen der Gewalt, in: Kühnardt, Ludger (Hrsg.): Menschenrechte, Kulturen und Gewalt. Ansätze einer interkulturellen Ethik, Baden-Baden 2005, S. 83-105.

Damit ich diese Frage wenigsten im Umriss beantworten kann, werde ich im ersten Teil meiner Ausführungen ein zentrales politisches Stichwort, das für mein Thema relevant ist, diskutieren. Es handelt sich um die Redeweise vom 'Kampf der Kulturen', der angeblich im Zeichen terroristischer Gewalt ausbrechen wird oder schon ausgebrochen ist. Im zweiten Teil werde ich versuchen, anhand einer philosophisch-systematischen Skizze für die Normativität der Menschenrechtsidee – gerade auch in der gegenwärtigen Krisensituation – zu argumentieren.

Seit jenen Terrorangriffen vom 11. September macht ein altes, fast schon vergessenes Schlagwort wieder die Runde: 'Kampf der Kulturen'. Es wurde von dem Harvard-Professor Samuel Huntington bereits im Jahre 1993 in Umlauf gebracht und erfährt momentan einen rasanten politischen, aber auch semantischen Recycling-Prozess – so als habe sich zuvor niemand mit seinen Thesen vom 'Clash of civilisations' auseinandergesetzt.² Bekanntlich prophezeite Huntington, dass künftige Konflikte nicht mehr – wie noch in Zeiten des Kalten Krieges – durch politisch-ideologische Gegensätze markiert werden würden. An ihre Stelle seien primär kulturelle Differenzen getreten. Huntington meint nämlich, diese seien so signifikant und so fundamental, dass ein wechselseitiges kulturelles Verstehen bzw. eine wirkliche interkulturelle Verständigung unmöglich wären. Kulturen sind ihm zufolge also nicht bloß unterschiedliche, sondern letztlich unvereinbare Weisen, in denen wir Menschen unser Handeln und Wahrnehmen zu koordinieren und unser Weltverständnis zu artikulieren versuchen. Kulturen sind, mit einem Wort, inkommensurabel.

2. Huntington, Samuel P.: The Clash of Civilisations?, in: Foreign Affairs, Vol. 72, No. 3, 1993, S. 22-49. Vgl. zur Kritik Thomas Meyer: Identitätswahn. Die Politisierung des kulturellen Unterschieds, Berlin 1997 und Dieter Senghaas: Zivilisierung wider Willen, Frankfurt am Main 1998, S. 135-196.

Normativität der Menschenrechte im Zeichen terroristischer Gewalt?

Wie wenig solche Ansichten der Inkommensurabilität von Kulturen in erkenntnistheoretischer Hinsicht zutreffend sein können, habe ich unter anderem in meinem Buch 'Kulturverstehen' zu zeigen versucht.³ Auf diese Analysen werde ich deshalb an dieser Stelle nicht weiter eingehen. Allerdings lässt sich fragen, ob die Ergebnisse meiner theoretischen Untersuchungen auch in praktisch-philosophischer bzw. politischer Hinsicht zutreffen. Bleibt nicht vielleicht doch ein gewisses Unbehagen? Kann es nicht sein, dass Huntington trotzdem Recht hat? Sind die religiösen und politischen Unterschiede zwischen den Kulturen vielleicht doch so fundamental, dass es tatsächlich zu gewaltsamen Konflikten kommen muss? Sind gerade dafür die Terrorakte und ihre Folgen nicht sehr deutliche Zeichen?

Bevor ich zu meinem zweiten Punkt komme, ist es angebracht, zu diesen sich aufdrängenden Fragen wenigstens ein paar kurze Anmerkungen zu machen. Meiner Ansicht nach führt es in praktischer (bzw. auch in politischer) Hinsicht nicht weiter, sich auf ein Konfrontationskonzept vom 'Kampf der Kulturen' in der Manier eines Huntingtons einzulassen, der lapidar das Rezept empfiehlt "The West versus the Rest".⁴

Dass die Sachlage keineswegs so simpel ist, zeigt sich gerade heute. Was den Irak-, den Afghanistan-Konflikt und insbesondere das Feindbild des Islamismus bzw. des islamischen Funda-

3. Göller, Thomas: Kulturverstehen. Grundprobleme einer epistemologischen Theorie der Kulturalität und kulturellen Erkenntnis, Würzburg 2000. Vgl. ders.: Sprache, Literatur, kultureller Kontext. Studien zur Kulturwissenschaft und Literaturästhetik, Würzburg 2001; ders.: (Post)analytischer Kontextualismus, universalpragmatische Kritik und die Möglichkeit des Kulturverstehens, in: Mittelstraß, Jürgen (Hrsg.): 'Die Zukunft des Wissens'. XVIII. Deutscher Kongress für Philosophie, Konstanz 1999, S. 179-186; ders.: (Inter)kulturelles Verstehen in epistemologischer Sicht. Eine Skizze, in: Ogawa, Tadashi/Lazarin, Michael/Rappe, Guido (Hrsg.): Interkulturelle Philosophie und Phänomenologie in Japan. Beiträge zum Gespräch mit Japan, München 1998, S. 23-45.

4. Huntington, 1993, S. 39 f.

mentalismus betrifft, so mangelt es bekanntlich in der internationalen Öffentlichkeit nicht an kritischen und warnenden Stimmen. Sie betonen mehr oder minder übereinstimmend, es stehe weder 'der Westen' gegen den Rest der Welt noch befinde sich 'der Westen' in einer generellen Frontstellung 'dem Islam' gegenüber. Diese Einschätzung halte ich für richtig, da sich auch dieser Konflikt weder kulturalisieren noch auf einen schlichten Dualismus reduzieren lässt, wonach eine Kultur oder eine bestimmte Religion gegen eine andere – gar mit gewaltsamen Mitteln – 'kämpfen' würde.

Die der Ansicht von einem 'Kampf' zugrunde liegende kulturesentialistische Auffassung erweist sich als Fiktion oder gar nur als mehr oder minder geschickt inszeniertes Täuschungsmanöver. Denn ihr liegt implizit oder explizit die Vorstellung zugrunde, Kulturen und die ihnen inhärenten kulturellen Werte seien gleichsam homogene und invariante Gebilde, die gegenüber historischen, politischen, ökonomischen und sozialen Entwicklungen und Veränderungen zumindest im Kern – eben in ihren 'Grundwerten' – resistent seien. Diese Vorstellung geht nicht selten einher mit der Ansicht, Kulturen könnten externe Einflüsse, d.h. ökonomische und technologische Modernisierungsprozesse sowie die mit ihnen implizierten gesellschaftlichen Pluralisierungen zu einem hohen Grade absorbieren. Insinuiert wird dabei, dass (zumindest elementare) kulturelle Werte unangetastet bleiben, die dann wortwörtlich als 'Erbgut' einer bestimmten Kultur begriffen werden.⁵ Das ist eine Vorstellung, die einer (politischen) Instrumentalisierung und Diskriminierung von Kulturen und kulturellen Werten buchstäblich Tür und Tor öffnet.

Das gilt für den Afghanistan- aber auch für den Irak-Konflikt. Denn leider strapazieren fast alle beteiligten politischen Parteien mehr oder minder verdeckt oder offen dieses kulturesentialistische Schema, indem sie Kulturen als gleichsam ahistorische wandlungsresistente Entitäten ansehen. Diese vereinfachende

Normativität der Menschenrechte im Zeichen terroristischer Gewalt?

Sichtweise kommt vor allem dort zum Ausdruck, wo von islamischer bzw. radikal-islamischer Seite vom 'Dschihad',⁶ vom 'Heiligen Krieg', oder auf US-amerikanischer Seite vom 'Kreuzzug' die Rede ist.

Anders als es kulturessentialistische Vorstellungen glauben machen möchten, ist jedoch die politische, historische, soziale und kulturelle Realität wesentlich komplizierter. Zum einen handelt es sich bloß um eine islamische Minderheit, die radikal bzw. militant ist oder die sich gar zum Terrorismus bekennt. Bei der weltweit überwiegenden Zahl der Moslems findet sie keinerlei Rückhalt – auch wenn bei ihnen gleichwohl der Anti-Amerikanismus weit verbreitet ist. Diese radikale Minderheit stützt sich zudem auf umstrittene Koraninterpretationen.⁷ Zum anderen bezogen im Afghanistan-Krieg auch extremistische islamische Staaten gegen die afghanischen Taliban Position, so beispielsweise Iran und Syrien. Bleibt man bei diesem konkreten Beispiel, so ergibt eine Betrachtungsweise, die bloß auf die Mikroebene des afghanischen Staates bzw. auf den geografischen Umriss des

5. Davon legen die im Jahre 2001 gemachten, umstrittenen Äußerungen des damaligen italienischen Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi ein beredetes Zeugnis ab: "Die westliche Gesellschaft hat Werte wie Freiheitsliebe, die Freiheit der Völker und des Einzelnen, die sicherlich nicht zum Erbgut [sic! T.G.] anderer Zivilisationen, wie der islamischen, gehören. Diese sind zu Taten fähig, die mich erschauern lassen. Man muss nur sehen, wie die Frauen behandelt werden. Daher kann man beide Zivilisationen nicht auf dieselbe Stufe stellen." Daraus leitet Berlusconi seine These von der Überlegenheit der westlichen Zivilisation ab, die alles andere als frei von kulturimperialistischen Anklängen ist: "Der Westen wird weiterhin Völker erobern, so wie es ihm gelungen ist, die kommunistische Welt und einen Teil der islamischen Welt zu erobern, aber ein anderer Teil davon ist um 1400 Jahre zurückgeblieben." (<http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,159688,00.html>. 20.09.2001).

6. Der Koran spricht vom heiligen Krieg ('Dschihad') als sechster Pflicht für einen Muslim: "Und wenn nun die heiligen Monate abgelaufen sind, dann tötet die Heiden, wo (immer) ihr sie findet, greift sie, umzingelt sie und lauert ihnen überall auf" (Koran 9,5; zitiert nach Karl-Heinz Ohlig: Weltreligion Islam, Mainz/Luzern 2000, S. 124).

Gebietes Afghanistan beschränkt bleibt, dass es sich um eine Vielzahl von Stammesgruppen, Ethnien und politischer Gruppierungen handelt, die allesamt vorgeben, 'islamisch' zu sein bzw. (auch) im Interesse 'des Islams' zu agieren. Schon diese Tatsache macht es schwierig bzw. unmöglich, die dortige Konfliktsituation durch ein einfaches dualistisches Schema, gar manichäisch durch einen bipolaren 'Kulturkampf' erklären zu wollen, der entlang einer klar fixierbaren kulturellen Bruchlinie außerhalb der betreffenden Kulturen verlaufen würde. Tatsächlich ist es demgegenüber so, dass Kulturen mit sich selbst im Konflikt stehen.⁸ Dabei ist jedoch eigens hervorzuheben, dass damit nicht gesagt sein soll, dieser politische Konflikt – wie andere politische Konflikte auch – habe nicht darüber hinaus auch kulturelle (religiöse usw.) Ursachen.

Des Weiteren können Konflikte durch kulturelle (religiöse usw.) Unterschiede eskalieren. Das gilt für Afghanistan, den Irak und den Kosovo ebenso wie für andere Konflikte auf dieser Erde – ob in Ruanda, in Sierra-Leone oder in Nordirland. Die Gewichtung ist allerdings eine andere: Ausgangspunkt solcher Konflikte sind soziale und ökonomische Verteilungskämpfe. In ihnen liegt das

7. Vgl. dazu Bassam Tibi: *Fundamentalismus im Islam. Eine Gefahr für den Weltfrieden?*, Darmstadt 2000. Tibi plädiert dafür, den islamischen Fundamentalismus keineswegs mit Terrorismus gleichzusetzen. Tibi zufolge ist es einem Muslim nicht erlaubt, andere – zumindest nicht Muslime – zu töten (vgl. Koran: Sure 4, Vers 93). Diese Vorschrift des Koran wird durch die 'Kämpfer Allahs' nicht beachtet, wie zahllose Beispiele allein schon in Algerien, Ägypten, der Türkei und schließlich auch in Afghanistan zeigen. Unter den Opfern der Attentate auf das World Trade Center vom 11. September 2001 waren Menschen aus ca. 60 Nationen, darunter auch Muslime.

8. Das hat Dieter Senghaas 1998 sehr zu Recht betont. Vgl. auch ders.: *Der aufhaltsame Aufstieg der Menschenrechte*, in: Paul, Gregor/Göller, Thomas/Lenk, Hans/Rappe, Guido (Hrsg.): *Humanität, Interkulturalität, Menschenrecht* (= Schriften zur Humanitäts- und Glücksforschung, Bd. 1), Frankfurt am Main/Berlin u.a. 2001, S. 163-174, besonders S.172 f.; vgl. auch Heiner Roetz: *Das Menschenrecht und die Kulturen. Sieben Thesen*, S. 43, in: Paul u.a. 2001, S. 39-49.

Normativität der Menschenrechte im Zeichen terroristischer Gewalt?

eigentliche Konfliktpotenzial. Das führt dazu, dass Konflikte nicht nur auf der staatenübergreifenden Makroebene, sondern auch auf der Mikroebene (also innerhalb eines Staates) entstehen und auch dort ausgetragen werden. Zeitgleich bzw. zeitversetzt werden sie dann auf kultureller Ebene reproduziert und kulturalistisch aufgeladen.

Denn die Bedingungen für das Wiedererwachen von partikularistischen bzw. kulturalistischen Tendenzen und die Gründe für das Erstarken (religiöser) Fundamentalismen sind vor allem dann gegeben, wenn ökonomische Verteilungserfolge und die mit ihnen implizierten Pluralisierungen auf den relevanten gesellschaftlichen Ebenen ausbleiben.⁹ Darüber hinaus darf keinesfalls vergessen werden, dass der internationale Terrorismus gerade auch Ursachen hat, die in der ungerechten Verteilung von Gütern und Ressourcen, in Hunger und Elend ganzer Erdteile,¹⁰ aber auch in der Arroganz

9. Vgl. Senghaas, 1998, S. 136-146. Auch das hat Senghaas überzeugend herausgearbeitet. Aus diesem Grund entwickelten sich "unabhängig vom kulturellen Orientierungsrahmen" und aus "vergleichbaren sozio-ökonomischen Problemen weithin identische Konfliktdynamiken" (S. 143). Dabei leugnet Senghaas keineswegs den "Kulturgehalt" solcher Konflikte. Er vertritt jedoch folgerichtig die These, dass kulturelle Faktoren hierbei lediglich als "abhängige Faktoren" (S. 142) anzusehen sind. Als besten Beleg hierfür führt Senghaas an: "Ungeachtet des konkreten Kulturgehaltes solcher Konflikte, d.h. unabhängig von kulturellen Orientierungen auf den beiden Seiten eines Konfliktes, entwickeln sich aus vergleichbaren sozio-ökonomischen Problemen weithin identische Konfliktdynamiken" (S. 142 f.). Das gelte für Konflikte diesseits oder jenseits konfuzianischer, hinduistischer, buddhistischer oder christlich-westlicher Orientierungen, da aus vergleichender Analyse diese Kulturgehalte austauschbar wären. Senghaas räumt ein, dass "Bruchlinien auf der Mikroebene [...] eine Realität" (S. 144) sind. Sie würden dadurch aber nicht zwangsläufig zu kulturellen Bruchlinien. Das m.E. zutreffende Ergebnis der Analysen von Senghaas lautet: "Bruchlinien sind durch sozio-ökonomische Probleme vorgezeichnet, aus denen strukturbedingt systematische Diskriminierungen und Privilegierungen resultieren. Verteilungskonflikte machen den Kern des Konfliktgeschehens aus" (S. 144).

10. Um ein Beispiel und eine Zahl zu nennen: Nach Informationen der WHO sterben tagtäglich 110.000 (!) Menschen an Hunger.

und Ignoranz der mächtigen Staaten dieser Welt zu suchen sind.¹¹ Welche normative Funktion können Menschenrechte in der so diagnostizierten Situation (noch) haben? Können sie überhaupt einen Orientierungsrahmen für die vielbeschworene 'internationale Staatengemeinschaft' bilden? Kann etwas an ihre Stelle treten, ohne dass dies einen Rückfall in einen vorrechtlichen Zustand ('Naturzustand') bedeutet?

Beginnen möchte ich den philosophisch-systematischen Teil meiner Ausführungen zunächst mit dem Hinweis auf die Menschenrechtserklärung der Vereinten Nationen aus dem Jahre 1948. Für wie anfechtbar man sie im Einzelnen auch halten mag, die Deklaration ist eine weltpolitische Tatsache. Es lässt sich gerade nicht wegdiskutieren, dass inzwischen eine große Anzahl von Staaten diese Konvention ratifiziert hat. Das gilt im Übrigen auch für die viel weitergehenden internationalen Pakte über bürgerliche, politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte (beide aus dem Jahre 1966), die nicht nur empfehlenden, sondern (rechts)verbindlichen Charakter haben.¹² Wie weit man auch heute von einer – selbst nur bescheidenen (partiellen) – Realisierung all dieser Rechte entfernt sein mag, sie lassen sich dennoch als Ausdruck eines politischen Willens lesen: Des Willen, über partikularistische Einzelinteressen staatlicher oder nationaler Art hinaus einen gemeinsamen Orientierungsrahmen für politische Handlungsweisen zu gewinnen – auch wenn die Menschenrechte in der so genannten 'Realpolitik' leider oft genug nur Ausdruck

11. So urteilt Stanley Hoffmann, einflussreicher Analytiker der US-amerikanischen Außenpolitik an der Harvard-Universität angesichts der Terrorakte vom 11. September: "Das nationale Interesse gebietet es vielmehr, Partner zu suchen in dem gemeinsamen Streben nach Leben, Freiheit und Glück in einer aus den Fugen geratenen Welt. Jetzt endlich sollten wir begreifen, dass wir diese Werte nicht daheim in Sicherheit genießen können, wenn andere, jenseits unserer Grenzen, nicht hoffen können, ihrer ebenfalls teilhaftig zu werden.", in: Die Zeit, Nr. 42, 11. Oktober 2001, S. 3.

12. Vgl. dazu Thomas Göller: Menschenrechte als Bedingungen kultureller Pluralität, S. 153 f., in: ders., 2001, S. 146-178.

Normativität der Menschenrechte im Zeichen terroristischer Gewalt?

von mehr oder minder opportunistischen 'Lippenbekenntnissen' sind. Jedenfalls sollen Menschenrechte zufolge der 'Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte' (UN-Deklaration von 1948) und zufolge der an sie anknüpfenden Pakte für alle Menschen gelten. Ihre Geltung soll unabhängig von kulturellen, geschichtlichen, gesellschaftlichen, religiösen und politischen Bedingungen bestehen. Diese Forderungen sowie die politische Anerkennung solcher Rechte durch eine Vielzahl von Staaten stellt jedenfalls – man mag es drehen und wenden wie man will – ein weltpolitisches Novum dar, das allem Anschein zum Trotz reale bzw. realpolitisch relevante Normierungsfunktionen impliziert.

Auf der anderen Seite darf die Tatsache, dass es faktisch inzwischen weltweit kodifizierte Menschenrechte gibt, keinesfalls darüber hinwegtäuschen, dass die Idee solcher universaler Menschenrechte geistesgeschichtlich gesehen eine relativ neue Erscheinung ist. Das gilt gerade auch für Europa. Denn das Konzept allgemein gültiger Menschenrechte ist keineswegs so selbstverständlich, wie es uns heute in Mitteleuropa erscheinen mag und wie es nicht selten aus kulturell-narzisstischen Gründen unterstellt wird.¹³

Darüber hinaus ist es selbst in internationalen bzw. interkulturellen Diskussionen immer noch keineswegs eine selbstverständliche Tatsache, dass es überhaupt Menschenrechte geben und dass sie für sich Universalität, d.h. Gültigkeit für alle Menschen beanspruchen sollten. Umstritten ist darüber hinaus, was im Einzelnen als 'Menschenrecht' zu bezeichnen ist. Schließlich wird – besonders im Zeichen eines weit verbreiteten Kulturrelativismus – oft eingewendet, Menschenrechte seien 'westliche' Erfindungen. Im Vordergrund stünden 'individualistische' Rechte, weshalb die Menschenrechte untauglich seien für 'kollektivistische' Gesell-

13. Auch darauf hat wiederum Senghaas zu Recht hingewiesen. Vgl. Dieter Senghaas: Der aufhaltsame Aufstieg der Menschenrechte, S. 167 ff., in: Paul u.a., 2001, S. 163-174.

schaften in asiatischen, lateinamerikanischen und/oder afrikanischen Ländern. Kurz, der Menschenrechtspluralismus läuft – so der Einwand – jeglichem kulturellen Pluralismus zuwider. Doch stimmt diese Kritik an den Menschenrechten? Denn wenn sie zutreffen würde, so wäre dies zugleich ein Indiz dafür, dass die Menschenrechte für die gegenwärtige Konfliktsituation letztlich untauglich wären. Wenn sie kulturpluralistischen Vorstellungen widersprechen würden, so würden sie tatsächlich bestimmte kulturspezifische Sichtweisen wiedergeben und ebensolche auch favorisieren. Darin würde zweifellos ein erhebliches Konfliktpotenzial liegen, das nicht nur kulturalistischen, sondern auch terroristischen Legitimationsversuchen Vorschub leisten könnte. Was ist also von diesen Aspekten zu halten?

Ich kann natürlich nicht alle Frageaspekte ausführlich diskutieren und auch nicht alle Antworten ausführlich entwickeln. Ich begnüge mich deshalb in diesem Zusammenhang mit einer thesenartigen Zusammenfassung von im Wesentlichen sechs Punkten, die ich für meine gegenwärtige Fragestellung für besonders relevant erachte:¹⁴

Erstens: Wenn man den Begriff der 'Menschenrechte' interkulturell relevant und philosophisch, also argumentativ-diskursiv, thematisieren will, dann lässt sich ein Begriff, der damit unweigerlich impliziert ist, nicht umgehen: es ist der Begriff der menschlichen Würde.¹⁵ Dieser Begriff ist *nicht* unproblematisch, da er so minimalistisch gefasst sein muss, dass er nicht von irgendwelchen kontingenten Bedingungen – seien sie religiöser, sozialer oder

14. Ich werde bei meiner Diskussion u.a. auf Aspekte eingehen, die am Institut für Philosophie der Universität Karlsruhe in den Jahren 1996 bis 1999 während eines Projektes zur interkulturellen Menschenrechtsphilosophie erarbeitet wurden. Vgl. die Forschungsbibliografie des Projektes unter <http://www.polylog.org/agd/2.1/prs3-de.htm>.

15. Vgl. dazu ausführlicher meinen Begründungsversuch: Göller, Thomas: Kulturelle Pluralität und menschliche Würde, in: Paul u.a., S. 13-38.

Normativität der Menschenrechte im Zeichen terroristischer Gewalt?

kultureller Art – relativiert werden kann. Nur eine so grundlegende Konzeption menschlicher Würde hätte womöglich Chancen, um von Vertretern unterschiedlicher Religionen, Weltanschauungen und kultureller Prägungen akzeptiert werden zu können. Das heißt, der Würdebegriff müsste ebenso für einen Moslem vertretbar sein wie für einen Hindu, für einen Buddhisten, Christen oder auch für einen Atheisten. Wie lässt sich das bewerkstelligen?

Folgende – nur auf den ersten Blick – triviale Überlegung, die sich zudem auf ein empirisch klar belegbares Faktum zu stützen vermag, führt meiner Ansicht nach entscheidend weiter: Menschen aller Kulturen können sich prinzipiell an selbstgesetzten Zielen orientieren und ihnen gemäß handeln. Das gilt – wohlge-merkt – nur in prinzipieller Hinsicht. Faktisch dagegen, das wissen wir alle nur zu gut, sind der Verwirklichung solcher Ziele oft allzu enge Grenzen gesetzt. Das heißt, es ist uns Menschen möglich, uns durch gedankliche Entwürfe selbst zu gestalten – in theoretisch-wissenschaftlicher, praktisch-ethischer, in ästhetischer, wirtschaftlich-sozialer und in religiöser Hinsicht – wie bescheiden und begrenzt im Einzelnen auch die jeweils existierenden politischen und kulturellen Spielräume hierfür sein mögen. Jedenfalls ist uns keine Kultur der Welt bekannt, in der Menschen solche Entwürfe nicht hervorbringen, sich nicht an ihnen orientieren, ihr Handeln nicht nach ihnen ausrichten und sie nicht in ihrer Geltung thematisieren könnten. Das ist der entscheidende Gesichtspunkt. Zugespitzt gesagt: durch die Möglichkeit geltungsbezogener Selbstgestaltung ist die Würde des Menschen charakterisiert.¹⁶ Anders formuliert, weil wir uns selbst gesetzten unbedingten theoretischen, ästhetischen, praktischen usw. Zielen gemäß entwerfen und gestalten können, besitzen wir als Menschen Würde. Wenn das so ist, dann hat das zumindest eine wichtige kulturphilosophische Konsequenz: Der Begriff der Kultur impliziert die menschliche Fähigkeit zu individueller und kollekti-

16. Vgl. zur genaueren Begründung ebd.

ver Selbstgestaltung. Aus dem Begriff der menschlichen Würde, so wie ich ihn an dieser Stelle skizziert habe, ergeben sich weitreichende rechtsphilosophische Konsequenzen – gerade auch in interkultureller Sicht.

Zweitens: Die wichtigste und folgenreichste rechtsphilosophische Konsequenz besteht nämlich darin, menschliche Würde in ihren vielfältigen Ausdrucksformen zu wahren und zu schützen. Alle rechtlichen Regelungen und jede staatliche Ordnung hätten in der Garantie individueller und kollektiver – und folglich auch kultureller – Selbstgestaltungsmöglichkeiten zu bestehen. Darin scheint mir der Grundwert von Zivilisation, von Kultur und allen humanen Formen menschlichen Zusammenlebens zu liegen. Doch eine solche Wahrung bzw. Garantie von Selbstgestaltungsmöglichkeiten ist nur dann möglich, wenn berücksichtigt wird, dass sie – sollen die Formen der Selbstgestaltung nicht willkürlich sein bzw. paternalistische Züge tragen – an intersubjektiv gültige ethische, aber auch an rechtliche Normen gebunden sein müssen. Als grundlegend hierfür ist die Menschenrechtsnorm, so wie ich sie interpretiere, anzusehen. Denn sie impliziert die wechselseitige Anerkennung individueller und kollektiver Ansprüche auf Selbstgestaltung. Sie ist durchgehend auf Reziprozität gegründet, wobei jeder artikulierbare Anspruch seine Limitierung durch die Ansprüche eines jeden anderen erfährt. In diesem Sinne ist sie überpositiv und universal, weshalb sie auch logisch der Formulierung konkreter Rechte, so wie wir sie von verschiedenen einzelstaatlichen Verfassungen her kennen, vorangeht. Ihr entspricht eine regulative Idee: was als Menschenrecht zu gelten hat, muss (oder müsste) mit der menschenrechtlichen Grundnorm übereinstimmen.

Daraus folgt drittens: Aus der überpositiven Menschenrechtsnorm können gewisse grundlegende allgemeine Rechte abgeleitet werden; die konkreten *Menschenrechte*. Sie lassen sich entsprechend menschlicher Selbstgestaltungsfelder ausdifferen-

Normativität der Menschenrechte im Zeichen terroristischer Gewalt?

zieren. Dazu gehört natürlich auch das Recht auf *Selbsterhaltung*, auf Leben; ohne das könnte es keine *Selbstgestaltung* geben.¹⁷ Zu nennen wären darüber hinaus die Rechte auf Bildung, auf passive und aktive politische Mitwirkung, auf Entfaltung der kulturellen, sozialen und individuellen Persönlichkeit usw. Welche Rechte im Einzelnen als 'Menschenrechte' zu bezeichnen sind, dafür bildet – wie gesagt – die grundlegende Norm den Maßstab.

Viertens: Unter *Grundrechten* wäre dann die Ausformulierung der Menschenrechte auf einzelstaatlicher Ebene zu verstehen. Die Grundrechte müssten – das liegt in der Konsequenz – mit den Menschenrechten konform sein.

Fünftens: Die nächste Ebene betrifft das System der einzelstaatlichen *positiven* Rechte. Diese Rechte dürften – jedenfalls nach meiner Begründungsskizze – weder den Grund- noch den Menschenrechten widersprechen; wie spezifisch und konkret sie im Einzelnen auch sein mögen.

Und schließlich sechstens: Rechte, welche die Verhältnisse *zwischen* souveränen Staaten regeln. In einer irreführenden Terminologie wird im Deutschen immer noch der unpassende Terminus 'Völkerrecht' gebraucht, wobei besser von einem *Staatenrecht* zu sprechen wäre. Es erübrigt sich fast, in diesem Zusammenhang zu betonen, dass auch diese Rechtsinstitution der grundlegenden Menschenrechtsnorm konform zu sein hätte.

Aus den angeführten *sechs* Punkten lassen sich wichtige und aktuelle Konsequenzen ableiten. Zum einen: Wenn die Menschenrechtsidee die fundamentalste Ebene bildet, dann dürften ihr, wie ich schon betonte, *alle* anderen Rechtsebenen *nicht* widersprechen. Das lässt nur den Schluss zu: An den Menschen-

17. Insofern ist es allein schon ein Skandal, dass – wie ich bereits anführte – tagtäglich ca. 110.000 Menschen an Hunger sterben.

rechten muss jede Souveränität der Einzelstaaten ihre Grenzen finden; die Menschenrechte sind das Primäre, die Staatenrechte das Sekundäre. *Kurz:* das Staaten- oder Völkerrecht hätte das Menschenrecht *unbedingt* zu respektieren.¹⁸ Doch was folgt noch aus meinen sechs Punkten?

Soll garantiert werden, dass die grundlegende Menschenrechtsnorm mit all ihren Implikaten eingehalten wird, so muss es *überindividuelle* und *übernationalstaatliche* Möglichkeiten der *Kontrolle* als auch der *Sanktion* geben. Das heißt, das Gewaltmonopol ist nicht nur von den Individuen auf die Einzelstaaten, sondern in letzter Konsequenz von den Einzelstaaten auf eine *überstaatliche* Instanz zu übertragen. Daran ist festzuhalten, auch wenn dieser Gedanke heute immer noch völlig utopisch und wirklichkeitsfern klingen mag. Aus diesem Grunde halte ich es für angebracht, ein interkulturell bzw. international gültiges *Strafrecht* zu schaffen, über das ein internationaler Gerichtshof mit entsprechenden Kompetenzen wacht. Dieses Strafrecht betreffe all jene Delikte deren Verfolgung sich mit menschenrechtlichen Argumenten begründen lässt.¹⁹ Es gehört wenig Realitätssinn dazu, um zu sehen, wie weit entfernt wir auch heute davon – am Beginn eines neuen Jahrtausends – sind: trotz europäischem Gerichtshof in Straßburg, trotz UN-Tribunal in Den Haag und dem geplanten Internationalen Strafgerichtshof. Gerade der gegenwärtig so erforderliche Weltgerichtshof, der für vier Kernverbrechen – Verbrechen gegen die Menschheit, Völkermord, Kriegesverbrechen und Angriffskrieg – zuständig sein soll, wird jedoch durch die Politik nicht zuletzt solcher Staaten verhindert, die sich ansonsten als Wahrer einer internationalen Werte- und

18. Aus diesem Grunde ist die gegenwärtige Auffassung der UNO, die nicht immer zweifelsfrei das Primat der Menschenrechte vor der einzelstaatlichen Souveränität betont, dringend korrekturbedürftig.

19. Vgl. dazu Otfried Höffe: Gibt es ein interkulturelles Strafrecht? Ein philosophischer Versuch, Frankfurt am Main 1999.

Normativität der Menschenrechte im Zeichen terroristischer Gewalt?

Rechtsgemeinschaft verstehen und sich als solche auch gerne öffentlich gerieren.²⁰ Auch am Beginn dieses neuen Jahrtausends gelten in der so genannten Realpolitik immer noch nationale Einzelinteressen, nationalstaatliches Souveränitätsdenken und Hegemonialansprüche (weitaus) mehr als die Interessen einer internationalen Rechts- und Staatengemeinschaft.

Doch spätestens an dieser Stelle lässt sich einwenden: Setze ich nicht unkritisch umstrittene 'westliche' Begriffe absolut, die für 'kollektivistische' Gesellschaften nicht oder so nicht tauglich sind – nämlich *Menschenwürde* und *Menschenrecht*? Gilt das, was ich sage etwa auch für asiatische, lateinamerikanische oder afrikanische Gesellschaften, die – so wird jedenfalls oft behauptet – ein anderes, nämlich ein 'kollektivistisches' Wertesystem hätten? Was gilt oder galt für Staaten, die Menschenrechte mit den Füßen treten – sei es im Sudan, in Sierra Leone, im Irak Saddam Husseins oder im Afghanistan der Taliban-Milizen? Ist also die Menschenrechtsrhetorik nicht bloß eine leere Phrase? Was den

20. Die USA, die sich ansonsten als Fürsprecher einer internationalen Werte- und Menschenrechtsgemeinschaft verstehen, lehnen eine Ratifizierung der Statuten des Internationalen Gerichtshofes – zusammen mit China, Israel, dem Jemen, Qatar und Libyen (!) – ab. Die Begründung: Soldaten amerikanischer Friedensmissionen könnten zu Opfern willkürlicher Anklagen werden. Dieser Begründungsversuch ist alleine deshalb schon unhaltbar, da laut der Statuten des Tribunals keine individuellen Taten Einzelner (z.B. einzelner Soldaten) unter die Jurisdiktion dieses Gerichtshofes fallen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit nur dann vor das Tribunal kommen, wenn sie als ausgedehnte Angriffe gegen die Zivilbevölkerung aufzufassen sind. Außerdem kann das Tribunal nur dann tätig werden, wenn nationale Strafgerichte nicht vorhanden oder unwillig bzw. unfähig sind, die Strafverfolgung aufzunehmen. Kritiker vermuten indes, dass die Bush-Regierung und andere Gegner des Weltgerichtshofes "in der universellen Jurisdiktion ein unberechenbares Instrument" sehen, "das die nationale Souveränität auszuhebeln droht. Das gilt besonders für die Intention des Tribunals, Feinde und Freunde der Großmächte mit gleicher Elle zu messen. Vor allem das Pentagon wünscht nicht, dass der Gerichtshof globalen Friedensmissionen und anderen Operationen in den Arm fallen könnte." (vgl. Christian Schmidt-Häuer: 'Den Freunden ins Auge gestochen', in: Die Zeit, Nr. 43, 18. Oktober 2001, S. 4).

ersten Einwand betrifft, die Begriffe seien 'westlich' und individualistisch, so lässt sich dem zum einen entgegenen: Die Richtigkeit eines Gedankens ist unabhängig von seiner Entstehung; *Geltung* und *Genese* sind verschiedene Aspekte. So hatte ich bereits erwähnt, dass auch in der so genannten 'abendländischen' Kultur die Menschenrechte *keine* Selbstverständlichkeit sind. Sie mussten zum Teil *gegen die eigene Tradition* und gegen vielfältige eigenkulturelle (politische, religiöse, soziale) Widerstände durchgesetzt werden. Gerade wir in Europa dürfen das nicht vergessen.²¹ Das gilt insbesondere für uns in Deutschland, in dem vor sechzig Jahren politische Verhältnisse herrschten, die man heute in westlichen Medien gerne als 'mittelalterlich' bezeichnet, womit man heute freilich andere Kulturen und Religionen zu (de)klassifizieren versucht. In Europa bzw. in Deutschland dürfen die Vorstellungen von Demokratie und Menschenrechten als alles andere als 'vertraute' oder 'eigene' bzw. 'eigenkulturelle' Prinzipien oder Errungenschaften aufgefasst werden, die sozusagen zum eigenkulturellen 'Erbgut' gehören und sich mehr oder minder zwangsläufig durchsetzten.²²

Doch zurück zur Frage nach der Universalität der Menschenrechte im engeren Sinne: Dass Menschenrechte keine Erscheinungen sind, die sich exklusiv auf 'westliche' Kulturen beschränken lassen, zeigt sich auch an dem kulturgeschichtlichen Faktum, dass maßgebliche östliche Philosophen – so Konfuzius und Menzcius, aber auch Xun Zi²³ – Begriffe menschlicher Würde und menschlicher Grundrechte, die durchaus mit 'westlichen' Vorstellungen kompa-

21. Wie sehr das vergessen wird, dafür bilden wiederum Äußerungen des damaligen italienischen Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi aus dem Jahre 2001 ein erschreckend deutliches Beispiel: "Bei uns werden die Menschenrechte sowie die religiösen und politischen Rechte respektiert, was es in den islamischen Ländern sicher nicht gibt. Bei uns gibt es Verständnis für die Vielfalt und Toleranz. Die Fähigkeit zur Integration, zur Toleranz, zur Solidarität machen aus unsere Gesellschaft etwas, worauf man stolz sein kann." <http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,159688,00.html> (27.9.2001).

Normativität der Menschenrechte im Zeichen terroristischer Gewalt?

tibel sind, formulierten.²⁴ Wenn darüber hinaus argumentiert wird, es handele sich bei solchen Gesellschaften um Gesellschaften mit 'kollektivistischen' Werten, so ist zu fragen, *wer* von solchen Werten spricht. Für *wen* sollen solche Werte repräsentativ sein – für eine Mehrheit oder eine Minderheit? Wer vertritt sie mit welchem Interesse? Beispielsweise die Taliban: Vertraten sie wirklich 'islamische' Werte, was hielt die afghanische Nord-Allianz davon, was sagte die eigene Bevölkerung dazu, was sagten insbesondere die Frauen, wenn sie überhaupt etwas sagen durften?

22. Wie 'fremd' oder gar wie vermeintlich 'undeutsch' die Idee von Demokratie bzw. von der republikanischen Verfassung in der Weimarer Republik empfunden wurde, mag Cassirers Rede zum Verfassungstag am 11. August 1928 vor dem Senat der Hamburger Universität belegen. Denn dort unternimmt Cassirer den bemerkenswerten Versuch zu zeigen, dass die "Idee der republikanischen Verfassung als solche im Ganzen der deutschen keineswegs ein Fremdling, geschweige denn ein äußerer Eindringling ist", sondern "durch die Kräfte der idealistischen Philosophie [...] genährt worden ist" (vgl. Ernst Cassirer: Die Idee der republikanischen Verfassung, S. 27, in: Dialektik 1995/1, S. 13-30.) Der von Cassirer als notwendig erachtete Versuch, dies den Repräsentanten einer deutschen Universität beizubringen, mag für sich sprechen. Vgl. dazu die Äußerungen von Raymond Klibansky in einem Interview, das ich mit ihm geführt habe. Klibansky sagt dort: "Es war eines der tragischen Momente in der Entwicklung der deutschen Universität, daß die Universitätslehrer, die eine hohe Achtung genossen und in gewisser Weise von Studenten als vorbildlich betrachtet wurden, sich niemals als Körperschaft entschieden zur Weimarer Verfassung bekannten" (Erinnerungen an Ernst Cassirer. Raymond Klibansky im Gespräch mit Thomas Göller, S. 284, in: Internationale Zeitschrift für Philosophie, Heft 2/1999, S. 275-288.)

23. Xun Zi: Vor-Han-Zeit, etw. 220 v. Chr.

24. Jenfalls hat das unser in Karlsruhe durchgeführtes Menschenrechtsprojekt ergeben. Vgl. insbesondere die einschlägigen – zum Teil schon genannten – Publikationen: Göller, Thomas (Hrsg.): Philosophie der Menschenrechte. Methodologie. Geschichte. Kultureller Kontext, Göttingen 1999; ders., 2000; ders.: Politik und interkulturelle Philosophie der Menschenrechte, in: Gegenwartskunde. Zeitschrift für Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Bildung. 1. Vierteljahr, 2000, S. 49-59. Vgl. auch Paul u.a., 2001. Vgl. weiterhin Gregor Paul (Hrsg.): Die Menschenrechtsfrage. Diskussion über China – Dialog mit China, Göttingen 1998; Gregor Paul/Caroline Y. Robertson-Wensauer (Hrsg.): Traditionelle chinesische Kultur und Menschenrechtsfrage, Baden-Baden 1997.

Zu bedenken ist auch: Paradoxerweise wird der Einwand, Menschenrechte seien untaugliche 'westliche' Vorstellungen, gerade auch von politischen Repräsentanten solcher Staaten geäußert, die sonst keinerlei Schwierigkeiten mit 'westlichen' Konzeptionen haben: so zum Beispiel die Volksrepublik China, die marxistisch-leninistische Vorstellungen übernimmt – wann, wie und wo es ihr passt. Daran ist nochmals ersichtlich, die Kritik an den Menschenrechten dient nicht selten dazu, *eigene* ideologische Herrschafts- und Machtinteressen zu kaschieren.

Auch der Vorwurf des '*westlichen Individualismus*' ist nicht stichhaltig. Zum einen ist 'Individualismus' nicht mit 'Egoismus', d.h. mit der Missachtung der Eigenheitssphäre des Anderen zu verwechseln – wie es gerne von Kritikern des so genannten '*westlichen Individualismus*' unterstellt wird. Zum anderen setzt schon die bloße Konstatierung von '*kollektiven*' Werten und Interessen aus rein *logischen* Gründen zwingend dasjenige Moment voraus, für das sie gelten sollen: das *Individuum*, den einzelnen *Menschen*.

Was schließlich das Argument betrifft, die Idee universaler Menschenrechte würde einem *kulturellen Pluralismus* zuwiderlaufen und ein friedliches Zusammenleben verhindern, so ist das genaue Gegenteil richtig. Gerade erst ein wirklich auf *alle* Menschen abzielendes *universales* Menschenrecht, das ungeachtet der Hautfarbe, des Geschlechtes, der Herkunft, der politischen und religiösen Überzeugung usw. gilt, *ermöglicht* Pluralismus. Nur ein solches *allgemein gültiges* Recht bildet die Basis für einen (kulturellen usw.) Pluralismus, da es den Anderen als Anderen in seinen jeweils eigenen Ansprüchen in den Diskurs der Normen- und Rechtssetzung mit einbezieht.

Es verhält sich also ganz anders als es von Partikularismen behauptet wird – seien sie nun kultureller oder religiöser Provenienz. Nur auf einer *universalistischen* Grundlage ist *Pluralität* als

Normativität der Menschenrechte im Zeichen terroristischer Gewalt?

Vielheit individueller, kollektiver oder kultureller Denk- und Lebensformen möglich. Und dafür bieten die Menschenrechte den geeigneten grundlegenden rechtlichen Orientierungsrahmen. Das gilt nicht nur für die 'global players' der Weltwirtschaft, sondern auch für jedwede militärische Aktion. An die Stelle der Menschenrechte kann tatsächlich kein anderer Orientierungsrahmen treten; die Normfunktion der Menschenrechte ist *unverzichtbar* – gerade auch im Zeichen terroristischer Gewalt. Oder, umgekehrt gesagt, alle anderen Optionen würden ein Abgleiten in einen staatlichen und/oder zwischenstaatlichen 'Naturzustand' bedeuten, wie ihn Thomas Hobbes als *bellum omnium in omnes*, als "Krieg aller gegen alle", beschrieben hat.²⁵ Bekanntlich sind in diesem Zustand *alle* Mittel erlaubt, die irgendeinen Erfolg versprechen – selbstverständlich auch gewaltsame und terroristische. So gesehen hat die Staatsphilosophie Hobbes', zumindest was diesen Punkt betrifft, durchaus aktuelle Aspekte. Denn Hobbes begründet die Notwendigkeit staatlicher bzw. rechtlicher Regelungen mit den Misständen des gesetz- und rechtlosen 'Naturzustandes', indem es für den Einzelnen *keine* Sicherheit gibt.

Dieser Sachverhalt lässt sich unschwer sowohl von der inter-individuellen auf die zwischenstaatliche Ebene übertragen als auch auf die gegenwärtigen Terrorattacken beziehen: Solange es *keine* verbindlichen überstaatlichen Rechtsregelungen gibt, die auch wirklich eingehalten und deren Übertretungen international sanktioniert werden, solange wird sich auf zwischenstaatlicher Ebene das wiederholen, was Hobbes einst für vorstaatliche anarchistische Verhältnisse formulierte. Denn in ihnen hat Hobbes zufolge "der Schwächste genügend Kraft, den Stärksten zu töten, entweder durch einen geheimen Anschlag oder durch ein Bündnis mit anderen".

25. Zu Thomas Hobbes' Staatsphilosophie vgl. Thomas Göller: Thomas Hobbes – ein Vorläufer der Idee universaler Menschenrechte?, in: ders., 1999, S. 135-149.



Thomas Göller

Meinen Überlegungen zufolge steht also die *Menschenrechts-idee* einschließlich ihrer *positiven* Ausformulierungen – wie diese, die allen Einwänden zum Trotz in den von mir angeführten UN-Dokumenten vorliegen – für ein Minimum an Bedingungen, die für ein sowohl menschenwürdiges als auch friedliches Leben und Zusammenleben unverzichtbar sind. Wie groß die Gefahr einer politischen Instrumentalisierung und wie klein der realpolitische Erfolg auch immer sein mag – wir haben keine Alternative, weshalb nur eine *nachhaltige* Thematisierung der Menschenrechte *und* der Versuch, sie konsequent in die internationale politische Praxis umzusetzen, zu einer humaneren Welt beitragen kann.

Literaturverzeichnis

- Cassirer, Ernst: Die Idee der republikanischen Verfassung, S. 27, in: *Dialektik* 1995/1, S. 13-30.
- Erinnerungen an Ernst Cassirer. Raymond Klibansky im Gespräch mit Thomas Göller, in: *Internationale Zeitschrift für Philosophie*, Heft 2/1999, S. 275-288.
- Göller, Thomas: (Inter)kulturelles Verstehen in epistemologischer Sicht. Eine Skizze, in: Ogawa, Tadashi/Lazarin, Michael/Rappe, Guido (Hrsg.): *Interkulturelle Philosophie und Phänomenologie in Japan. Beiträge zum Gespräch mit Japan*, München 1998, S. 23-45.
- Göller, Thomas: Internationales Völker- und Menschenrecht vor den Herausforderungen postmoderner Formen der Gewalt, in: Kühnhardt, Ludger (Hrsg.): *Menschenrechte, Kulturen und Gewalt. Ansätze einer interkulturellen Ethik*, Baden-Baden 2005, S. 83-105.
- Göller, Thomas: Kulturelle Pluralität und menschliche Würde, in: Paul, Gregor/Göller, Thomas/Lenk, Hans/Rappe, Guido (Hrsg.): *Humanität, Interkulturalität, Menschenrecht (= Schriften zur Humanitäts- und Glücksforschung, Bd. 1)*, Frankfurt am Main/Berlin u.a. 2001, S. 13-38.
- Göller, Thomas: *Sprache, Literatur, kultureller Kontext. Studien zur Kulturwissenschaft und Literaturästhetik*, Würzburg 2001.
- Göller, Thomas: *Kulturverstehen. Grundprobleme einer epistemologischen Theorie der Kulturalität und kulturellen Erkenntnis*, Würzburg 2000.
- Göller, Thomas (Hrsg.): *Philosophie der Menschenrechte. Methodologie, Geschichte, Kultureller Kontext*, Göttingen 1999.
- Göller, Thomas: Politik und interkulturelle Philosophie der Menschenrechte, in: *Gegenwartskunde. Zeitschrift für Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Bildung*, 1. Vierteljahr, 2000, S. 49-59.
- Göller, Thomas: (Post)analytischer Kontextualismus, universal-pragmatische Kritik und die Möglichkeit des Kulturverstehens, in: Jürgen Mittelstraß (Hrsg.): *Die Zukunft des Wissens. XVIII. Deutscher Kongresses für Philosophie*, Konstanz 1999, S. 179-186.

- Göller, Thomas: Thomas Hobbes – ein Vorläufer der Idee universaler Menschenrechte?, in: ders., 1999, S. 135-149.
- Paul, Gregor (Hrsg.): Die Menschenrechtsfrage. Diskussion über China – Dialog mit China, Göttingen 1998.
- Paul, Gregor/Göller, Thomas/Lenk, Hans/Rappe, Guido (Hrsg.): Humanität, Interkulturalität, Menschenrecht (= Schriften zur Humanitäts- und Glücksforschung, Bd. 1), Frankfurt am Main/Berlin u.a. 2001.
- Paul, Gregor/Robertson-Wensauer, Caroline Y. (Hrsg.): Traditionelle chinesische Kultur und Menschenrechtsfrage, Baden-Baden 1997.
- Höffe, Otfried: Gibt es ein interkulturelles Strafrecht? Ein philosophischer Versuch, Frankfurt am Main 1999.
- Huntington, Samuel P.: The Clash of Civilisations?, in: Foreign Affairs, Vol. 72, No. 3, 1993.
- Künhardt, Ludger (Hrsg.): Menschenrechte, Kulturen und Gewalt. Ansätze einer interkulturellen Ethik, Baden-Baden 2005.
- Meyer, Thomas: Identitätswahn. Die Politisierung des kulturellen Unterschieds, Berlin 1997.
- Ohlig, Karl-Heinz: Weltreligion Islam, Mainz/Luzern 2000.
- Roetz, Heiner: Das Menschenrecht und die Kulturen. Sieben Thesen, S. 43, in: Paul u.a. 2001, S. 39-49.
- Schmidt-Häuer, Christian: 'Den Freunden ins Auge gestochen', in: Die Zeit, Nr. 43, 18. Oktober 2001, S. 4.
- Senghaas, Dieter: Der aufhaltsame Aufstieg der Menschenrechte, in: Paul u.a., 2001, S. 163-174.
- Senghaas, Dieter: Zivilisierung wider Willen, Frankfurt am Main 1998, S. 135-196.
- Tibi, Bassam: Fundamentalismus im Islam. Eine Gefahr für den Weltfrieden?, Darmstadt 2000.

Networking¹

Michael Haerdter

*... alle Dinge stehen miteinander in
sympathischer Verbindung.*

Hippokrates

'Networking' ist eine neuere Wortschöpfung. Ein positiv besetzter europäischer Begriff, der seit einer Reihe von Jahren europäische, ja globale Praxis bezeichnet. Wofür steht er? Für etwas Selbstverständliches. Die Familie ist ein Netzwerk. Unser Freundeskreis ist ein Netzwerk. Der Clan, das Dorf sind Netzwerke und diese mithin so alt wie die Menschheit. Die Pflege der Beziehungen innerhalb dieser Kreise darf füglich *Networking* genannt werden. Das Reich der Networks im eigentlichen Sinne ist der öffentliche Raum, er ist die Arena der Netzwerke. Wir nutzen freilich in der Regel gebräuchlichere Begriffe und sprechen vom Verkehrssystem, vom System der deutschen Staats- und Stadttheater, vom Bund Deutscher Zupfmusiker e.V., vom Bundesverband Bildender Künstler, von der Kulturpolitischen Gesellschaft, von den Gewerkschaften, von der Interessengemeinschaft der mit Ausländern verheirateten Frauen, von der Gesellschaft für bedrohte Völker e.V., etc., etc.

Viele dieser Allianzen, Bünde oder Verbände übernehmen zentrale praktische Aufgaben in den Ländern und Kommunen. Sie organisieren und kanalisieren Bürgerbeteiligung. Mehr noch: Sie

1. 'Networking', Vortrag zum 41. Kulturpolitischen Kolloquium der Evangelischen Akademie Loccum, 21. bis 23. Februar 1997, veröffentlicht in den Kulturpolitischen Mitteilungen, Heft 76 (I/1997) der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V.; In überarbeiteter Form unter dem Titel 'Kulturarbeit in Netzwerken' erschienen in: Dritter Sektor – Dritte Kraft. Versuch einer Standortbestimmung, Stuttgart 1998; Im Katalog der Ausstellung 'Rest in Space' des Kunstneres Hus, Oslo/Norwegen, in englischer und norwegischer Fassung veröffentlicht.

sind die Voraussetzung und Vorstufe einer Zivilgesellschaft, deren Entwicklung zu einem Korrektiv der gegenwärtigen Parteienherrschaft mir notwendiger denn je erscheint. Bürgerschaftliches Engagement ist das Lebenselixir wahrer Demokratien. Schon heute wären unsere modernen Gesellschaften ohne ihre Netzwerke nicht überlebensfähig. Netzwerke sind natürlich nicht per se Vereinigungen von 'Gutmenschen'. Sie sind Interessenverbände. Das schließt auch Netzwerke ein, denen die Qualitäten des unabhängigen *networking* für ihre mafiosen oder kriminellen Zwecke nützlich sind. Auch das größte aller Netzwerke, das World Wide Web, ist ja – wie wir inzwischen alle zur Kenntnis genommen haben – keine unschuldige Erfindung. Bei allen Gefahren, die das Web mit sich bringt, überwiegt dank seines offenen, demokratischen Zugangs zum *Wissen* dennoch die Haben-Bilanz. Wie könnte es anders sein: Netzwerke sind ein Abbild des Homo sapiens und seiner Gesellschaften, also weder gut noch schlecht.

Die nutzbringende Qualität der networks gilt vor allem auch für jene zahlreichen Zusammenschlüsse und Aktionsgruppen, die wir als NGO, bzw. in der deutschen Fassung als NRO bezeichnen: also Non Governmental Organizations oder Nichtregierungsorganisationen. Viele von ihnen nehmen humanitär-moralische Funktionen wahr, wie zum Beispiel Amnesty International, Greenpeace, Balkan Peace Team, Evangelische Zentralstelle für Entwicklungshilfe u.a.m. Nicht selten sind sie national und international organisiert. National verankert, doch überwiegend international tätig, ist der kulturelle Arm des deutschen Auswärtigen Amtes, das Netzwerk Goethe-Institut. Und analog hierzu die Networks des British Council und des Institut Français. Nicht zu vergessen die transnationalen Verbände bestimmter professioneller Sektoren sowie die Lobbies bestimmter Branchen bei der europäischen Kommission, anderen europäischen Institutionen und Agenturen der nationalen Regierungen.

Networking

Non governmental, also außerhalb von Regierungszuständigkeiten stehend, ist jedoch in aller Regel das treffende Stichwort für die zahlreichen *Cultural Networks* in Europa, die uns hier interessieren und deren Entstehung jüngeren Datums ist. Wohl keine deutsche Erfindung ist *Netzwerk* also eine Eindeutschung, und es gibt (noch) kein stimmiges deutsches Wort für *Networking* – Netzwerkarbeit? Netzwerken? Wirken im Netz? Im Französischen behilft man sich mit *travail en réseau*. Auch in neueren deutschen Lexika kommt *Netzwerk* in unserem Sinne nicht vor, sondern lediglich als Fachwort der Elektrotechnik. Also bleiben wir bei der englischen Bezeichnung *Network* und *Networking*.

Kulturelle Netzwerke haben ihren Ursprung und ihr Wirkungsfeld im internationalen Umfeld. Sie sind zum Beispiel eine Antwort darauf, dass die nationalen Regierungen Europas – auch die der Bundesrepublik Deutschland – sich bisher im Zuge ihrer Europapolitik nicht auf eine gemeinsame Kulturpolitik verständigen mochten, die diesen Namen verdient. Um es klar zu sagen: es gibt – bei aller kulturellen Verwandtschaft der europäischen Völker und trotz vieler ermutigender Signale – bislang und wohl auf absehbare Zeit keine Kulturpolitik der Europäischen Union. Unter diesem Aspekt sind unsere Networks also Maßnahmen gegen einen offenkundigen Mangel. Doch Networks sind mehr als Strategien gegen eine Mangelercheinung. Auf ihren eigentlichen Ursprung will ich zunächst eingehen.

In unserem gesellschaftlichen Umfeld sind wir seit einigen Jahren Zeugen grundlegender Veränderungen. Was heute erfahrbar wird, hat eine längere Vorgeschichte, besser: eine ausgedehnte Inkubationszeit hinter sich. Ich will es auf einen kurzen Nenner bringen, da ich voraussetzen darf, dass Sie alle mit dem Gegenstand vertraut sind:

Die so genannte Epoche der Moderne kommt zu ihrem Ende und will abgelöst sein von ... ja, wovon? Wenn wir Glück haben, von

einer radikal erneuerten Moderne und nicht vom Rückfall in vor-moderne Zustände. Zwischen Progression und Regression scheinen die Dinge auf der Kippe zu stehen oder in soziopolitischen Termini ausgedrückt z.B. zwischen Kommunitarismus und Neo-Liberalismus. Das seit dem Zweiten Weltkrieg und vor allem in den Jahren des Kalten Krieges erfolgreiche Modell des mehr oder minder homogenen National- und Sozialstaats versagt offenbar vor den gegenwärtigen Krisen. Es geht um den Umbau der Industriegesellschaften in eine kommende Informations- und Dienstleistungsgesellschaft. Wer wird ihre Regeln bestimmen? Es geht um Friedenspolitik, um die Verteidigung der Menschenrechte, um die Durchsetzung nachhaltiger Entwicklung im globalen Maßstab. Die Zukunft wird und darf sich nicht an Modellen von gestern orientieren.

Mit dem Soziologen Ulrich Beck plädiere ich für "eine zweite, nicht lineare, globale Moderne in *weltbürgerlicher Absicht* (Kant)", für unsere mutige Horizonterweiterung "vom ich zum wir".² Jedenfalls ist der Prozess der Globalisierung, in den wir quasi unmerklich hineingeglitten sind, nicht mehr aufzuhalten. Offen ist jedoch die Frage, ob wir es mit dem weiteren Ausbau einer globalen Wirtschaft staatenloser Märkte und mobiler Manager zu tun haben werden, die jedes demokratische und sozialstaatliche Regulativ abgeschüttelt haben werden – oder ob es zu einer neuen globalen Weltordnung kommt (zunächst wenigstens einer europäischen), der es gelingt, den Wettbewerb zu regulieren und so Marktmacht politisch zu kontrollieren und sozial auszubalancieren. Und schließlich: die *elektronische Weltgemeinschaft* eilt ihrer Vollendung entgegen. Was tun unsere Gesellschaften, mit der Mutation ins Reine zu kommen? Zweifellos fehlt es an dem, was der *Club of Rome* schon vor Jahren gefordert hatte: an *antizipatorischer Vernunft*. Wären da nicht die

2. Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott: Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse, Frankfurt am Main 1996, S. 19.

Networking

Networks: entstanden aus vernünftigem Handeln in der gegenwärtigen Krise mit der Blickrichtung auf die Zukunft. Sie sind ein Hoffnungsträger.

Mit der Prospektion hapert es, wohin man sonst auch blickt. Der offensichtliche Zusammenbruch so vieler bisheriger Gewohnheiten und Selbstverständlichkeiten lässt Angst und Unsicherheit um sich greifen. Da wir mythenabhängige Lebewesen sind, die sich überwiegend an der Vergangenheit orientieren, haben wir uns angewöhnt, unsere Wendezeit am Ende des Jahrtausends retrospektiv – oder negativ – zu definieren: als postmodern, postindustriell, posttraditional, postnational. Im Blick nach vorn könnte man sie – positiv – die *Zeit der Networks* nennen.

Think global, act local – dieser griffige Slogan gilt fürs Networking im großen wie im kleinen Maßstab. Im großen Maßstab: Hier ist zum Beispiel an die Tätigkeit und Wirksamkeit der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) zu denken. Auch das *Networking* im kleineren Maßstab der internationalen kulturellen Netzwerke legitimiert sich nicht zuletzt durch die Aufgabe, nationalstaatlichen Protektionismus zu überwinden oder doch zu umgehen.

Nationalstaatliche Egoismen flackern natürlich in allen Sektoren der Europäischen Union immer wieder auf. Auch in dem des gemeinsamen Marktes, wo die Divergenzen vergleichsweise gering, die Interessen relativ ausgeglichen sind: Da geht der Streit um 'meine Fische – deine Fische', um die Staatsangehörigkeit wahnsinniger Rinder oder das Gefahrenpotential belgischer Dioxinhühner.

In der europäischen Kulturpolitik hingegen treffen wir auf massivere Hemmnisse. Die Ursachen liegen sowohl im national-psychologischen wie im national-bürokratischen Bereich oder sie sind kulturgeschichtlicher, besser kulturideologischer Natur. Das ist besonders auffällig bei zwei europäischen Nationen, deren

Charaktere so unterschiedlich und deren Geschicke doch so eng verzahnt sind, die sich ebenso sehr abstoßen wie anziehen: Frankreich und Deutschland. In der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit ist der Konflikt zwischen der zentralistischen Organisations- und Denkweise der Franzosen und ihrem föderalen Gegenstück im bundesrepublikanischen Denken und Handeln kaum vermeidbar. Die fortschreitende kulturpolitische Harmonisierung zwischen diesen beiden großen Partnern müsste hingegen europäische Signalwirkung haben. Doch in einer Welt, die zur Relativierung und Auflösung traditioneller Dualitäten, Abgrenzungen und Gegensätze tendiert, wachen die europäischen Nationalstaaten offenbar um so eifersüchtiger über die Bewahrung ihrer Identitäten, die sich ausschließlich über ihre unterschiedlichen Kulturen definieren lassen.

So bewahrenswert diese Vielfalt linguistischer, ethnographischer, religiöser, gastronomischer etc. Kulturen, dieser Reichtum an nationalen, regionalen und lokalen Sitten und Traditionen auch ist – sie dürfen den Blick nicht von der Tatsache ablenken, dass es eine starke *europäische Identität* gibt, deren Prestige auch in ihrem ehrwürdigen Alter gründet. Sie müsste wieder die führende Rolle auf der europäischen Bühne spielen. In ihr war die kulturelle Vielfalt Europas lange einigermaßen friedlich aufgehoben, bis es zur nationalstaatlichen Segregation gekommen ist, die immer wieder und bis heute – siehe Kosovo – mit gewaltsamer Homogenisierung einherging. Und wir wissen auch, dass die Denkgewohnheiten und Handlungsmuster, die in zweihundert Jahren europäischer Moderne entstanden sind, noch immer unsere gesellschaftliche Realität bestimmen. Das drei Jahre währende parteipolitische Hickhack um das so genannte 'Zuwanderungsgesetz' unseres Einwanderungslandes ist hierfür ein beredtes Beispiel.

Das reale Umfeld, in dem Networks entstehen und Networking in Aktion tritt, ist also ins Zwielflicht der Ambivalenz zwischen gestern

Networking

und morgen getaucht. Das Gestern ist allgegenwärtig und höchst virulent. Getragen von der Welle neonationaler Gefühle tauchte zum Beispiel vor wenigen Jahren in Berlin das Gespenst eines *Deutschen Nationaltheaters* wieder auf, die Idee einer Megabühne für die Superhauptstadt. Die Psychologie kennt für diesen Vorgang den Begriff der *Zwangshandlung*. Hierzu Anthony Giddens in seiner Untersuchung der posttraditionalen Gesellschaft:

Der Einfluß des Vergangenen auf die Gegenwart ist vor allem emotional [...], in unserem gegenwärtigen Handeln rekapitulieren wir (weitgehend unbewußt) fortwährend das Vergangene. [...] Zwangshandeln [...] bedeutet die Unfähigkeit, sich von der Vergangenheit zu lösen.³

Networking (im Sinne unseres Gegenstandes) meint idealiter Handeln jenseits eingefahrener Denk- und Gefühlsbesitzstände. Handeln auf einem quasi experimentellen Terrain jenseits der Vorstellung separater und singulärer Kulturen, die seit Johann Gottfried Herder zu unseren Denkgewohnheiten gehörte. Schleichende Globalisierung versetzt uns in eine neue zwischenmenschliche Realität zunehmend reduzierter *Privatheit*, in eine *soziale Welt*, die gekennzeichnet ist vom "Spiel zwischen Personen", wie der Soziologe Daniel Bell es ausdrückt. "[...] die Gesellschaft ihrerseits wird zu einem Bewußtseinsnetz", sagt Bell, "zu einer Art von Imagination, die wir als gesellschaftliche Konstruktion zu verwirklichen trachten".⁴

Jedenfalls sind wir auf dem Weg zu einer *anderen* Gesellschaft. Ihr Kennzeichen – mit Wolfgang Welsch – ist die Transkulturalität. Ein offenes Terrain neuer, womöglich wechselnder Wahrnehmungsmodi und Wertmaßstäbe, wo die kulturellen Hybriden, die wir sind (und wohl schon immer gewesen sind), neue und verän-

3. Giddens, Anthony: Leben in einer posttraditionalen Gesellschaft, in: Beck/Giddens/Lash, 1996, S. 129.

4. Conrad, Christoph/Kessel, Martina (Hrsg.): Geschichte schreiben in der Postmoderne, Stuttgart 1994, S. 68.

derliche Formen wechselseitiger Beziehungen erfinden und praktizieren werden, wo wir – was unsere Kunst betrifft – womöglich mit einer 'diasporischen Ästhetik' (a diasporic aesthetic), wie es Kobena Mercer formuliert hat – konfrontiert sein werden. Die Vermutung liegt nahe, dass *Networks* und *Networking* in diesem unzweifelhaften soziomentalen Veränderungsprozess eine Art von Ferment darstellen. In einem Vortrag vor vielen Jahren berichtete Heinrich Klotz einmal von einem Experiment mit Lower-class-Jugendlichen in Manhattan. Sie sollten den Grundriss *ihrer* Stadt aufzeichnen. Die Jungen und Mädchen entwarfen Pläne ihrer Passagen, Schleich- und Fluchtwege über Durchfahrten, Hinterhöfe, Mauerdurchlässe und Treffpunkte: verzweigte Netzwerke ihrer Umwelt, hinter denen das rechtwinklige Straßennetz New Yorks völlig verschwunden war. Ein schlüssiges Bild, meine ich, für die nicht-linearen Strukturen künftiger Gesellschaften und für die Funktionsweise kultureller Netzwerke jenseits herkömmlicher Strukturen. Kevin Kellys Metapher der 'Spinnennetz-Hierarchien' (spiderweb hierarchies) der Networks, meint wohl etwas Ähnliches.

Nun von der Philosophie zur Realität der Cultural Networks. Vor etwa 25 Jahren tauchten die ersten von ihnen auf, seit circa 1990 ist eine sprunghafte Entwicklung zu beobachten. Niemand kennt ihre genaue Anzahl. Im Rahmen der ältesten Dachorganisation, des *Forum of European Cultural Networks* – auch von solchen Umbrella-Organisationen gibt es inzwischen mehrere – sind die meisten der Networks vereinigt. Für alle, die mit dieser Szene nicht vertraut sind, will ich einige von ihnen beliebig herausgreifen:

- Informal European Theatre Meeting (IETM): Gegründet 1981 mit Sitz in Brüssel ist IETM eines der großen Netzwerke: Es vertritt über 400 Mitglieder in 45 Ländern – unabhängige Organisationen der darstellenden Künste, Festivals, Kunstzentren, Theater- und Tanzgruppen, individuelle Veranstalter,

Networking

etc. mit dem Ziel, innovative und grenzüberschreitende Arbeit zu fördern. Seine jährlichen Mitgliedertreffen haben auch eine wichtige Markt- und Vermittlungsfunktion.

- Trans-Europe Halles vereinigt 28 unabhängige multidisziplinäre Kulturzentren, die sich meist in ehemaligen Industriebauwerken und anderen umgewandelten Häusern in 17 europäischen Ländern etabliert haben.
- European League of Institutes of the Arts (ELIA): Diese Liga ist die Schirm-Organisation von circa 350 Kunsthochschulen und -akademien aller Kunstdisziplinen in mehr als 46 europäischen Ländern, und kooperiert über eine verwandte amerikanische Organisation auch mit Instituten in den USA.
- European Network of Art Organizations for Children and Young People (EUnetART) 1991 gegründet, gruppiert dieses Netzwerk 110 künstlerische Einrichtungen für Kinder und junge Leute in circa 28 europäischen Ländern.

Und hier einige weitere Namen:

- Réseau Européen des Centres Culturels installés dans des lieux historiques (ACCR), European Secretariat of Cultural NGOs in Germany (IGBK), European Union Baroque Orchestra (EUBO), Union of Theatre People of Romania (UNITER). Auf das European Forum for the Arts and Heritage (EFAH/FEAP), das u.a. auch die hier genannten Organisationen unter ihrem Dach vereinigt, komme ich noch zu sprechen. Nicht wenige der Mitglieder und Mitgliedsorganisationen sind in mehreren Networks präsent und tätig.

Jedes kulturelle Network – ganz zu schweigen von den Networks of Networks – versammelt zahlreiche Mitglieder, die ihrerseits wiederum zum Teil großen Gruppen von Menschen dienstbar sind.

Die europäischen Networks (mit den globalen Verzweigungen mancher unter ihnen) haben also ein beträchtliches Einzugsgebiet von mittelbar und unmittelbar durch ihre Tätigkeit tangierten

Personen. Sie stellen mithin ein formidables kulturelles und kulturpolitisches Potential dar.

Dennoch: wichtiger als dieser quantitative Aspekt ist die spezifische Qualität des *Networking*. Im Unterschied zu den herkömmlichen kulturellen Einrichtungen, die man gerne als *Mainstream* bezeichnet und deren Prestige überwiegend von *außen* bestimmt ist – durch Tradition, Besucherzahlen, bauliche Repräsentativität, öffentliche Wertschätzung etc. – sind Wert und Autorität der Networks wesentlich von *innen* her bestimmt: durch das Engagement und die Aktivität ihrer Mitglieder, durch deren persönliche Fähigkeiten und Überzeugungskraft, die das Maß an Kohärenz und Output eines Networks generieren. Mit anderen Worten: Ihre Qualität definiert sich als zwischenmenschlich oder partnerschaftlich, dynamisch, horizontal und nicht-hierarchisch, flexibel und kompromissbereit, querdenkend und lernfähig, also offen für Veränderung. Es sind eben diese Eigenschaften, die in Sonntagsreden unserer Politiker ein *Europa der Bürger* ausmachen. Als Beispiel will ich Ihnen ein Network etwas genauer vorstellen, *Res Artis*, das mir am nächsten steht. 1993 habe ich im Künstlerhaus Bethanien gemeinsam mit einer Gruppe von 28 Kollegen, unter ihnen auch zwei Herren aus den USA, die *International Association of Residential Arts Centres* gegründet, kurz *Res Artis* genannt, die Sache der Kunst.

Dieser Verbund von Künstlerhäusern schließt zur Zeit 166 Mitglieder ein – Organisationen unterschiedlicher Größe, Struktur und Zielsetzung, sowie interessierte Personen in 38 Ländern – neben 22 europäischen Ländern auch Mitglieder in Australien, Brasilien, China, Costa Rica, Indien, Indonesien, Iran, Israel, Japan, Kanada, Kolumbien, Mexiko, Senegal, Singapur, Südkorea, Taiwan und den Vereinigten Staaten.

Künstlerhäuser, *artists' residencies* oder *residential arts centres*, in den USA auch *artists' colonies* oder *communities* genannt –

Networking

das sei den hiermit nicht Vertrauten kurz gesagt – sind Orte, wo Künstler internationaler Herkunft auf Zeit Herberge, eine Arbeitsstätte und kreative Gemeinschaft finden sowie Förderung unterschiedlicher Art erfahren. Sie sind zugleich eine strukturelle Antwort auf die zunehmend globale Mobilität auch von Künstlerinnen und Künstlern.

Res Artis verfügt über eine für Cultural Networks typische Struktur. Ein Leitungsgremium mit einem Vorsitzenden und einem Vize-Vorsitzenden, einem Sekretär und einem Schatzmeister, die ehrenamtlich tätig sind, jedoch geringe Sachmittel für die Aufwendungen ihrer Büros u.a. erhalten. Dieses Executive Committee setzt sich aus 18 Mitgliedern zusammen, die verschiedene Kategorien der Mitgliedschaft repräsentieren (Full Members, Advisory Members, In Statu Nascendi Members, Affiliate Members). Das Executive Committee wird von der Vollversammlung gewählt, dem General Meeting, wozu jeweils wechselnde Mitgliederzentren in verschiedenen Ländern einladen. Dieses Plenum hat die Statuten von Res Artis verabschiedet und auch über die Rechtsform der Association entschieden. Seit einigen Jahren hat Res Artis den Status einer Internationalen Stiftung mit Sitz in den Niederlanden.

Res Artis erhebt seit 1996 bescheidene Mitgliedsbeiträge, deren Ertrag lediglich einen geringen Teil der Ausgaben deckt. Die Mittel der Gesellschaft reichen nicht aus, ein Büro und eine Bürokraft voll zu finanzieren. Derzeit wird die Arbeit dezentral und überwiegend an den Instituten des Vorsitzenden, des Sekretärs und Schatzmeisters geleistet. Der persönliche Aufwand an Zeit und Geld ist beträchtlich, nur ein Teil kann von den jeweiligen Instituten getragen werden. Das gilt für alle Mitglieder und ihren Einsatz zugunsten persönlicher Kommunikation, die auch durch das kostensparende Electronic Mailing nicht ersetzt werden kann, also für die Reise- und Aufenthaltskosten zu den Plenartreffen (nach neun Treffen weltweit hat das zehnte und bisher letzte im

Herbst 2005 in Berlin statt gefunden) und zu den Executive Committee Meetings. Dieses 'Spiel zwischen Personen', diese persönliche Begegnung ist unverzichtbar. Nur sie erlaubt es, die Dynamik der Orientierung und Anpassung in Gang zu halten, Verantwortung zu teilen und jeweils neue Ziele zu bestimmen, worauf eben die Qualitäten eines Networks beruhen.

Die Gründung von Res Artis vor dreizehn Jahren folgte einem dringenden Wunsch nach Kommunikation, Austausch und Zusammenarbeit zunächst einiger europäischer Kollegen. Sie löste einen Boom aus, der noch nicht zum Stillstand gekommen ist. Dieses Bild ist auf andere Networks übertragbar – auch wenn das eine oder andere dank höherer Mitgliedsbeiträge und/oder die Bezuschussung durch nationale Geldgeber etwas besser gestellt sein mag. Festgestellt werden muss, dass der Modus der Finanzierung dieser zentralen gesellschaftlichen Aufgabe durch privates Engagement auf die Dauer untragbar ist. Das wird seit einiger Zeit auch von offizieller Seite erkannt und anerkannt – vom Cultural Committee des Europäischen Parlaments, vom Europarat, von der European Cultural Foundation, von den zuständigen Gremien der Europäischen Kommission (DGX, DGV und DGXXIII) und von einigen erleuchteten Vertretern nationaler Regierungen.

Als Vorstufe oder Modell einer künftigen europäischen Kulturarbeit und -politik dezentraler Autoritäten, dynamischer Beziehungen zwischen wechselnden Partnern und eines grenzüberschreitenden Dialogs finden Networks und Networking zunehmende öffentliche Aufmerksamkeit. Unter der italienischen EU-Präsidentschaft während des ersten Halbjahres 1996 fand im Mai 1996 in Turin zum ersten Mal ein Treffen aller europäischen kulturellen Networks statt (*Incontro delle Reti Culturali Europee*), co-organisiert von der EFAH, wozu dieser Dachverband der Cultural Networks eine sehr nützliche Dokumentation über Networking vorgelegt hat. Die Broschüre gipfelt in einer Reihe von

Networking

Vorschlägen an die europäischen Institutionen, die nationalen Ministerien und den privaten Sektor, wie die Existenz und Arbeit der kulturellen Networks künftig gesichert und gefördert werden könnten:

- durch die Einrichtung eines Entwicklungsfonds,
- durch einen europäischen Garantiefonds,
- durch ein System von Reisestipendien (nicht zuletzt zu Gunsten von Mitgliedern aus devisenschwachen Länder der Gemeinschaft),
- durch die Unterstützung der Herstellung und Verbreitung mehrsprachiger Information über die Networks, u.a.m.

Während die gelegentliche projektbezogene und zeitlich begrenzte Förderung über die Kulturprogramme der EU immerhin möglich ist, bleibt die institutionelle Unterstützung noch immer Zukunftsmusik. Doch eben hier liegt der eigentliche Bedarf. Obwohl die anteilige Förderung der bescheidenen, leichtfüßigen Strukturen der Networks im Vergleich mit jener der klassischen Institute der Nationalkulturen fast als eine quantité négligeable gelten kann, entgleiten sie bislang sowohl den eng gefassten Kriterien nationaler wie europäischer Kulturfinanzierung.

Hier Abhilfe zu schaffen, haben sich (in der Folge von Turin und weiterer EFAH-Aktivität während der irischen EU-Präsidentschaft in Dublin im zweiten Halbjahr 1996) die Niederländer vorgenommen. Während ihrer EU-Präsidentschaft im ersten Halbjahr 1997 lud das niederländische Kulturministerium (Ministry of Education, Culture and Science) im März zu einer Konferenz von Vertretern der Cultural Networks, europäischer Institutionen und der Kulturministerien oder -agenturen der 15 Mitgliedstaaten in Amsterdam ein. Das Thema ist: 'European Cultural Networks: between two Stools?' Gestützt auch auf eine Entschließung zu den Networks der früheren niederländischen Präsidentschaft von

1991, hat das Ergebnis dieses zweitägigen Treffens zu einer weiteren Resolution geführt, die zum europäischen Culture Council ihrer aktuellen Präsidentschaft im Juni in Amsterdam vorgestellt wurde. Das Ergebnis dieser Initiative erfüllte keine unserer Erwartungen. Die Erfahrung lehrte auch hier, dass Fortschritte in Richtung auf ein künftiges europäisches und von europäischer Politik sanktioniertes Handeln in kulturellen Angelegenheiten noch immer von nationalstaatlicher – nicht zuletzt bundesrepublikanischer – Seite blockiert und unterlaufen wurden. Kurzum: es ist zwar einiges in Gang gekommen, was zumindest Hoffnung auf eine allmähliche Verbesserung der Lage weckt. Unsere Erfahrung lehrt uns freilich: allzu optimistisch sollten unsere Erwartungen nicht sein. Die von der *International Coalition for a Different Europe* und ihrem Mitglied, der *Dutch Coalition for a Different Europe* (noch ein Netzwerk!) vorgetragene Skepsis gegenüber dem offiziellen Europa und der Qualität der Ergebnisse seiner Verhandlungen ist wohl leider berechtigt. (Nachzulesen in *The Other Voices*, einem monatlichen E-Mail-Newsletter der Organisation, erste Ausgabe). Europäische Kulturpolitik blieb auch nach Amsterdam defizitär und steht nach wie vor auf unserer Wunschliste.

Jedenfalls, ohne die rastlose Tätigkeit und das unermüdliche Lobbying der EFAH – des European Forum for the Arts and Heritage – wäre selbst der bisherige Fortschritt nicht zustande gekommen. Diese Umbrella-Organisation zählt derzeit 69 Vollmitgliedschaften europäischer Networks und 4 Individual Members. Als im Vertrag von Maastricht Jahrzehnte nach den Römischen Verträgen von 1957 die Kultur erstmals als ein Element europäischer Politik auftauchte – vornehmlich im Artikel 128.4 – hat sich die EFAH sofort in die Diskussion zur Deutung und Verbesserung dieser kulturellen Aspekte eingeschaltet (übrigens mit gutem Resultat: der Berichterstatter des Cultural Committee des Europäischen Parlaments hat z.B. viele der EFAH-Kommentare zum Arti-

Networking

kel 128.4 in seinen Bericht vor dem Plenum im Februar 1997 übernommen). Sie sorgt nicht nur dafür, dass die Networks auf den Agenden der europäischen Institutionen präsent bleiben. Sie sorgt auch für die Transparenz der Networks (z.B. mit der Publikation 'Members of EFAH and their Members' vom November 1996). Mitglieder der EFAH, die auch die Amsterdamer Konferenz mitträgt, arbeiten nicht zuletzt an einer verbindlichen Definition von Networks und Networking als einer Basis künftiger europäischer Kulturpolitik und europäisch-national-privater Finanzierung des Networking.

Hier soll abschließend vom Sonderfall Deutschland die Rede sein. Einerseits fordert die föderale Struktur der Bundesrepublik geradezu länderübergreifende Zusammenarbeit, die ja im offiziellen Bereich auch funktioniert (z.B. KMK, ARD u.a.). Im staatsfernen oder informellen Umfeld von Kunst und Kultur ist sie eher unterentwickelt. Das mag am ausgeprägten deutschen Partikularismus liegen, der wiederum dem kulturpolitischen Separatismus der Länder und Kommunen zu Grunde liegt. Dieser darf für die kulturelle Blüte nach dem Zweiten Weltkrieg als positiver Verursacher genannt werden – der Entwicklung einer gesamtdeutschen Kulturszene und -transparenz war und ist er nicht förderlich.

Auffällig ist ferner, dass deutsche Beteiligung an europäischen Networks relativ bescheiden ist, jedenfalls gemessen an der Grösse, Bevölkerungszahl und kulturellen Dichte des Landes. Kommunale und regionale Kulturhoheit haben offenbar eher das Eigenbrötlerische des deutschen Nationalcharakters als die Lust gestärkt, auch international mitzumischen. Jedenfalls sind hier die Niederländer und Belgier, die Briten und selbst die Franzosen viel munterer. Eine verbesserte Kooperation der deutschen Künstlerhäuser untereinander macht also Sinn, um einerseits das Informationsdefizit zu mindern und andererseits den Blick auf das größere europäische Ganze schärfen zu helfen. Schließlich kann



Michael Haerdter

Solidarität im Falle akuter Gefährdung einzelner Institute in solchem Rahmen besser wirksam werden.

Die Bildung eines deutschen Netzwerks unter dem Schirm von Res Artis hat im Frühjahr 1997 die Akademie Schloss Solitude, das renommierte Stuttgarter Künstlerhaus, erfolgreich auf den Weg gebracht. Damit wird auch im deutschen Umfeld wirksam, was fürs Networking auf dem größeren europäischen Schlachtfeld gilt: dass der Kontext, in dem sich einzelne Institute miteinander verbinden, eine neue Qualität erzeugt, welche die Summe der einzelnen Glieder übersteigt. Mit anderen Worten: Jede einzelne Masche gewinnt durch ihre Bindung im Netz eine neue, ja ihre eigentliche Identität.

Literaturverzeichnis

- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott: Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse, Frankfurt am Main 1996.
- Giddens, Anthony: Leben in einer posttraditionalen Gesellschaft, in: Beck/Giddens/Lash, 1996, S. 113-194.
- Conrad, Christoph/Kessel, Martina (Hrsg.): Geschichte schreiben in der Postmoderne, Stuttgart 1994.
- EFAH (Hrsg.): Working Groups: Networking Solutions for Cultural Cooperation in Europe, Brüssel 1996.

The Commercialization of Democracy: The Rise of the Political Industrial Complex

Larry F. Martinez

Introduction

Americans consider themselves to be very, very good at business. By the end of the year 2000, the U.S. economy's stellar performance continued to surpass even the most optimistic predictions for recovery out of the post-Cold War recession of the early 1990s. By the end of the 90s decade, the U.S. economy could boast over 6 years of growth, less than 5 percent unemployment, low inflation, and high consumer confidence – a situation relegating the presidential candidates in the 2000 election to yawn-provoking debates about how best to spend the quickly accumulating federal budget surpluses, going up almost as fast as the stock prices of the much-hyped 'dot.com' e-commerce start-up firms. It was a great party while it lasted, one which invited vast swaths of what used to be publicly held or managed sectors of telecommunications, broadcasting, banking, education, transportation, among others, to join in the celebration of globalizing big business. But by the dawn's early light, could Americans expect that the juggernaut of globalization would voluntarily immunize the political process from the contagion of commercialization?

Curiously, in contrast to the economic good news, the political system continued to languish in a voting and confidence recession. If we could parse the leading indicators of political participation – voting turnout, citizens' confidence in their public institutions, etc., into a form of a 'Democracy Dow Index' of leading political indicators, we would quickly see that the trend was down – lowering levels of political participation, voting, and civic enga-



Larry F. Martinez

gement. In contrast, there is one political indicator that is up: money. And it is way, way up. Clearly we are missing something in our Democracy Dow, since in almost any market, a loss of confidence scares money away. In the democracy market, money is scaring the market away. As Jeffrey Birnbaum, author of *The Money Men*, writes:

At the same time, we have more cause than ever to care about the influence of money on politics. The reason is that our system of government is slowly falling apart. Fewer and fewer people vote, yet more and more money is drenching the electoral and legislative process [...].¹

In the 1996 presidential election year, less than 49 percent of the eligible voters bothered to cast a ballot, with even lower turnouts two years later for the 1998 midterm elections where members of Congress were elected with only 20 percent of the ballots cast from eligible voters. In the 2000 presidential election, voter turnout did not improve. Books such as Robert Putnam's *Bowling Alone*² and Neal Gabler's *Life the Movie*³ turned up the volume on the fact that public life was becoming media life, with the ironic result that private life was now a media product for global entertainment consumption.

The American political process is, as a media product, big business. Candidates for federal offices (President, Vice-President, Senate and House of Representatives) raised and spent between \$2.4-2.5 billion dollars. Adding the thousands of state and municipal offices and ballot initiatives will easily double the total spent by federal office seekers. Apart from the 'core' electoral political media products, there are 'peripheral' political media

1. Birnbaum, Jeffrey: *The Money Man*, New York 2000.
2. Putnam, Robert: *Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community*, New York 2000.
3. Gabler, Neal: *Life the Movie. How Entertainment Conquered Reality*, New York 1998 .

The Commercialization of Democracy

products and services, including polling, consulting, and producing television and radio political advertisements. It is beyond the scope of this paper to estimate the size of the 2000 political-media market in the United States, but it would not be an exaggeration to estimate the total to be another doubling of the federal spending figures, i.e., \$2.4-2.5 billion dollars. In sum, the political process through its core electoral and peripheral production markets account for about \$7.5 billion dollars in the year 2000 election cycle. Politics is a major media market.

On September 11, 2001, terrorist attacks against the New York World Trade Center and the Pentagon building near Washington, D.C., shocked Americans to the core of their political complacency. In the wake of the attacks, a curious thing happened: the stock market nose-dived, while Americans 're-discovered' their government and democracy. When faced with the threat of attack with weapons of mass destruction and bio-terrorism, government on all levels became a 'hero' embodied by the figure of the New York firefighter or the public health investigator. But this re-birth in civic attention was conceived in a spasm of terrorism, itself an act designed to 'shock' a population through its manipulation of the media. Indeed, more than one commentator observed that even the timing of the two strikes at the World Trade Center were designed to maximize media coverage. While the personal loss for the victims' families and friends is real beyond imagination, the event itself and the shock it produced will itself become a media event, and the public's 're-discovery of government' also most likely a short-term phenomenon which will also lose its grip on the public's attention as other events push it deeper into the noise level. As Wall Street bounces back from its post-9-11 shock, will the 'Democracy Dow' resume its long-standing slide in the ratings?

I am arguing in this paper that in order to understand the underlying structural factors shaping the American political process in



Larry F. Martinez

particular, and the culture of global governance in general, that we must develop a 'Democracy Dow' that accurately captures the dynamics of the emerging online system of political governance the business savvy Americans are constructing for themselves, and by default, for the world. Just as the Dow-Jones Index provides a benchmark for measuring a very complex supply and demand reality of the stock market as a whole, a new Democracy Dow is needed that more accurately captures the factors transforming the American political system with far-reaching implications for global culture of democracy for the 21st Century.

Modeling the Commercialization of the Political Process:

We are all familiar with the political axiom 'information is power'. But how do we analyze how information and communication technologies (ICT) affect political governance? While the Internet and other new media currently receive the most attention from journalists and pundits alike, the question we know has vexed practitioners of the political crafts, their advisors and scholars throughout the five millennia of recorded human history and probably much earlier as we see what prehistoric cave paintings whisper to us about power image media. The first writing system developed in ancient Sumer also conveyed significant political-economic-military advantages to those with better and more current tallies of the warehouse stores of wine and other commodities. The logistics of Alexander the Great's army was possible predominately due to a communication system. In a more recent example, the ingenious British invention of the 'Enigma' machine for decoding German military ciphers and the cracking of the Japanese codes during World War II projected a massive advantage to the Allies. Today, the ultra-secret National Security Agency exemplifies the priority given to information collection by the United States. Rules prohibiting insider trading belies the crucial

The Commercialization of Democracy

role played by information and economic profits, while guarantees of First Amendment freedoms for the press underlines the political dimension of information's power. The current debate about the effect of the Internet actually is the latest iteration of a long-standing puzzle about how information fits into structures and processes of governance. Some recent works demonstrate a reluctance to overly subscribe to the ICT view; that it is not the whole story in the relationship between information and governance. Michael Perelman analyzes how information determines class divisions and distributions of power. Hal Varian and Karl Shapiro eschew the terms 'cyberspace' and other jargon in their analysis of information as an economic commodity. In sum, ICT is but the latest incarnation of the eternal struggle to control information, and thereby, governance.

Of course, ICT underpins military, economic, and political power. But to operationalize this factor remains a most daunting task owing to its special qualities not present in other factors of power, i.e. In contrast, however, we may closely examine and operationalize the distribution of information, factors that determine its accessibility, usability, and communicability. To what degree, then, do these factors amount to a monopoly of information and the relationship of not the information itself to governance, but rather the boundaries of the information monopoly to the topography of governance?

Information monopolies have shaped structures of governance throughout the centuries, and have been and still are a key factor either inhibiting or promoting political transformation. In fact, the rise and fall of information monopolies closely correlates to the ebb and flow of great transformations in human history. Does the Internet portend such a change today?



Larry F. Martinez

What is an information monopoly?

A monopoly is where the supplier controls the price. The supplier in an effort to maximize profits sees an immediate and longer-term self interest in setting the price so high that only a very few may be able to afford the good in question, thus greatly restricting or prohibiting its accessibility. The supplier is able to do this through their control of the good in question, control cemented in the distribution of the good, or the nature of the good itself.

A good may be very unevenly distributed so that it is possible for one or a small group of suppliers to essentially control its price. In the early 1970s, for instance, the members of the Organization of Petroleum Exporting Countries (OPEC) were effectively able to quadruple world prices for crude oil and even to embargo it from certain countries. This was due to fact that the bulk of exploitable oil reserves at that time were concentrated under the OPEC members' territories. This is a *de facto* monopoly, where a pre-existing distribution asymmetry results in a monopoly.

There are also *de jure* monopolies of a good which by their nature are not necessarily asymmetrically distributed. Patents and copyrights establish temporary *de jure* monopolies of new techniques, technologies, or intellectual works so that the inventor or creator may enjoy a sufficient rent from an otherwise easily copyable work. A temporary ability of a supplier to set monopoly prices is seen as a preferable cost of encouraging creative and innovation that may greatly benefit society over the long run.

Monopolies have a very intimate relationship to structures of governance and power. Where a *de facto* monopoly may not exist, governments may institute *de jure* monopolies in order to effect shifts of resources and wealth from one group to another. Thus, India was precluded from producing salt to increase its dependence on its colonial master England. Political legitimacy has been defined as a 'monopoly of coercive authority.' That is,

only the state may apply or authorize the ultimate sanction to those who would 'under sell' its monopoly price setting on power over its citizens. The advent of the social welfare state in the 19th Century expanded the scope of governmental activities and thereby also the range and scope of governmental monopolies. Postal, monetary, and transportation functions are but a few of the areas that governments controlled through de jure monopolies. An information monopoly, then, is where high access costs restrict access to information. The high costs may be traceable to the de facto monopolistic characteristics of the information itself or to a de jure monopolistic access pricing scheme.

Information Monopolies Throughout History

Our current preoccupation with ICT, e-commerce, etc., is also compelling scholars from many disciplines to re-examine important turning points in history through an information-sensitive lens. For example, Thomas Cahill in his books, *Gift of the Jews*⁴ and *How the Irish Saved Civilization*, shows how the development of written language and the copying of written works, respectively, fundamentally changed the way people think about themselves and their civilization(s). In *Gift of the Jews*, Cahill recounts the Sumerian invention of systematic indentations in clay probably first used to tally mind-boggling amounts of warehouse stores in the trading centers of Uruk and Ur. Now not only the warehouse manager but anyone could find out how much there was of any commodity in storage. Cahill also notes the democratizing influence of an alphabet. The clumsy and hard-to-learn system of Sumerian cuneiform writing eventually was superseded by the development of a more limited set of symbols that could be combined into more complex concepts.

4. Cahill, Thomas: *Gift of the Jews*, New York 1999; Ders.: *How the Irish Saved Civilization*, New York 1996.



Larry F. Martinez

Information Monopoly Destroyers: 3 Factors

1. Technology

The story of technological genius, sweat, and opportunity that brought a stunning array of telecommunications and computing appliances literally to the consumer's fingertips is too long to be recounted here. Suffice it to say that steadily declining costs of devices with exponentially expanding power both to process information and to communicate it over ever longer distances and among ever growing audiences has largely eliminated the concepts of time and distance among the information-haves of the world. In 1979, as a cash-strapped student in Germany, I carefully calculated the timing of each letter to my parents asking for a new loan of travel liquidity. A complete correspondence round-trip in 1974 was about two weeks. In 1999, I was able to 'chat' over the Internet instantaneously with my sibling who could forward messages to my as yet non-Internet connected parents in California, all without buying a stamp.

2. De-Regulation

On January 1, 1984, the American Telephone and Telegraph (AT&T) officially divested itself of its local service companies, breaking up what had been up to then the world's most successful telecommunications company. The AT&T breakup represented a threshold in the regulatory role of the federal and state governments in the United States that had begun in the late 1960s. In 1978, President Carter signed legislation that deregulated the airline industry, with the election of Ronald Reagan in 1980, a massive wave of deregulation swept the country as banks, insurance and financial services, telecommunications, cable television, TV and radio broadcasting, trucking, agriculture, railroads, and other prominent industrial and service sectors underwent far-reaching regulatory reform that tore down barriers to market

The Commercialization of Democracy

access and reduced governmental oversight. In the broadcasting-cable television sector, new telecommunications technologies such as satellite relays of television created new national and international networks by the mid-1970s such as Home Box Office (HBO) and later, the Cable News Network (CNN). In 1984, passage of the *Cable Communications Policy Act of 1984* released cable network operators from many pricing constraints allowing a massive proliferation of networks, channels, and services. Market fragmentation was the result, where viewers now had over 50 channels to choose from as compared to the average cable system in the 1970s which offered less than 12 in many cases. Consumers now had many new choices among long-distance companies clamoring for their business. And a new product called cellular telephones now made it possible to take the phone with you in the car or on the ski slopes.

Privatization, de-regulation and market liberalization eroded the governmental monopolistic grip on the ICT sectors, reducing governmental oversight and responsibility for media regulation. But deregulation went further, including societal demand for media.

3. Societal Demand for Media

The privatization and liberalization of telecommunications and broadcast sectors and the emergence of the Internet are fundamentally transforming what were previously government-regulated monopoly sectors with intended and unintended consequences for institutions and processes carrying out political socialization. In essence, market liberalization loosens the regulatory safeguards on children's programming with effects that are under intense scrutiny in many countries. Media penetration of households continues to increase in scope and scale. For example, during the course of a year in the United States, the average child watches over 1500 hours of television containing over



Larry F. Martinez

20,000 commercials while spending only 900 hours in school. By the time a member of the U.S. 'baby boom' generation becomes 70-years old, they will have spent 10 years watching television.

The liberalization of media sectors has shifted political socialization from primarily government-regulated educational and cultural institutions to market-regulated multimedia technologies and commercialized educational environments. Where schoolchildren once learned about geography and history from paper books and maps, today they are far more likely to experience a map in the form of an interactive online experience incorporating banner ads.

Once liberalized, re-gaining regulatory oversight is difficult. Departing from Benjamin Barber's designation of the "Infotainment Telesector" in his book, *Jihad v. McWorld*⁵, I argue that a "political industrial complex" arises from not only liberalization of the telecommunications and media sectors themselves, but from unintended consequences that in effect commercialize governmental institutions and political organizations. Long-standing demarcations preserving public space from the marketplace are now blurring creating one entertainment market space, increasingly in cyberspace. Public policy takes a back seat to commercial considerations of media, pundits, news organizations, campaign companies, and others whose competitive instinct drives the political process towards market expansion and elimination of barriers to commercialization of public space. In short, rapid expansion of commercialized ICT infrastructures spreads its commercializing force into the already information-centric political sector, creating a self-organizing new form of governance – the political industrial complex.

5. Barber, Benjam R.: *Jihad vs. McWorld*, New York 1995.

Breaching the Wall: The Synthesis of the Political Industrial Complex

ICT deregulation and market liberalization removed physical and virtual barriers to sector expansion. Broadcasting deregulation loosened the reins of governmental oversight, eliminating almost completely restrictions on the number of advertisements, including a station's own political advertisement which took the form of editorial opinion. Until the late 1980s, a broadcaster, in order to fulfill the licensing requirements, perceived strong incentives to observe the 'Fairness Doctrine' requiring the provision of equal time for opposing viewpoints and groups. 'Free' air time dictated by FCC regulations kept down campaign costs and balanced the television exposure between candidates. Ownership restrictions limited market presence and trans-media linkages, such as those between newspapers and television, for example. By the late 1980s, these restrictions were quickly disappearing.

At the same time, demand for media was quickly growing in the political process. The power of the televised presidential debates between Kennedy and Nixon in the 1960 election, changed the campaign process completely. By the late 1960s, books were already documenting the electronic campaign, being waged on television screens and radios rather than from meeting halls or train stations. However, the full extent of the shift to television campaigns was still limited by the FCC regulations, which limited each candidate's TV buy and forced a balance between electronic and traditional campaign outreach strategies.

Deregulation of the political parties fed more fuel to the political media market. While the Federal Election Campaign Act of 1974 was designed to regulate campaign finance, it was challenged on First Amendment grounds in the U.S. Supreme Court, resulting in the *Buckley v. Valeo* decision in 1976. *Buckley v. Valeo* is one of the major factors creating the market for the political industrial complex. Equating money with speech, the Court deemed



Larry F. Martinez

limits on donations as an unconstitutional limit on free speech, creating a new category of political money, so-called 'soft' money, which could not legally be limited as long as candidates and parties spent the money on educational campaign separate from those of candidates funded by 'hard', i.e., regulated money. Unlimited political fund raising and spending now had legal sanction, just in time to fill of coffers of the increasingly deregulated broadcast media. Not surprisingly, candidates found the best way to campaign was on TV, and to buy those time slots, every greater amounts of campaign money had to be raised.

With money available, lobbyists and public relations firms were more than willing to satisfy that demand. Media strategists, pollsters, focus group analysts, commercial producers themselves were the 'hired guns' running campaigns, paid by the ever growing amounts of campaign monies liberated by *Buckley v. Valeo*, while television and radio stations happily reaped in a windfall of cash blown in by the change in every political season.

So, the confluence of factors: the growing power of television to influence voters, broadcast deregulation, and campaign finance deregulation, set the stage for the emergence of the political industrial complex; the only ingredient missing was the factor that brought them all together – the online infrastructure, commonly referred to as the Internet.

The Internet: Backbone of the Political Industrial Complex for the 21st Century

The Internet is an information-communication environment which emerged outside of traditional media and commercial regulation. As a university and research network, its early form and structure reflected its special heritage as a computer hobbyist's dream. The early Internet provided a low-cost medium for synchronous 'chatting' with multiple partners in community-buil-

ding chat rooms and asynchronous chatting in newsgroups. The decentralized packet switching architecture meant that one entity controlled it – in fact one of the attributes attractive to the Internet's Cold War parentage was precisely its decentralized and resilient structure. Information on the Internet flowed in digital bits assembled into packets, which flowed randomly through the infrastructure, largely devoid of any overseeing regulator. It is into this operating environment that media and campaign sectors merged, creating a seamless net between campaign donors, candidates, media, and voters. Campaign fund raising now can go directly through to the donor's e-mail computer on the home work desk or office workstation. With the growing use of e-mail capable cell phones, this will mean that a person will constantly be accessible to the political industrial complex. Moreover, sophisticated online profiling, perfected in the data mining industry, a mainstay of the e-commerce sector, allows more precise targeting of political ads, both for fund raising as well as campaign advertisements.

Political Effects

Self-organizing systems operate best at expanding their reach in unregulated environments – something the Internet provides in spades. So the PIC is now involved in making sure that calls for some form of democratic governance does not impinge on its ability to self-organize. For example, media auctions for the digital television spectrum was effectively killed. Instead, broadcasters were 'grandfathered' in to free new allocations of digital spectrum on the condition they return the analog spectrum once the transition is completed. 'When' that will occur is highly uncertain, given both the state of the market penetration of digital TV as well as the lobbying the PIC has employed to maintain the broadcasters' hold on both forms of spectrum. The multiplying of media outlets (from 3 major networks to cable systems of



Larry F. Martinez

125+ stations, and the uncountable Internet computer nodes) allow campaign strategists to focus on very small specific slices of the political spectrum. Everyone sees something else. With the Internet it is possible to tailor a political message specific to an individual voter. Highly negative campaigns depress turnout of those voters likely to vote against, precise targeting of voters likely to vote for your candidate (among a low turnout) means effective campaigning by depressing the vote. More money means less people voting – turned off by the negativity except for the true believers precisely targeted by e-commerce profiling and accessible through the Internet for both fund raising and mobilizing.

Information and Power

The way in which an idea is communicated may be just as important as the idea itself in terms of explaining and predicting the resulting human behavior. Indeed, information probably does not and cannot exist apart from its medium of communication. From cave drawings to pyramids, from cathedrals to mass-produced books, and from the telegraph to the Internet, the history of human civilization seems fixated on the goal of creating, communicating, and using ever-larger amounts of information. In the 19th and 20th centuries, the industrialization of information generation has brought technology to the focus of academic scrutiny about electronic communication processes. The 21st Century will be one marked by ever larger numbers of people spending more and more time in cyberspace. What does this mean for society in general, and the political process in particular?

In 1454, Johannes Gutenberg developed movable type which transformed the economies of printing information. Almost overnight the book, pamphlet, and leaflet became the means for communicating ideas to a growing and, increasingly literate, mass audience. The power once concentrated in the Holy Roman

The Commercialization of Democracy

Catholic Church through its monopoly on information storage, communication, and application, dissipated to other institutions, initiating in some a process leading to the formation of political systems with greater and greater levels of citizen participation – the democratic nation-state.

Now, more than a half-millennium later, new information technologies are breaking up conventional configurations and concentrations of information power. How will the digital convergence of information media into the Internet affect human behavior in general, and politics in particular? This has been the focus of my research work in Germany – to ascertain the outlines of an analytical framework that could raise the right questions about how these rapidly evolving information media will change political institutions and processes.

The *Political Industrial Complex*: Towards an analytical framework of globalizing cultures

The first question to answer is, 'what is it that we are trying to explain?' In this vast field touching all social science disciplines, it is a daunting task to isolate factors or to identify causalities across ranges of political, sociological, psychological, and economic factors. Nonetheless, one change in the American political landscape does stand out against the horizon – the amazing increase in the money raised and spent for an expanding range of political campaigns.

This has occurred in synch with the rise of electronic media in American society which has spurred on extensive social science research and a vast literature about media effects in the political process. Political campaigns have migrated to the electronic media en masse. First through the indirect medium of telegraphed and later telephone accounts of political events sent by reporters on location back to their newspaper's newsroom, the



Larry F. Martinez

mass broadcasting media of radio and television allowed direct access into the public's homes and workplaces. The industrialization of global media may bring about a commodification of the global political process as we are witnessing in the American political system.

Sources

- Barber, Benjam R.: *Jihad vs. McWorld*, New York 1995.
- Birnbaum, Jeffrey H.: *The Money Men*, New York 2000.
- Castells, Manuel: *The Information Age. Economy, Society and Culture, Volume I: The Rise of the Network Society*, Oxford 1996.
- Fallows, James: *Breaking the News. How the Media Undermine American Democracy*, New York 1996.
- Gabler, Neal: *Life the Movie. How Entertainment Conquered Reality*, New York 1998.
- Hellinger, Daniel/Judd, Dennis R.: *The Democratic Facade*, Belmont 1994.
- Klingler, Richard: *The New Information Industry: Regulatory Challenges and the First Amendment*, Washington D.C. 1996.
- McChesney, Robert: *Rich Media: Poor Democracy: communication politics in dubious times*, Chicago 1999.
- Meyer, Thomas: *Mediokratie: Die Kolonisierung der Politik durch das Mediensystem*, Frankfurt am Main 2001.
- Parenti, Michael: *Make-Believe Media: The Politics of Entertainment*, New York 1992.
- Perelman, Michael: *Class Warfare in the Information Age*, New York 1998.
- Postman, Neil: *Amusing Ourselves to Death*, New York 1985.
- Putnam, Robert: *Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community*, New York 2000.
- Shapiro, Carl/Varian, Hal R.: *Information Rules. A Strategic Guide to the Network Economy*, Boston 1999.
- Vermeer, Jan P.: In 'Media' Res: Readings in Mass Media and American Politics, New York 1995.

Globaler Technologiewettbewerb und gesamteuropäische Kultur

Günter Hans Walter

Europa ist ein ungewöhnlich gegliederter, mannigfaltiger und vielgestaltiger Kontinent. Zugleich jedoch sind alle Teile mit ihrem Schicksal seit je so eng verflochten, dass man von einer einzigen – wenn auch kompliziert strukturierten – Entität sprechen kann.

Vaclav Havel¹

Globaler Technologiewettbewerb

Globalisierung, Technologiewettbewerb, aber auch Nachhaltigkeit avancierten in den letzten Jahren zu viel benutzten Stichworten, wenn es um die wirtschaftlichen Zukunftschancen von Industrien, Ländern und Regionen ging. Hauptkennzeichen der globalen Wirtschaft ist die allgemeine Verfügbarkeit von Gütern. Toyota verkauft überall seine Autos. Gillette wirbt auf der ganzen Welt für seine Rasierer. Auch von dem Ziel, fast überall alles herstellen zu können, ist die heutige Industrie nicht mehr weit entfernt. So produziert Siemens weltweit und hat in über hundert Ländern Niederlassungen. In Mexiko errichtete das Unternehmen eine Fabrik für Glühbirnen, in Ungarn entstehen Transformatoren. Für Siemens heißt es nicht mehr 'Made in Germany' sondern wegen seiner weltweiten Produktion 'Made by Siemens'.

Globale Unternehmen und ihre Produkte prägen die Welt. Als entscheidende Grundlagen einer solchen Wirtschaft erweisen sich untereinander vernetzte, aber unterschiedlich ausgeprägte nationale bzw. regionale Wirtschaftssysteme und ein freier

1. Havel, Vaclav: Benes und das 'tschechische Dilemma', in: Neue Zürcher Zeitung, 19. April 2002.

Warentransfer. Hinzu kommen weltweite Möglichkeiten des industriellen Engagements und Gewährleistung eines ungehinderten Kapitalflusses global gültiger und akzeptierter Währungen. Weitere Voraussetzungen sind gute und schnelle Kommunikationsmöglichkeiten via Satellit, Fax, Telefon und Internet.

Das Streben der Unternehmen nach Gewinn findet auf dem globalen Markt eine einfache Lösung. Internationale Unternehmen lassen ihre Produkte dort entwickeln, wo aufgrund guter Ausbildungsmöglichkeiten und (staatlich finanzierter) Forschung gute Fachleute für Forschung, Entwicklung und Innovation vorhanden sind. Die Firmen produzieren an Standorten, wo niedrige Arbeitslöhne eine billige Herstellung garantieren, der Verkauf erfolgt über ein Land mit geringen Verkaufssteuern.

Globales Agieren von Unternehmen funktioniert, solange die Staaten sich um entsprechend ausgebildete Arbeitskräfte, Sicherheit, Stabilität und sozialen Frieden in ihren Ländern kümmern können. Die Globalisierung führt dann aber zu Problemen, wenn durch die beschriebene Politik der Unternehmen nicht mehr genug Einnahmen anfallen und die staatlichen Leistungen nicht mehr finanziert werden können. Die Staaten verlieren an Einfluss und müssen mit geringerer politischer Macht auskommen. Die Rolle des Staates ist damit weniger in Machtausübung als in der Moderation unterschiedlichster Akteure zu sehen.

Unternehmen im Wettbewerb müssen so produzieren, dass sie einen möglichst hohen Gewinn machen, d.h. sie müssen ihre Produkte kostengünstig und schnell entwickeln bzw. herstellen und gleichzeitig auf dem neuesten technischen Stand bleiben. Daher ist heute nur derjenige konkurrenzfähig, der zu den Anbietern auf dem Markt zählt, die ständig Neuerungen generieren und vermarkten. Die Beherrschung innovativer Technologien ermöglicht neue Produkte bzw. wesentliche Verbesserungen vorhandener Produkte und Neuerungen in der industriellen Produk-

tion.² Um auf diese Neuerungen reagieren zu können, benötigt die Konkurrenz Zeit und Geld. Während dieser Zeit besteht für den innovativen Produzenten ein Vorteil gegenüber den Wettbewerbern und er kann wichtige Gewinne erzielen.

Grundlage für Innovationen sind Forschung und Entwicklung. Sie können zwar 'angebotsorientiert' direkt aus der Forschung und Entwicklung hervorgehen, entstehen aber eher 'nachfrageorientiert' durch die Entdeckung von Absatzmöglichkeiten und Lücken im Bedarf bzw. aus der Notwendigkeit zur Deckung von Bedürfnissen.³

Der globale Technologiewettbewerb bedingt ein spezifisches Verständnis von Technikentwicklung.⁴ Neuere Technikentwicklung ist durch Multi- und Interdisziplinarität gekennzeichnet. Neue Technologien etablieren sich transdisziplinär⁵ und bedingen daher ein Zusammenwirken verschiedener Akteure. Zwischen den Technologien bestehen enge Vernetzungen und Überlappungen. Wegen knapper Rohstoffe bzw. wachsender Umweltbelastung gewinnen zudem sparsame Ressourcenverwendung und Nachhaltigkeit an Bedeutung. Auch soziale Belange werden weltweit wichtiger.

Technikentwicklung hat ein spezifisches Innovationsumfeld. Bedeutsam dabei ist die Art des Zugangs zur Technik sowie die Bereitschaft und die Fähigkeit ihrer Anwendung, d.h. der praktizierte Umgang mit der Technik. Hinzu kommen – wie der Regio-

2. Schumpeter, Joseph: Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, Berlin 1964.

3. Plescha, Franz/Sabisch, Helmut: Innovationsmanagement, Stuttgart 1996.

4. Gerybadze, Alexander: Governance-Strukturen in multinationalen Konzernen und die Dynamik regionaler Innovationsnetze und Kompetenzcluster, in: Fritsch, Michael/Koschatzky, Knut (Hrsg.): Den Wandel gestalten – Perspektiven des Technologietransfers im deutschen Innovationssystem, Stuttgart 2005.

5. Grupp, Hariolf: Messung und Erklärung des Technischen Wandels, Berlin/Heidelberg/New York 1997.

nalforschungsbereich der Fraunhofer Gesellschaft in seinen Untersuchungen festgestellt hat⁶ – noch ökonomische, finanzielle, rechtliche und regional geprägte kulturelle Komponenten bzw. Einflussgrößen. Diese Sachverhalte beeinflussen die Realisierung von Innovationen und können zu verschiedenen Ausprägungen von Innovationen in den einzelnen Regionen der Welt führen. Die Weltregionen verfügen daher über unterschiedliche Voraussetzungen, Chancen und Startbedingungen im Innovationswettbewerb.

Technikentwicklung, Innovation, Wissenschaften und Forschung basieren zwar auf Vernunft und Logik, haben aber auch ein 'ausgeprägtes Gefühl für Heimat', wie es sich beispielsweise in der Technologieregion Karlsruhe manifestiert.⁷ Damit kommt insbesondere auch der Kultur ein bedeutsamer Einfluss auf die Technikentwicklung zu.

Kultur ist dabei nicht nur in einer engen Definition als Literatur, Bildende Kunst, Musik, Philosophie usw. zu sehen. Sie umfasst auch die Art des individuellen Denkens, Handelns, des Ausbildungsstandes sowie des Lebens- bzw. Arbeitsstils der Menschen und ihr Umgang mit Technik. Diese Sachverhalte formen und bestimmen den menschlichen Alltag und die kulturellen Rahmenbedingungen von Technik und Wirtschaft.

Technisch orientiertes Denken und Handeln haben heute das menschliche Leben durchdrungen, sind Bestandteil der Kultur.⁸ Werkzeuge, Bauten, Wissen um die ablaufenden Naturprozesse und technische Fähigkeiten werden von den vorangegangenen Generationen übernommen, prägen das menschliche Zusam-

6. Koschatzky, Knut: Räumliche Aspekte im Innovationsprozess, Münster/Hamburg/London 2001.

7. Funck, Rolf/Dziembowska-Kowalska, Jolanta/Thadden, Guido v.: Medienkonzept für die TechnologieRegion Karlsruhe, Karlsruhe 2002.

8. Bausinger, Hermann: Volkskultur in der technischen Welt, Frankfurt am Main/New York 1986.

menleben und die gesellschaftliche Weiterentwicklung. Daher wird vom Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft (ZAK) und Studium Generale der Universität Karlsruhe von der Erkenntnis ausgegangen, dass Kultur sowohl technikbedingt als auch Technik kulturbedingt ist.

Positive Wechselwirkungen zwischen Kultur und Technik sowie deren Auswirkungen auf gesamtgesellschaftliche und gesamtwirtschaftliche Prozesse bestimmen auch das Agieren auf dem globalen Markt.⁹ Spezifisch kulturelle Wettbewerbsfaktoren sind oft nicht manifest, sondern eher informell bzw. immateriell und nur mittelbar mit ökonomischen Sachverhalten in Verbindung zu bringen. Sie zu identifizieren ist schwierig. Aber gerade diese Faktoren tragen dazu bei, die für Innovationen notwendige Kreativität zu erzeugen, Kontinuität bzw. schnelle Lernprozesse sowie für den Wettbewerb wichtige spezifische regionale Ausprägungen von Innovationen zu erreichen und die Neuerungen bei Produkten und in der Produktion schnell zu verbreiten.

Europa im globalen Technologiewettbewerb

Europa hat heute noch immer eine sehr solide Basis für eine global konkurrenzfähige Wirtschaft.¹⁰ Die Wirtschaftsstruktur der europäischen Staaten ist insgesamt ausgewogen. Es gibt neben großen auch genügend mittlere und kleine Unternehmen. Verschiedene Branchen mit guter Regionalverteilung der Standorte der Unternehmen und eine gute Infrastruktur sind vorhanden. Neue Technologien entstehen und kommen in Europa schnell zur Anwendung. Zwischen Unternehmen und Beschäftigten haben sich vielfältige Sozialkontakte etabliert und institutionalisiert. Zwischen vielen europäischen Regionen bestehen traditionell Kon-

9. Blanke, Torsten: Unternehmen nutzen Kunst, Stuttgart 2002.

10. Landabaso, Mikel/Oughton, Christine/Morgan, Kevin: Innovation Networks and Regional Policy in Europe, in: Koschatzky, Knut/Kulicke, Marianne/Zenker, Andrea (Hrsg.): Innovation Networks, Heidelberg/New York 2001.

takte. Die öffentliche Sicherheit und Stabilität ist hoch. Europäische Unternehmen beteiligen sich aktiv am globalen Wettbewerb, investieren weltweit und schaffen folglich global Arbeitsplätze.

Europa ist zwar hinsichtlich des Faktors (Fabrik-)Arbeit nicht mehr konkurrenzfähig. Wissensorientierte Branchen mit 'Kopfarbeit' (wie z.B. Biotechnologie, Computerindustrie, neue Werkstoffe) und hoher Wertschöpfung stellen insbesondere vor dem Hintergrund zukünftig steigender Anforderungen an Nachhaltigkeit, eine europäische Chance im globalen Wettbewerb dar.

Europa hat besonders gute Voraussetzungen, um ein Zusammenwirken unterschiedlicher Akteure zu bewerkstelligen und so die Anforderungen an Transdisziplinarität und Internationalität für den globalen Technologiewettbewerb zu bewältigen. Sie liegen in seinem spezifisch europäischen Denken und Handeln, in sozialem Ausgleich und seinem verfügbaren vergleichsweise hohen Maß an Bildung. In Europa hat Art und Weise des Denkens und Handelns ihren Ursprung in einer, auf das antike Griechenland zurückgehenden rationalen Geisteshaltung.¹¹ Aus der griechischen Kultur sind die naturwissenschaftlich orientierten Denk- und Verhaltensweisen bzw. eine historisch gewachsene – auch wirtschaftlich verwertungsorientierte – Techniktradition und ein allgemeiner Umgang mit der Technik in der europäischen Gesellschaft entstanden. Dies ist auch eine gute Basis für eine – falls notwendig – kritische Einstellung zur Technikentwicklung.

In Europa gab und gibt es immer ein Zusammenwirken unterschiedlichster Akteure – oft über Grenzen und über politische Systeme hinweg. Dauerhafte Entwicklung von Kreativität in Bildung, Kunst und Wissenschaft, die Akzeptanz von Neuerungen durch die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen und kultu-

11. Cardwell, Donald: Viewegs Geschichte der Technik, Braunschweig/Wiesbaden 1997.

relle Langfristigkeit, aber auch Mobilisierung kurzfristiger operationaler Maßnahmen zur Anpassung an globale Trends ermöglichen eine dynamische Entwicklung von Wissen und Technik. Bildung genießt in Europa ein hohes gesellschaftliches Ansehen, es ist eine Selbstverständlichkeit für europäische Staaten, ihren Bürgern den Erwerb von Wissen zu ermöglichen. Die europäischen Wissenschafts- und Ausbildungssysteme bieten der gesamten Bevölkerung einen Zugang zu Bildung, von der Grundschule bis zur Universität. Die öffentliche (zweckfreie) Vorlaufforschung (Grundlagenforschung, angewandte Forschung) verschafft Unternehmen Zugang zu hochwertigen und aktuellen Forschungsergebnissen, die sie kostengünstig in neue Produkte und Produktionsverfahren umsetzen können. Innovationen für das auch sehr heterogene Europa erfordern neben dem vielfältigen Zusammenwirken von unterschiedlichen Akteuren universelle Anwendungsmöglichkeiten für neue Produkte.

Vielfalt ist, wie Richard Schröder 2004 in der 'Spiegel'-Serie 'Das Europa des Geistes: Verschieden, doch versöhnt' ausführte, in Europa mit seiner Kleinräumigkeit etwas völlig Normales und Unterschiede werden grundsätzlich nicht nur als problematisch angesehen.¹² In Europa führte das enge Zusammensein von Menschen unterschiedlicher Einzelkulturen meist auch zum Austausch auf breiter Ebene. Dies hatte oft eine gegenseitige Befruchtung und Bereicherung zur Folge und ist heute eine wichtige Voraussetzung, sich auf Globalität einzustellen und sie auf jeden Fall nicht nur als Bedrohung, sondern ebenso als Chance zu empfinden. Ein enges Zusammenwirken von Menschen unterschiedlicher kultureller Prägung, Geschichte, Ethnien usw. besteht in vielen europäischen Unternehmen.

12. Schröder, Richard: Verschieden, doch versöhnt, (Serie: Das Europa des Geistes), in: Der Spiegel Nr. 4, 2002, S. 132-142.

Die europäische Kultur entwickelte sich in Europa in ihrem Bestreben nach einer kontinuierlichen Verbesserung der Arbeits- und Lebensqualität und durch den hohen Einsatz von Intellekt bzw. Wissen und zwar dynamisch im Gleichklang von Wirtschaft, Technik und Gesellschaft. Mit seinem sozialen Zugang zur Technik und dem konsensualen Zusammenwirken unterschiedlichster Akteure ist Europa in der Lage, hohe Wirtschaftsleistung, Mobilität, Beschäftigungsintensität und Güterreichtum sicherzustellen und eine hohe persönliche und soziale Arbeits- und Lebensqualität sowie einen zukünftigen Wohlstand zu gewährleisten. In Europa haben sich für das Zusammenwirken seiner 'kleinen' Räume, unterschiedlicher Ethnien formelle und informelle Kooperationsformen in unterschiedlichster Art und Weise im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet, die auch den globalen, zukünftigen Notwendigkeiten entsprechen können.

Europäische Kleinräumigkeit bedeutet für die einzelnen Akteure begrenzte Ressourcen und daraus abgeleitet ihren sparsamen Verbrauch d.h. Nachhaltigkeit. Dies führt dazu, dass in Europa realisierte Innovationen vordringlich auf dem Einsatz gut gebildeter und ausgebildeter Menschen und einem überlegten materiellen Ressourceneinsatz beruhen. Nicht umsonst wurden solche aktuelle Trends für wichtige und grundlegende Innovationen in Europa geprägt wie Niedrigenergie-Bauen, Kreislaufwirtschaft, Materialerzeugung durch Membrane anstatt durch energieaufwändige thermische Prozesse, leichtgewichtige aerodynamische Kraftfahrzeuge, Bewegungskontrolle anstelle des stand-by-modus, effizientere Verfahren für Warmwasserzubereitung und Wasserkühlung usw.

Doch stellt sich das europäische Angebot je nach regionaler Ausprägung der Kultur z.B. im Westen und im Osten Europas unterschiedlich dar.¹³ Ostmitteleuropa orientiert sich – historisch bedingt durch die extreme Knappheit an Mitteln und die Abschottung aus Geheimhaltungsgründen während des Kommunismus – in der Wissenschaft auch heute noch in vieler Hinsicht eher an der Grundlagenforschung. Ostmitteleuropa hat damit aber die Basis für viele grundlegende Neuerungen geschaffen. Nur mit 'Tafel und Kreide' erarbeitete Forschungsergebnisse wurden in westlichen Ländern aufgegriffen und von westlichen Wissenschaftlern (oft Emigranten aus Ostmitteleuropa) zur Generierung und Realisierung von Neuerungen verwendet. So basieren die Radarstrahlen abweisenden Eigenschaften des Stealth-Flugzeuges auf einem in Russland erarbeiteten mathematischen Modell.

Weitere innovative Potenziale sind gerade in Russland im Bereich qualifizierter Fertigkeiten (eher traditionell oder auch basierend auf der Kunst des Improvisierens) zu finden. Der historisch bedeutendste Erfolg eines solchen Vorgehens war 1957 der erfolgreiche Start des ersten, etwa 70 kg schweren Weltraumsatelliten Sputnik¹⁴ (der US-Satellit Explorer vom Januar 1958 wog nur 14 kg), zu dem nicht – wie im Westen vermutet – eine sehr große Rakete notwendig war, sondern die Fähigkeit, mehrere vorhandene kleine Raketentriebwerke exakt zu kombinieren.

Insgesamt verfügt Europa mit seinem Wissen, seiner Wissensdynamik und dem sparsamen Ressourcenverbrauch über die zentralen Voraussetzungen für den globalen Wettbewerb, aber auch für eine verantwortungsbewusste Zukunftsgestaltung. Sachverhalte wie Nachhaltigkeit haben in der europäischen Wissenschaft und Forschung einen hohen Stellenwert. Der besondere Wettbe-

13. Pfirrmann, Oliver/Walter, Günter Hans (Hrsg.): *Small Firms and Entrepreneurship in Central and Eastern Europe*, Heidelberg/New York 2002.

14. Pfaffe, Herbert/Stache, Peter: *Typenbuch der Raumflugkörper 1957-1964*, Berlin 1964.

werbsvorteil der wissensbasierten europäischen Produkte und der europäischen Produktionsverfahren manifestiert sich in ihrer universellen Verwendbarkeit auf den äußerst heterogenen Märkten Europas und in ihrer dynamischen Anpassungsfähigkeit an die in Europa sehr unterschiedlich ausgeprägten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Europa besitzt aber auch die Fähigkeit, einen Ausgleich widerstrebender Sachverhalte aus Technologie, Ökonomie, Ökologie, Gesellschaft im globalen Wettbewerb sicherzustellen.

Europäische Kultur – ein Beispiel für Anpassungsfähigkeit, Dynamik und Nachhaltigkeit

In Europa sind Kultur sowie Technik, Wissenschaft und Wirtschaft seit Jahrhunderten wichtige Bestandteile des gesellschaftlichen Lebens. Denken und Handeln orientieren sich an einem rationalen Pragmatismus. Die europäischen Einzelstaaten haben im Zuge der europäischen Einigung bewusst auf staatliche Macht verzichtet und agieren verstärkt als Moderatoren.

Die in Europa über Jahrhunderte eingeübten Verfahrensweisen sind äußerst belastbar. Sie brachen auch nach dem Fall des eisernen Vorhangs nicht zusammen, sondern wirkten selbststabilisierend und selbstverstärkend und bildeten nach 1990 sogar die Basis für einen Aufschwung. Europa hat den größten gesellschaftlichen Umbruch nicht nur überstanden, sondern ist thematisch 'aufgeblüht'. Die ehemals kommunistischen europäischen Staaten bilden heute eine wichtige eigenständige Basis für weitergehende, neue und umfassendere Kooperationen europäischer Unternehmen bei der Realisierung von Innovationen.¹⁵

Für die Zukunft gilt es, die Entität Europa als gemeinsame Kulturregion in eine gemeinsame Technologieregion zu transformieren. In Europa gab es immer ein Zusammenwirken unterschied-

15. Vgl. Pffirmann/Walter, 2002.

lichster Akteure – teilweise über Grenzen und über politische Systeme hinweg. Dauerhafte Entwicklung von Kreativität in Bildung, Kunst und Wissenschaft, die Akzeptanz von Neuerungen durch die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen und kulturelle Langfristigkeit, aber auch Mobilisierung kurzfristiger operativer Maßnahmen ermöglichten eine dynamische Entwicklung des Wissens und formten ein spezifisches Zusammengehörigkeitsgefühl und Zusammenleben in Europa.

Weltweite Stabilität und sozialen Frieden gibt es nur, wenn die Globalisierung Wohlstand für alle Länder sichert (Communiqué des G-7-Gipfels in Lyon 1996). Dies ist optimistisch, gründet sich aber auf ökonomische Erfahrung. Sie besagt: Jede Weltregion stellt das her, was sie aufgrund ihrer Voraussetzungen am besten kann. Europas Stärke liegt in der Realisierung von Innovationen auf der Basis vielfältiger Verwendungsfähigkeit, überlegtem Ressourceneinsatz und der Sicherstellung humaner Arbeitsbedingungen sowie von Nachhaltigkeit. Wenn sich jede Weltregion aufgrund der dort herrschenden Rahmenbedingungen für den globalen Wettbewerb nach ähnlichem Muster wie Europa spezialisieren kann, steigen Produktion und Einkommen insgesamt. Damit sollte es Gewinne für jeden geben und nicht nur, wie bisher, vordringlich für globale Unternehmen.



Literaturverzeichnis

- Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hrsg.): Jahrhundertwenden 1000-2000 – Rückblick in die Zukunft, Landesausstellung im Karlsruher Schloss vom 11.12.1999 bis 7.5.2000 – Ausstellungskatalog, Baden-Baden 1999.
- Bausinger, Hermann: Volkskultur in der technischen Welt, Frankfurt am Main/New York 1986.
- Blanke, Torsten: Unternehmen nutzen Kunst, Stuttgart 2002.
- Cardwell, Donald: Viewegs Geschichte der Technik, Braunschweig/Wiesbaden 1997.
- Funck, Rolf/Dziembowska-Kowalska, Jolanta/von Thadden, Guido: Medienkonzept für die TechnologieRegion Karlsruhe, Karlsruhe 2002.
- Gerybadze, Alexander: Governance-Strukturen in multinationalen Konzernen und die Dynamik regionaler Innovationsnetze und Kompetenzcluster, in: Fritsch, Michael/Koschatzky, Knut (Hrsg.): Den Wandel gestalten – Perspektiven des Technologietransfers im deutschen Innovationssystem, Stuttgart 2005.
- Grupp, Hariolf: Messung und Erklärung des Technischen Wandels, Berlin/Heidelberg/New York 1997.
- Havel, Vaclav: Benes und das 'tschechische Dilemma', in: Neue Zürcher Zeitung vom 19. April 2002.
- Koschatzky, Knut: Räumliche Aspekte im Innovationsprozess, Münster/Hamburg/London 2001.
- Landabaso, Mikel/Oughton, Christine/Morgan, Kevin: Innovation Networks and Regional Policy in Europe, in: Koschatzky, Knut/Kulicke, Marianne/Zenker, Andrea (Hrsg.): Innovation Networks, Heidelberg/New York 2001.
- Ohne Verfasser: Es lebe die Nachhaltigkeit – aber welche?, in: Neue Zürcher Zeitung vom 7. Februar 1999.
- Pfaffe, Herbert/Stache, Peter: Typenbuch der Raumflugkörper 1957-1964, Berlin 1964.
- Pfarrmann, Oliver/Walter, Günter Hans: Small Firms and Entrepreneurship in Central and Eastern Europe, Heidelberg/New York 2002.
- Pleschak, Franz/Sabisch, Helmut: Innovationsmanagement, Stuttgart 1996.
- Röhrs, Hermann: Tradition und Reform der Universität unter

Globaler Technologiewettbewerb und gesamteuropäische Kultur

internationalen Aspekten, Frankfurt am Main/New York/
Paris 1987.

Schröder, Richard: Verschieden, doch versöhnt, (Serie: Das
Europa des Geistes), in: Der Spiegel Nr. 4, 2002.

Schumpeter, Joseph: Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung,
Berlin 1964.

Public Private Partnership. Gesellschaftspolitische Verantwortung neu gedacht.

Caroline Y. Robertson-von Trotha

1. Einleitung

In der Diskussion und in der Praxis kam in Deutschland das international bereits praktizierte und immer häufiger als 'Erfolgsmodell' apostrophierte Public Private Partnership (PPP)¹ eher zögerlich voran. Während sich weltweit *task forces* und PPP-Kompetenzzentren seit Mitte der 90er Jahre zunehmend etablierten, häufig unter der Federführung eines Ministeriums, wurde erst Ende 2003 eine nationale PPP-task force beim BMVBS (Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung) eingerichtet.² Inzwischen gibt es eine Vielzahl von Projekten, die ohne die gemeinsame Finanzierung und Risikoverteilung zwischen privater und öffentlicher Hand nicht hätten realisiert werden können oder nicht zu diesem Zeitpunkt. Schon längst handelt es sich dabei nicht um 'nice to have' Projekte, auf die 'zur Not' verzichtet werden könnte,³ sondern vielmehr um zentrale infrastrukturelle Vorhaben einschließlich wichtiger Bereiche des Dienstleistungssektors.

Inzwischen ist eine rasche Diversifizierung der Projekte, eingebunden in eine zunehmende internationale Wettbewerbsorientierung, erfolgt. Gefragt werden kann nun: bedeutet das Politikverantwortung neu gedacht oder Rückzug der Politik aus

1. Auf die unterschiedliche und synonyme Einsetzung der begrifflichen Nomenklatur wird unten eingegangen.

2. <http://www.ppp-bund.de/home.htm>

3. Die einseitige Kürzung gesetzlich nicht verpflichtender Dienstleistungen, insbesondere im Bereich der Kulturausgaben, ist ein Beispiel für den zunehmenden Legitimationsdruck, unter dem die öffentliche Hand steht, die zudem noch den Mechanismen der politischen Kontrolle unterliegt.

ihrem öffentlichen Auftrag? Zudem soll gefragt werden, ob sich in diesem Zusammenhang eine nachhaltige Beschäftigung der Unternehmen auch mit Fragen der sozialen Verantwortung beobachten lässt. Sind Ansätze der Corporate Social Responsibility (CSR) bereits so verbreitet, dass sie sich mit dem Instrumentarium der Public Private Partnerschaft weiter verbreiten lassen? Über diese und ähnliche Fragen hat sich eine breite Diskussion entfaltet. Denn die Möglichkeiten der praktischen Umsetzung im Rahmen globaler Handlungsfelder werfen eine Reihe von zentralen Fragen auf, die für die Verbreitung erweiterter Formen von PPP entscheidend sind. Vor allem: lässt sich auf der Metaebene eine durch die Globalisierung beschleunigte Vernetzung unterschiedlicher Mentalitätsgeschichten und philanthropischer Traditionen ausmachen, die sich als globaler Trend erweist?

Ausgehend erstens von der Annahme, dass unter der Last der – regional unterschiedlich – zurückgehenden öffentlichen Gelder, der gleichzeitig steigenden Globalitäts- und Wettbewerbsdynamik sowie des zunehmenden Aufkommens von Privatstiftungen in den Industrieländern PPP Projekte weiter zunehmen werden, bemüht sich der vorliegende Beitrag um eine Beschreibung der Motive und Interessen der beteiligten Akteure – neudeutsch 'Stakeholder' – und um eine Gegenüberstellung einiger zentraler Entwicklungen und Trends. Dabei wird von der Annahme ausgegangen, dass PPP ein wichtiges Instrumentarium darstellen kann, um *weiterreichende* zivilgesellschaftliche Ziele umzusetzen. Zunächst soll dementsprechend das Konzept und die Wirkungsweise des PPP vorgestellt werden.

In den letzten Jahren hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass Globalisierung kein gesondert zu betrachtendes Phänomen ist, sondern dass globale Effekte der Wirtschaft auch ganz massive Auswirkungen auf soziale Bereiche der Mikrostruktur zeigen⁴ – in Form von Chancen und Risiken. Die neu entfachte Diskussion um die Wechselwirkungen zwischen Wirtschaft und Gesellschaft und die Verantwortlichkeiten individueller wie kollektiver Akteure gehört in diesen Kontext. Exemplarisch soll diese Entwicklung anhand zweier Bereiche dargestellt werden. Es geht zum einen um die Frage nach der Rolle und der Förderung und Finanzierung der Künste und zum anderen um die Betrachtung des dynamischen Zuwachses von internationalen Programmen und Projekten im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit.

2. Definitionsproblematiken

Unter den Begriff der Public Private Partnership fallen eine Vielzahl von unterschiedlichen Modellen der Zusammenarbeit zwischen öffentlichen und privatwirtschaftlichen Akteuren. Eine allgemeingültige definitorische Abgrenzung ist insofern nicht möglich. PPP wird daher meist als Oberbegriff verwendet für "das partnerschaftliche Zusammenwirken von öffentlicher Hand und Privatwirtschaft mit dem Ziel eine bessere wirtschaftliche Erfüllung öffentlicher Ausgaben als bisher"⁵ zu erreichen. Formen der PPP reichen von Teilprivatisierungen bis zu einer Vielfalt von zivilrechtlich abgesicherten Kooperationsverträgen, die das Outsourcing von Teilaufgaben beinhalten können. Die Grenzen der Kooperationsformen sind variabel und im Einzelfall verhandel-

4. Siehe hierzu Caroline Robertson-von Trotha: Dialektik der Globalisierung. Kulturelle Nivellierung bei gleichzeitiger kultureller Differenz. Unveröffentlichtes Manuskript des Habilitationsthemas. Vgl. auch die Beiträge in Caroline Y. Robertson/Carsten Winter (Hrsg.): Kulturwandel und Globalisierung, Baden-Baden 2000.

5. Bertelsmann Stiftung, Clifford Chance Pünder, Initiative D21 (Hrsg.): Prozesseiffaden Public Private Partnership, S. 9.

bar. Zunehmend wird jedoch davon ausgegangen, dass die Bezeichnung PPP einigen zentralen Merkmalen zu genügen hat und diese auch in der Praxis erfüllen muss. Das sind in der Regel die auf Dauer angelegte partnerschaftliche Zusammenarbeit, die nachhaltige Wirkung der Partnerschaft und die Teilung des Risikos. Unterschieden wird zwischen PPP im engeren und im weiteren Sinne. Im Rahmen des enger gefassten Verständnisses werden durch die Einbeziehung von erfahrenen Wirtschaftssubjekten Vorteile der Effizienzsteigerung, des Zeitgewinns und der Ressourcenökonomien gesehen; im erweiterten Verständnis, das gerade aus kulturwissenschaftlicher Sicht interessant ist, werden Projekte subsumiert, die das Zusammenwirken der Wirtschaft, mit Organisationen mit öffentlichem Auftrag, wie beispielsweise der World Health Organisation (WHO), mit privaten Stiftungen und Nicht-Regierungs-Organisationen (NRO/NGO) beinhalten können. Dadurch zu erzielende Ergebnisse können weit über die reine Erwirtschaftung ökonomischer Vorteile hinausreichen.

Schon auf der Ebene der begrifflichen Nomenklatur lässt sich kein einheitlicher Gebrauch feststellen, obwohl die Bezeichnung Public Private Partnership (PPP) am häufigsten vorkommt. Im englischen Sprachraum wird auch die Abkürzung PFI – Private Finance Initiative – verwendet. Sie geht auf eine Initiative unter diesem Namen zurück, die 1997 in Großbritannien gestartet wurde. Im deutschen Sprachraum wird auch der Begriff der öffentlich-privaten Partnerschaft (ÖPP) gebraucht. Der englischsprachige Begriff hat sich allerdings stärker durchgesetzt, zumal PPPs zunehmend unter internationaler Beteiligung und im Kontext der internationalen Zusammenarbeit initiiert und organisiert werden. Beide Begriffe finden in öffentlichen Verlautbarungen der Regierungsorgane ihren Niederschlag. Während beispielsweise am federführenden Bundesministerium für Verkehr, Bau und Wohnungswesen die 'Public Private Partnership Task Force' eingerichtet ist und von "PPP Projekten" und "PPP-Initiativen der Bun-

desregierung" die Rede ist, (BMVBS: Pressemitteilung Nr. 346/2005) wurde die Verbesserung der Rahmenbedingungen für das Vergabe- und Vertragsrecht unter dem Titel "Gesetz zur Beschleunigung der Umsetzung von Öffentlichen Privaten Partnerschaften (ÖPP) und zur Verbesserung gesetzlicher Rahmenbedingungen für ÖPP – Öpp-Beschleunigungsgesetz" (BGBl. 2005, S. 2676) am 8. Juli 2005 vom Bundesrat verabschiedet.

Auf der europäischen Ebene gibt es keine gemeinschaftsweit verbindliche Definition. Dies hat zu einer breit angelegten Diskussion über die Notwendigkeit einheitlicher rechtlicher Normen und zur Vorlage des 'Grünbuch der EU-Kommission zu öffentlich-privaten Partnerschaften und den gemeinschaftlichen Rechtsvorschriften für öffentliche Aufträge und Konzessionen' vom 30. April 2004 (KOM (2004) 327) geführt.

Zu den klassischen Formen der PPP, die eine partnerschaftliche Verteilung von Gewinn und Risiken als zentrale Bestandteile des jeweiligen Engagements vorsieht, kommt eine Vielzahl von Projekten hinzu, die entsprechend des erweiterten Begriffsverständnisses auf Bürgerengagement und Aspekte des immateriellen Gewinns abzielen. Die Dresdener Frauenkirche, das Berliner Stadtschloss, die Hamburger Elbphilharmonie – das sind nur einige wenige, besonders prominente Beispiele für eine in Deutschland neuartige, aber bereits gut funktionierende Art der Projektförderung, die ohne privatbürgerschaftliche Motivation jenseits von Kommerz und materiellem Gewinn kaum zu realisieren wäre. In der Konkurrenz der deutschen Großstädte um ein eindruckliches Image, ein 'Alleinstellungsmerkmal', das die Besucher anzieht und die Bewohner in der gemeinschaftlichen Nutzung zur Identifikation mit ihrer Stadt einlädt, sind diese kulturell herausragenden, in ihrer Prägung des Stadtbilds und der Funktion ihrer Nutzung wichtigen Bauwerke wieder erstanden oder werden dies vermutlich mehr oder weniger bald sein. Gemeinsam ist ihnen allen eine Finanzierungsart und auch -geschwin-

digkeit, die allein auf staatlicher Basis nicht möglich gewesen wäre. Durch das Zusammenspiel von privaten Geldgebern und Wirtschaftsförderung haben jeweils Stiftungen viele Millionen Euro erhalten, mit denen ein Projekt umgesetzt werden kann: so wurde unter internationaler Beachtung und Beteiligung bereits der Aufbau der Frauenkirche in Dresden verwirklicht.

3. Wege zu neuen Finanzierungsmöglichkeiten

Wirtschaft und Kultur sind zwei gesellschaftliche Sphären, deren heute häufig zu beobachtende und anerkannte Wechselbeziehungen zu innovativen Modellen geführt haben. Eine Betrachtung der Rolle von PPP Projekten in diesem Bereich ist aufschlussreich, da gerade hier unter dem Primat der Freiheit der Künste Chancen und Risiken besonders diskutiert werden.

Zunächst soll kurz die Veränderung skizziert werden, die dazu führte, dass Wirtschaft und Kultur nicht mehr als zwei eigenständige, völlig unverbundene bis antagonistische Sphären betrachtet werden, sondern der spezifische Nutzen dieser Verbindung für die Gesellschaft anerkannt und bewusst gefördert wird.⁶

Dennoch gilt: "Reden wir von der Kunst ... (reden wir) also davon, dass die Wege der Wirtschaft zur Kunst, und umgekehrt, vermint sind nach wie vor."⁷ Auf beiden Seiten sind Vertreter der 'reinen Lehre' zu finden: Vor Verkuppelung und Prostituierung der Kunst wird gewarnt. Gleichzeitig wird der Ruf nach 'Corporate Cultural Responsibility' erhoben: Kulturförderung als selbstverständlicher Teil des gesellschaftlichen Engagements von Unternehmen. Der

6. Die Gründung des Arbeitskreises Kultursponsoring innerhalb des Kulturkreises der Deutschen Wirtschaft im BDI e.V. 1996 war ein wichtiger Schritt zur Institutionalisierung dieses Austausches in Deutschland.

7. Schmidt, Dietmar N.: Weitsicht und Vernunft. Beispiele für die Vermehrung des kulturellen Kapitals. Ein Beitrag zum Projekt 'Corporate Cultural Responsibility' des Siemens Arts Program mit der Universität Witten/Herdecke 2004 (o. J., o. S.).

Trend ist aber eindeutig. Die Wirtschaftsförderung von Kunst und Kultur, insbesondere im Sinne des erweiterten Kulturbegriffs (d.h. von Kunst, über Sport bis zu sozialen Einrichtungen, Organisationen, neuerdings auch Kampagnen) stellt für Unternehmen einen Imagetransfer dar, von dem beide Seiten in einer Win-Win-Situation⁸ profitieren können. Das versteckte, oft gerade nicht auf Öffentlichkeit bedachte Mäzenatentum früherer Zeiten hat allerdings damit kaum mehr zu tun.

Im Zuge der Verschärfung von globalitätsbedingten Problemen haben besonders Wirtschaftsunternehmen heutzutage nicht mehr nur auf eine möglichst effektive Produktion zu achten, sondern sie werden auch unter der Perspektive der sozialen Verantwortung betrachtet und behandelt. Kurz gesagt: ganze Wirtschaftszweige müssen sich um ein positives Image bemühen und nicht nur um gute Renditen. Ein gutes Image, das allein auf stabilem ökonomischem Erfolg beruht, genügt heute oft nicht mehr.⁹ Dass das Image jeweils an einer rigorosen Gewinnmaximierung ausgerichtet zu sein hat, ungeachtet der individuellen Interessen ihrer Kunden und der ihrer Standorte, beförderte eine Auseinandersetzung mit neuen Formen der sozialen Verantwortung, die über eine angestrebte Imagekorrektur zu neuen Marktanteilen führen sollte. Mit der Globalisierung und der Ausweitung ihres räumlichen Interessenbereichs kamen ohnehin neue Herausforderungen auf sie zu: Marktanteile sollten in Kulturen erworben werden,

8. Kritiker von PPP weisen insbesondere auf die Problematik des Win-Win-Konstrukts hin, die in dem Zielkonflikt zwischen gemeinwohlorientierter Politik und gewinnorientierter Wirtschaft gesehen wird. Weiter unten wird näher hierauf eingegangen.

9. Die Umweltbewegung, die zur Einführung des Grünen Punktes und zu einer breit angelegten Veränderung des Konsumverhaltens führte, ist hier ein besonders anschauliches Beispiel. Im Umkehrschluss: Firmen, die den jeweils lokal geltenden Erwartungen im Hinblick auf ihr unternehmerisches Verhalten nicht genügen, werden zunehmend von ihren Kunden abgestraft und verlieren ihre 'licence to operate'. In diesem Zusammenhang ist vor allem an die folgenreiche Auseinandersetzung um die Brent Affäre zu erinnern.

wo Traditionen, die von der individuellen freiwilligen Arbeit und korporativem Engagement bis zu Mäzenatentum, Sponsoring, und schließlich Private Public Partnership reichen, bereits zur Erwartungsnorm gehören. Wie schon bei den klassischen Aktivitäten des Sponsoring bekannt, beteiligen sich daher beispielsweise Versicherungen und Banken an einem breiten Spektrum von internationalen Projekten, die von der Sportförderung, über soziale und Umweltvorhaben bis zu Kunst und Kulturprojekten reichen. Im Bereich des Warenhandels – insbesondere bei Lebens- und Genussmitteln – aber auch beim produzierenden Gewerbe sind globale Kampagnen, beispielsweise des 'fair trade' immer häufiger.¹⁰

In dem von Beate Hentschel und Michael Hutter 2002 initiierten Projekt Corporate Cultural Responsibility wird eine für Wirtschaftsunternehmen besonders relevante These postuliert. Wenn

Kunst und Kultur heute als Produktivkräfte im Wirtschaftsprozess betrachtet werden, dann bezieht sich das weniger auf den Konsum der Kunst, sondern hauptsächlich auf die Anwendung kulturellen Wissens, das heißt der immateriellen Dimension von Kultur, ihrer Ideen, Werte, Wünsche und Informationen (...) Die Kunst reagiert auf gesellschaftliche Stimmungen, und sie erprobt zukünftige Entwicklungen, die auch in der Wirtschaft ihre Anwendung finden.¹¹

10. Eine eingehend Beschreibung dieser Bewegung würde den Rahmen des vorliegenden Artikels sprengen. Folgende Punkte sollen jedoch festgehalten werden: seit den Anfängen der Idee 1959 in den Niederlanden hat die 'Fair Trade' Bewegung eine Ausweitung und Institutionalisierung auf internationaler Ebene erfahren. Sie umfasst die Zertifizierung von geregelten Standards unter einem FAIRTRADE Logo, das von der dezentral organisierten Fairtrade Labeling Organisation International (FLO) vergeben wird. Ähnlich wie bei dem Grünen Punkt heben Kritiker Probleme der Transparenz und des Missbrauchs hervor.

11. Hentschel, Beate/Hutter, Michael: Corporate Cultural Responsibility. Zur Pflege der Ressource Kultur. Ein Beitrag zum Projekt "Corporate Cultural Responsibility" des Siemens Arts Program mit der Universität Witten /Herdecke 2004 (o. J., o. S.).

Dieser Logik folgend, ist eine Kultur, die immaterielle kulturelle Fähigkeiten hervorbringt eine zugleich sich erschöpfende wie auch regenerierbare Ressource der kulturellen Umwelt von Unternehmen, in die es sich zu investieren lohnt. Im Folgenden soll diese kurz dargestellte Veränderung der Beziehungen von Wirtschaft und Kultur im größeren Zusammenhang von Globalisierungsphänomenen und Erwartungen sozial-kultureller Verantwortung behandelt werden.

4. Wirtschaft und Kultur: neue Beziehungen unter Globalisierungsdruck

In Zeiten knapper Kassen steht die Frage nach den Kosten und dem gesellschaftlichen Nutzen vor jeder Entscheidung über große kulturelle Projekte im Vordergrund, meist jedoch unter betriebswirtschaftlichen und haushaltstechnischen Gesichtspunkten, letztere bezogen auf eine Wahlperiode oder einen einjährigen oder zweijährigen Haushalt. Neben zeitlich situativen und projektbezogenen Veränderungen sollten jedoch auch tiefer gehende prozessuale Wechselwirkungen angesprochen und in das strategische Kalkül der Nachhaltigkeit einbezogen werden. "Unsere Zukunft wird davon abhängen, wie wir in den kommenden Jahren die Globalisierung meistern", behauptete Arend Oetker, Präsident des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft im Juni 2002 in Berlin. Was aber heißt Globalisierung meistern in einer Zeit des sich beschleunigenden Wandels? In diesem Kontext bedeutet es vor allem über Kultur und *Kulturwandel* nachzudenken: wohin sich unsere Welt entwickeln soll; wohin sie sich keinesfalls entwickeln darf; danach zu fragen, was uns lieb und 'teuer' geworden ist und vor allem was wir in Zukunft anders und besser machen wollen.

Neue Leitbilder und Orientierungen sind erforderlich – und dies nicht nur auf der tagespolitischen Ebene, sondern in einem größeren und umfassenderen Maßstab.¹² Denn die alten Utopien und herkömmlichen Orientierungssysteme des letzten und vorletzten Jahrhunderts, insbesondere der Nationalismus und der Staatssozialismus, haben ausgedient. Sie führten in zahlreiche Katastrophen, zum Teil sogar in die Barbarei. Die Instrumentalisierung von Kultur und Kulturdifferenz zu Zwecken der kulturellen Ideologisierung und politischen Mobilisierung, wie sie beispielsweise in jüngster Zeit in dem Streit um die Mohammedkarikaturen sichtbar wurde, ist noch lange nicht überwunden.¹³ Deshalb ist hier einerseits eine konsequente und nachhaltige kritische Reflexion vonnöten, die jedoch weder die Motivationen zu Neuorientierungen verhindern noch zu einem Verharren in radikal kulturrelativistischen Argumentationsweisen geraten darf.

12. Eine Kritik an den Globalisierungskritikern besteht beispielsweise darin, dass auch sie, wenn sie den Neoliberalismus kritisieren, ohne Alternativen zu formulieren, selbst dem ökonomischen Denken verhaftet bleiben. Oliver Marchart macht am Beispiel seiner Kritik von Margaret Thatchers Ausspruch "There is no alternative" darauf aufmerksam, wenn er konstatiert, "dann könnte es nur um Fragen der entweder effizienteren oder etwas gerechteren *Verwaltung* gehen – letztlich um ein besseres Globalisierungsmanagement." Marchart, Oliver: Neu beginnen. Hannah Arendt, die Revolution und die Globalisierung, Wien 2005, S. 95.

13. Auf theoretischer Ebene bleiben sowohl individuelle Identitäten als auch kollektive Grenzziehungen der Kulturdifferenz als Distinktions- und latente Mobilisierungsressourcen erhalten. Vgl. Caroline Y. Robertson-Wensauer: Ethnische Identität und politische Mobilisation. Das Beispiel Schottland, Baden-Baden 1991.

Sie sollte weder die Wertigkeit von überlieferten Traditionen des Kulturerbes¹⁴ noch die Notwendigkeit und Unvermeidbarkeit der Veränderung übersehen. Die Illusion einer Homogenisierung der Kulturen¹⁵ oder gar das "Ende der Geschichte" (Francis Fukuyama) als Basis einer friedlichen Weltgesellschaft sind nüchternen Gedanken über Machbarkeit und Realität gewichen. Ohne eine Verfestigung, Vermittlung und Umsetzung der grundlegenden Wertvorstellungen demokratischer Gesellschaften, wie sie in der französischen Revolution beispielhaft formuliert worden sind,¹⁶ besteht die Gefahr, der Eigendynamik eines sich global gerierenden Kapitalismus' ausgeliefert zu sein.

14. Mit dem Beschluss des 'Übereinkommens über den Schutz und die Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen' durch die Generalkonferenz der Organisation der Vereinten Nationen für Erziehung, Wissenschaft und Kultur (UNESCO) am 20. Oktober 2005 in Paris ist – trotz aller Umsetzungsproblematiken – eine wichtige Unterstützung für das Leitbild und die Wertigkeit der Vielfalt erreicht worden. Zusätzlich zu dem Problem des Nicht-Erfüllens von Übereinkommen (Vgl. Gregor Paul/Caroline Y. Robertson-Wensauer (Hrsg.): Traditionelle chinesische Kultur und Menschenrechtsfrage, Baden-Baden 1997) bestehen erhebliche Normkonflikte zwischen dem UNESCO-Übereinkommen und dem GATS (General Agreement on Trade in Services). Hierzu Markus Krajewski: Auswirkungen des GATS auf Instrumente der Kulturpolitik und Kulturförderung in Deutschland. Rechtsgutachten im Auftrag der Deutschen UNESCO-Kommission, Potsdam 2005.

15. Siehe hierzu die Beiträge in Robertson/Winter 2000.

16. Gegen die teilweise vorgebrachte Argumentation, die Menschenrechte können keine universalistische Legitimation beanspruchen, da sie aus dem Westen kommen und eine Globalisierung auf der Basis eines normativen Universalismus daher auf eine einseitige westliche Weltordnung hinauslaufe, argumentiert u.a. Heiner Bielefeldt. Er erinnert daran, dass sowohl innerhalb Westeuropas als auch in Nordamerika um die Durchsetzung dieser Werte *gekämpft* werden musste. (Menschenrecht – universaler Normkonsens oder eurozentrischer Kulturimperialismus? in: Brouck, Manfred/Nau, Heino (Hrsg.): Ethnozentrismus. Möglichkeiten und Grenzen des interkulturellen Dialogs, Darmstadt 1997, S. 259)

Bereits in den 90er Jahre warnte Bernhard von Loeffelholz, "nach dem Ende der Utopien scheint als einzig weltweit gültiger Wert der Marktwert übriggeblieben zu sein"¹⁷ und forderte – frei nach dem französischen Philosophen Jean-Jacques Rousseau – einen 'Contrat culturel' für Europa. Damit meinte er ein Konzept von Marktwirtschaft, in dem die soziale Verantwortung von Unternehmen für Kultur und Umwelt eine zentrale Rolle spielen sollte.¹⁸ Freilich wird ein moderner 'Contrat culturel' nicht nur klassische europäische Werte beinhalten können, die ohnehin ein offenes und interpretationsdifferentes Konstrukt darstellen.¹⁹ Die Erfahrungen mit dem Versuch der Konstituierung und Legitimierung einer Europäischen Verfassung haben die inhärenten Problematiken bereits gezeigt: Man denke nur an die sehr unterschiedlich ausfallenden Ergebnisse des Kulturaustausches zwischen Mehrheitsgesellschaften und Bevölkerungsanteilen mit Migrationshintergrund in den europäischen Metropolen oder an die asym-

17. Loeffelholz, Bernhard v. (Hrsg.): Kulturförderung in gemeinsamer Verantwortung. Weißbuch des Aktionskreises Kultur. Bonn 1997.

18. Vgl. Loeffelholz, Bernhard v.: Kulturförderung in gemeinsamer Verantwortung für einen 'Contrat culturel', in: Heinrichs, Werner/Klein, Armin (Hrsg.): Deutsches Jahrbuch für Kulturmanagement 1997. Baden-Baden 1998. Ders.: Ein 'Contrat culturel' für Europa, in: Kulturkreis der deutschen Wirtschaft im BDI (Hrsg.): Bürger, Staat und Wirtschaft als Partner, 'Blaubuch' des Aktionskreises Kultur, Bonn 1996.

19. Die Auseinandersetzung mit der Konstruktion von Gemeinschaft gehört zu den grundlegenden Fragen der Geistes- und Sozialwissenschaften. Erkenntnistheoretisch geht es um die Konstruktivismus/Dekonstruktivismusdebatte, die mit unterschiedlichen Akzenten geführt wird. Abgeleitet aus der Vorstellung, wonach es, jedenfalls in ihrer radikalen Ausformung, keine 'natürlichen' Wahrheiten gibt, folgt das Infragestellen von Begriffen, Entstehungsgeschichten und Beobachtungen auf der Metaebene durch Dekonstruktion (*J. Derrida*): nach der inhärenten Logik der Dekonstruktionstheorie kann es keine absolute Interpretation von Begriffen wie Institution, Recht, usw. geben, nur den andauernden Prozess der Annäherung an das, was jeweils darunter in Zeit und Raum zu verstehen ist.

metrischen Kolonialerfahrungen der europäischen Staaten.²⁰ Derzeit diskutierte Leitbilder auf internationaler Ebene, die zu einer globalen Wertegemeinschaft²¹ führen könnten, basieren einerseits auf den europäischen Grundwerten der Freiheit, des Rechtsstaates und der Demokratie, und andererseits auf den europäischen Erfahrungen mit der Geschichte und Entwicklung des Kapitalismus und des Sozialstaates. Dies aber ist eine brüchige Geschichte mit ihren eigenen Mythen und Widersprüchen, Kontinuitäten und Diskontinuitäten. Wenn zunächst allgemein und mit entsprechender Vorsicht von einer eher an kollektivistischen Werten, verbunden mit einem eher autoritären, an hierarchischen Gesellschaftsstrukturen orientiertem Gesellschaftsbild im Osten, und von eher an individualistischen, weniger autoritären gesellschaftlichen Leitbildern im Westen ausgegangen werden kann, so sind die Unterschiede auf engem regionalen Raum dennoch erheblich.

Kulturdifferenz auf der gesellschaftlichen Metaebene stellt zum einen eine meist schwer einschätzbare und häufig nicht berücksichtigte Anfangsbedingung bei den Wechselbeziehungen zwischen Wirtschaft und Kultur dar. Zum anderen birgt sie die Chance, dass, verstärkt durch den Prozess der Globalisierung,

20. Vgl. Werner Schiffauer: Migration und kulturelle Differenz, Berlin 2002 und Caroline Y. Robertson-von Trotha: Integration in der Stadtgesellschaft, http://www.zak.uni-karlsruhe.de/download/Antrittsvorlesung_Vortragversion.pdf. Die jüngste Diskussion um einen interaktionistischen Konstruktivismus (Reich, Kersten: Die Ordnung der Blicke, 2 Bde, Neuwied u.a. 1998.) ist in diesem Zusammenhang aufschlussreich. Die Entwicklung des Ansatzes eines soziokulturellen Konstruktivismus, der systemtheoretische Aspekte wieder in den Fokus nimmt, ist für die Diskussion um Auswirkungen der Globalisierung besonders relevant. Hierzu beispielsweise die Beiträge in Siegfried J. Schmidt (Hrsg.): Geschichten & Diskurse. Abschied vom Konstruktivismus, Reinbek bei Hamburg 2003.

21. Hierzu beispielsweise Amitai Etzioni: Auf dem Weg zu einer globalen Wertegemeinschaft, WZB-Vorlesung 2. Juni 2003, <http://www.wz-berlin.de> (sowie Berlin 2004).

der Kulturaustausch im Sinne der von Etzioni erhofften Synthese östlicher und westlicher Werte an Bedeutung gewinnt.²² Wird die globale Entwicklung betrachtet, so lassen sich aus den Initiativen anderer Länder einige Anregungen und Innovationen speziell für die kulturelle, meist ökonomisch, aber auch mentalitätsgeschichtlich bedingte Umbruchssituation in Deutschland erkennen und kreativ umsetzen. Es geht hier zum einen um den Transfer von Ideen, Modellen und Kompetenzen, die sich konkret 'vor Ort' anwenden lassen, zum anderen um die 'Verortung' im Rahmen neuer internationaler Leitbilder und globaler Netzwerke. Da die zunehmende Globalität von Handlungsfeldern auch in diesem Bereich die Markt- und damit Konkurrenzfähigkeit Deutschlands weltweit verlangt, können durch einen Blick über die nationalen Grenzen hinaus auf internationale Konzepte neue Perspektiven gewonnen werden. Es ist dies vor allem nach außen der Anschluss an internationale Diskurse, beispielsweise der Frage der sozialen Verantwortlichkeit im globalen Kontext, und nach innen die Etablierung neuer Fördermöglichkeiten und Kooperationen zur Vermeidung eines fortschreitenden Abbaus öffentlicher Aufgaben, der längst nicht nur, wenn auch besonders, den herkömmlichen Kultursektor betrifft. Anders als in anderen Ländern geht es in Deutschland um den Erhalt der weltweit einmaligen Infrastruktur an Kultureinrichtungen. Neben der Lösung konkreter Finanzierungsprobleme besteht die noch größere Aufgabe in der kulturpolitischen Sensibilisierung und Bewusstseinsbildung für die *zunehmende* Bedeutung des Kulturangebots in Zeiten der Globalisierung. Kunst ist zuallererst als ästhetischer, künstlerischer und intellektueller Wert an sich zu betrachten, der keinen direkten pragmatischen Nutzen aufweist. Sie hat aber eine Vielzahl von sekundären Funktionen, von der Ausbildung gesellschaftlicher Schlüsselkompetenzen der Reflexion, der Innovation und der Kommunikation bis zu individuellen Angeboten der Identifikation

22. Vgl. Etzioni 2003.

und der Integration.²³ In Zeiten zunehmender Ökonomisierung gilt es die Gratwanderung zu bestehen zwischen der Förderung der Kunst als Gesellschaftsprojekt an sich und der Funktionalisierung der Kunst. Die Funktionalisierung der Kunst wird aber nicht nur, wie häufig kritisiert wird, von *außen* etwa in Form von kulturrökonomischen Standort-Argumentationen oder als Bildungsauftrag legitimiert, sondern auch von *innen* in Form dezidiert Gesellschaftskritik, vorausschauender Zukunftsszenarien, Gesellschaftsästhetiken und vielem mehr. Diese intrinsischen Teilbereiche sind häufig sogar erklärtes Hauptziel der Künste.

Ihrem Selbstverständnis folgend hat Kunst Botschaften zu vermitteln. Die Freiheit der Künste besteht zum einen darin, auf rechtlich geschützter Basis auch tabubrechende Botschaften entwickeln zu können, die geltende Normen in Frage stellen; zum anderen dies nicht tun zu müssen: Kunst als 'rein' ästhetisches Projekt.²⁴ An diesem Punkt setzen die Überlegungen über öffentliche Finanzierung und 'Corporate Cultural Responsibility' an: diesem Ansatz folgend wird die "Kulturförderung als selbstverständlicher Teil des gesellschaftlichen Engagements von Unternehmen"²⁵ angesehen. Wobei PPP als Instrument der Umsetzung verwendet wird.

Im Vergleich mit anderen Ländern können jedoch nicht pauschal die dort jeweils erfolgreichen Konzepte übernommen werden und auf die oft anders gearteten kulturellen Verhältnisse in Deutschland übertragen werden. Dies zeigt ein Blick auf die USA, das

23. Dies gilt, zusammen mit weiteren wichtigen personenbezogenen Schlüsselkompetenzen, wie beispielsweise Teamfähigkeit, Kreativität u.a. auch für das individuelle Lernen und die Persönlichkeitsentwicklung.

24. Freilich muss unterschieden werden zwischen Intention und Wirkung der Kunst. Klassische europäische Musik zum Beispiel findet international bei Orchestern und Hörern gemeinschaftsbildende Resonanz.

25. Michael Roßnagl zitiert nach Claudia Brinker: Rückblick: Tagung 'Corporate Cultural Responsibility' in: Kulturmanagement Newsletter Nr. 83 (Juli 2006) S. 7.

Musterland privater Kulturförderung. Ellen Lissek-Schütz weist auf die extremen Vorurteile hin, die gerade hierzulande den USA in diesem Punkt entgegengebracht werden.

Zum einen kann momentan eine Verklärung des amerikanischen Modells beobachtet werden, die vor einigen Jahren zu einer rigiden Fixierung auf das 'Sponsoring' führte.²⁶ Zum anderen wird die Frage nach der Wirtschaftlichkeit von Kulturinstitutionen als typisch amerikanische 'selling culture'²⁷ diskreditiert und für wenig vereinbar mit der 'deutschen' Tradition der Förderung durch die öffentliche Hand bezeichnet. Zwischen diesen beiden Polen liegen jedoch die bei diesem Szenario zu wenig beachteten anders gearteten gesellschaftlichen Bedingungen in den USA. Dort ist – lange tradiert als Pioniergeist der Gründungszeit – das gesellschaftliche Engagement von Privatpersonen im sozialen und kulturellen Bereich ein Teil des bürgerlichen Selbstverständnisses und der amerikanischen Mentalität. Hiernach steht der Staat auch aus Sicht der Bürger weniger in der Pflicht:

Diese Haltung durchzieht nahezu alle Bereiche der amerikanischen Gesellschaft und ist die Basis amerikanischer Werte und der kulturellen Entwicklung. [...] Dieses republikanische Verständnis von Gesellschaft als Sphäre der Verantwortung der Bürger, nicht des Staates, hat in den USA eine Mentalität der Selbstorganisation und des Bürgerengagements bei der Erfüllung gesellschaftlicher Aufgaben befördert.²⁸

Vor diesem Hintergrund erklärt sich die so genannte Philantropie-Tradition der USA, bei der es als selbstverständlich gilt "der Gemeinschaft freiwillig (!) etwas zurückzugeben, was man durch sie gewonnen hat."²⁹

26. Lissek-Schütz, Ellen: Kulturförderung in privater Hand – das Beispiel USA, S. 242, in: Heinze, Thomas (Hrsg.): Kulturförderung. Sponsoring – Fundraising – Public-Private-Partnership. Münster 1999, S. 217-246.

27. Ebd., S. 217.

28. Ebd., S. 219/220.

29. Ebd., S. 220.

Public Private Partnership

Den 4% an Geldern durch Spenden und Stiftungen in Deutschland stehen daher rund 20% in den USA gegenüber.³⁰

Für die Komplementärfinanzierung im Kulturbereich gibt es mit der Methode der Matching Funds eine neue Form, die ebenfalls aus dem angelsächsischen Raum kommt. Sie umfasst Finanzierungsmodelle, bei denen mehrere Partner darin übereinkommen, gemeinsam eine Fördersumme bereitzustellen. Beispielsweise verpflichtet sich die öffentliche Hand, eine Summe in der gleichen Höhe zu erbringen, wie sie private Spender bereits erbracht haben. Ludger Hünnekens hat zu Recht darauf hingewiesen, dass sich daraus wechselseitige Anreize ergeben, die auch zu längerfristigen Kooperationsformen führen können.³¹

Exkurs: Beispiele der praktischen Umsetzung

Ein besonders beeindruckendes Beispiel für die kontinuierliche Wirkung und den Ausbau einer Public Private Partnership im Kulturbereich ist das 'Edinburgh International Festival' (EIF) und das 'Edinburgh Festival Fringe'. Es ist deshalb hier von Interesse, da die Unterstützung ganz unterschiedlicher Ansätze, Ziele und Gedanken mit modernen Organisations- und Finanzierungskonzepten nachhaltig erreicht werden konnte. Das Edinburgh International Festival wurde 1947 mit einer in erster Linie sozialverantwortlichen, nicht an Gewinn orientierten Zielsetzung gegründet: die friedenssichernde Wiedervereinigung des Nachkriegs-Europa durch eine Begegnung der Künste zu fördern. Seitdem findet das Festival jährlich im August statt und profiliert sich als erstklassige Adresse für eine internationale 'Hochkultur' in den klassischen Sparten der Künste. Die internationale Teilnahme erfolgt durch Einladung des Intendanten. Im Jahr 2001 wurden

30. Vgl. Detlef Luthé: Fundraising. Fundraising als beziehungsorientiertes Marketing – Entwicklungsaufgaben für Non-Profit-Organisationen. Augsburg 1997, S. 49.

31. Vgl. Ludger Hünnekens (Hrsg.): Das Unternehmen Kunst. Köln 1998.

die Kosten zu 34% durch öffentliche Gelder, zu 34% durch Einnahmen und zu 28% von Sponsoren gedeckt. 112 Produktionen und Konzerte, einschließlich vier Welturaufführungen wurden in 161 Aufführungen präsentiert.³²

Das sogenannte 'Fringe' entstand ebenfalls 1947, aber als eher zufälliges Produkt. Sechs schottische und zwei englische Theatergruppen entschlossen sich *ohne* Einladung und auf eigene Kosten an dem Festival teilzunehmen. Inzwischen ist das Fringe das größte Kleinkunstfestival der Welt und hat ähnlich hohe Besucherzahlen zu verzeichnen als das Edinburgh International Festival selbst. Während des dreiwöchigen Festivals 2001 fanden fast 1.500 verschiedene Veranstaltungen mit über 20.000 Vorführungen durch 666 beteiligte Künstlergruppen an 176 Veranstaltungsorten statt. Karten im Wert von 6.636.093 Pfund wurden verkauft. 2006 zum 60. Jubiläum fanden über 28.000 Vorführungen von knapp 1900 'shows and performances' unter Beteiligung von fast 17.000 Darstellern allein im Fringe statt. Nach einer in Auftrag gegebenen 'economic impact study' von 2004 generiert das dreiwöchige Festival 135 Millionen Pfund in Edinburgh, wobei das Fringe Festival einen geschätzten Anteil von 75.000 Pfund erzielt.³³ Organisation, Marketing und PR sowie der Kartenverkauf werden inzwischen durch eine Fördergesellschaft, einen Sponsorenpool und zwölf hauptamtliche Mitarbeiter professionell betrieben. Für die Künstler gelten seit 1947 unverändert drei spezifische Teilnahmebedingungen: es gibt keine Einladung zur Teilnahme; sie verwenden kleine unkonventionelle Plätze und Räume für ihre Veranstaltungen; Kosten und finanzielles Risiko müssen sie selbst tragen.³⁴

32. www.eif.co.uk

33. Economic Impact Study 2005. http://www.e3a.nato.int/html/economic_impact/main_ge.htm. Nach dieser Untersuchung sind 2.500 Arbeitsplätze in Edinburgh und insgesamt 2.900 Arbeitsplätze in Schottland; davon 1380 in Edinburgh auf Grund des Fringe Festivals entstanden.

34. www.edfringe.com

Public Private Partnership

Im Rahmen des Matching Funds konnte eine Vielzahl von Projekten dieser Art auch in Deutschland realisiert werden. Die Gründung der Kunststiftung Baden-Württemberg basierte schon Ende der 70er Jahre auf diesem Modell, bei dem die von der Stiftung eingeworbenen Spendenmittel bis zu einer Höhe von 45.000 DM bzw. 25.000 Euro jährlich durch Mittel des Landes Baden-Württemberg im Verhältnis 1:1 komplementiert werden. Der Bau der Pinakothek mit Unterstützung der Allianz Kulturstiftung in München ist ein anderes Beispiel für diese Finanzierungsart, ebenso die im September 1996 gegründete gGmbH 'Galerie für zeitgenössische Kunst Leipzig'. Die Rechtsform der gGmbH sichert den Empfang von Spendengeldern und entlastet gleichzeitig die öffentliche Hand bei der Absicherung von Betriebskosten. Public Private Partnership ist auch die Grundlage für das neue Literaturhaus in München, um nur einige wenige Projekte beispielhaft zu erwähnen.

5. Positive Anreize durch PPP

Public Private Partnership ist in besonderer Weise geeignet, den Dialog zwischen Wirtschaft, Kunst und Gesellschaft zu fördern. In einer Vielzahl von Projekten in allen Sparten der Kunst wird seit Jahren der Prozess der Verständigung kontinuierlich gefördert. Vor allem im Hinblick auf die Erweiterung der Europäischen Union erhält auch der Ost-West-Dialog eine neue Bedeutung. Alte Grenzen werden abgebaut, neue werden geschaffen. Durch Kulturvergleiche, durch die Provokationen der Künste und durch die Begegnung der Kulturen wird die Vielfalt gefördert und das Anderssein – sofern es sich selbst an demokratischen Regeln orientiert – toleriert. Das Zusammenspiel von Wirtschaft und Künsten bringt Menschen zusammen, die sich sonst nicht begegnen

würden und zeigt neue Wege der Wahrnehmung auf.³⁵ Ein höchst innovatives Vorhaben, das dieses Zusammenwirken zum Ziel hat, ist beispielsweise das internationale Programm 'art, science & business', in dem die Akademie Schloss Solitude junge Künstler, Wissenschaftler und Manager zusammenführt. In diesem Programm werden Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft nicht als getrennte sondern als komplementäre Aktivitäten verstanden. Diese wirken dynamisch aufeinander ein und befruchten sich gegenseitig im Versuch, einen Bezug zu einer offeneren Weltgesellschaft und den sich daraus ergebenden 'corporate identities' und sozialen Verantwortlichkeiten herzustellen.

Ausgehend von den neuen Finanzierungsvarianten des PPP stellt sich die grundsätzliche Frage, welche Bedeutung die Kultur- und Kunstförderung für die Wirtschaft haben kann. In Deutschland gibt es derzeit etwa 13.000 Stiftungen, die ihre Erträge zu knapp einem Drittel für soziale Anliegen sowie zu 16% für Wissenschaft und Forschung und zu je 14% für Bildung und Erziehung oder für Kunst und Kultur verwenden. Unternehmen, die durch die Einrichtung von Stiftungen oder durch andere Formen der Förderung als Mäzene und als Sponsoren auftreten, verfolgen damit mehrere Ziele, die in ihrer Gesamtheit die Unternehmensphilosophie unterstützen und hervorheben sollen, im günstigen Fall diese gar durch die Wechselwirkungen zwischen Sponsor und Gesponserten weiterentwickeln. Sponsoring ist ein Teil des Instrumenten-Mix, der angewendet wird, um ein Unternehmen und seine Produkte am Markt zu positionieren und zu profilieren. Zu den klassischen Instrumenten gehören Werbemaßnahmen aller Art, Öffentlichkeitsarbeit und Verkaufsförderung. In den letzten Jah-

35. Derartige Gemeinsamkeiten und Differenzen standen beispielsweise im Mittelpunkt eines Projekts der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden in Zusammenarbeit mit der Allianz Kulturstiftung. Vgl. Ludger Hünnekens/Matthias Winken (Hrsg.): *Dissimile. Prospektionen: Junge Europäische Kunst*, Bd. 2, Baden-Baden 2003. Darin: Caroline Y. Robertson-von Trotha: *Periskop: Interkulturelle Kompetenz in der Patchwork-Gesellschaft*, S. 25-32.

Public Private Partnership

ren ist dieser Mix durch so genannte 'Below-the-line-Instrumente' ergänzt worden. Zum 'state of the art' in modernen Unternehmen gehört neben Lizenzen und Product-Placement in zunehmenden Maße Sponsoring. Der Einsatz für firmenexterne Belange, wie soziale oder kulturelle Projekte, gehört zur Reputation. Kulturförderung durch Unternehmen aus rein altruistischen Beweggründen ist dagegen eher selten.

Als unbestritten gilt, dass Unternehmen durch die Förderung der Künste tatsächlich Wirkungen im Hinblick auf ihre interne und externe Unternehmenskultur und -kommunikation erzielen. Auch in diesem Zusammenhang ist die Förderung der Künste unter dem Gesichtspunkt von *Außen-* und *Innenwirkung* zu sehen. Im Bereich der Außenwirkung verdeutlichen Unternehmensbefragungen der letzten Jahre, dass Unternehmen die positive Wirkung eines Engagements für die Künste für ihr Image stärker erkennen und in den Vordergrund ihrer Aktivitäten rücken. Im Gegensatz zur traditionellen Werbung gilt Sponsoring als seriös und glaubwürdig. Ein weiterer Vorteil besteht in den sich daraus ergebenden Möglichkeiten, Zielgruppen *anders* als durch übliche Werbemaßnahmen zu erreichen: etwa durch Werbung im Vorfeld oder durch Einladungen mit Event-Charakter. Im Innenverhältnis stehen Fragen der Unternehmenskultur, und der Unternehmensidentität (corporate identity) im Mittelpunkt. Dabei geht es um die Identifikation der Mitarbeiter mit *ihrem* Unternehmen, und das Image des Unternehmens als attraktiver Arbeitgeber.

Nachdem in den 80er und 90er Jahren die Frage des Kultursponsorings aus dem wichtigen, wenn auch verengten Blickwinkel des Wirtschaftsstandorts wahrgenommen und beantwortet wurde, wird nunmehr zunehmend auch über den grundlegenden Stellenwert von Kultur diskutiert. In einer Welt, die von der Wertschöpfung der Ökonomie und den Entwicklungen der Technologie und Wissenschaft zunehmend abhängig ist, werden die unterschiedlichen Entwicklungen der Nationen vor allem durch

ihre Kulturen und Bildungsstandards begründet. Denn wenn im Rahmen der sich neu herausbildenden Globalitäten Kultur- und Politikverantwortung neu gedacht werden sollen, so setzt dies einen erweiterten Kulturbegriff voraus.

Die Unterstützung der Künste auf der Grundlage ihrer Unabhängigkeit, die den Auftrag der Suche nach neuen Perspektiven, Leitbildern und Horizonten in einer immer komplexer werdenden Welt mit einschließt, ist nicht nur ein innovatives Gesellschaftsprojekt zur Förderung der Künste. Sie liefert auch einen Beitrag dazu, dass der Kultur jener Stellenwert erhalten bleibt, der ihr auch für die künftige Entwicklung der Gesellschaft zustehen sollte: die fortdauernde Dialektik der kritischen Reflexion und der Produktion von Zukunftsvisionen. Public Private Partnership, gekoppelt an das Leitbild der Corporate Social Responsibility, kann ein hervorragendes Instrument sein, um diesem Prozess vielfältige Impulse zu geben. Dazu gehören die Mitgestaltung von Projekten, die Ausschreibung von Preisen und Wettbewerben und vor allem auch die spartenübergreifende Unterstützung hochbegabter, kreativer, streitbarer junger Menschen.

6. Corporate Social Responsibility (CSR)

Zu den wichtigsten Metathemen unserer Zeit gehören Friedenssicherung, Bevölkerungsentwicklung, Bildung und Chancengleichheit, Armutsbeseitigung, eine nachhaltige Ökologie sowie die Bewahrung und Weiterentwicklung des Kulturerbes in Vielfalt. Kritiker der Globalisierung begründen ihre Kritik damit, dass durch die Ausweitung eines 'zügellosten Turbokapitalismus' keine Verbesserung, sondern vielmehr eine Verschlechterung der Verhältnisse in diesen Bereichen eintreten wird.

Weitgehende Einigkeit besteht aber darin: die Lösung oder zumindest die deutliche Linderung der in Teilbereichen noch steigenden negativen Effekte des Globalisierungsprozesses sind eine

Public Private Partnership

unumgängliche Voraussetzung für eine akzeptable Zukunft, lokal³⁶ und global.

Auf der 41. Sitzung des Economic and Social Council der UN im Dezember 2002 ist das Verhältnis des öffentlichen und des privaten Sektors in entwickelten Gesellschaften thematisiert worden. Hierbei wurde zwischen den Begriffen der Corporate Social Responsibility und Corporate Citizenship unterschieden. In diesem Kontext werden Konzepte des Corporate Social Responsibility, Corporate Citizenship und Global Governance als mögliche Lösungsansätze diskutiert. Ähnlich wie bei Public Private Partnership zeichnet sich eine rasche Institutionalisierung der CSR-'Philosophie' ab, verbunden mit konkreten Anreizen und Programmen der Umsetzung. Der Grundgedanke des CSR besteht im Verständnis unternehmerischer Tätigkeit als freiwillige gesamtgesellschaftliche Aufgabe über die jeweils geltenden gesetzlichen Pflichten hinaus. Ähnlich wie bei dem Begriff PPP, werden die Termini international unterschiedlich und oft unscharf eingesetzt.³⁷

36. Ein aktuelles Beispiel für eine lokale Initiative in Deutschland, die eine gesamtgesellschaftliche Verantwortung im Sinn von CSR fördern soll, ist ein Symposium zum Thema 'Integration und Unternehmen – Engagement, Verantwortung, Interesse' am 27. Juni 2006 veranstaltet durch die im Jahr 2000 ins Leben gerufene Initiative 'Freiheit und Verantwortung'. Die Initiative unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten wird von BDI, BDA, DIHK und ZDH sowie der WirtschaftsWoche getragen. Vgl. Newsletter. Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände Nr. 21, 29. Juni 2006.

37. Siehe auch Josef Wieland: Corporate Cultural Responsibility und Wertemanagement. Ein Beitrag zum Projekt 'Corporate Cultural Responsibility' des Siemens Arts Program mit der Universität Witten/Herdecke 2004 (o. J., o. S.).

7. PPP in der Entwicklungszusammenarbeit

Bei der Betrachtung des Zusammenwirkens von Wirtschaft und Kultur ist bereits deutlich geworden, dass Handlungsfelder sich keinesfalls auf eine projektorientierte ad hoc-Unterstützung der lokal verorteten Künste beschränken müssen. Welche Projekte eine Unterstützung finden, hängt von einer Vielzahl von Faktoren ab. Neben zentralen Fragen der Ressourcen, des Industriezweiges, der Unternehmensgröße und der Rechtsform ist zu fragen: welches Image soll transportiert werden? Ist das Engagement – entsprechend einer bereits existierenden Firmenphilosophie – eher an die engere Definition von Public Private Partnerschaft angelehnt, bei der messbare wirtschaftliche Erfolge im Vordergrund stehen, oder stellt verstärkt ein explizit so verstandenes zivilgesellschaftliches Engagement die Hauptmotivation dar – dies sollte freilich nicht mit einem altruistisch inspirierten Handlungsverständnis verwechselt werden. Schließlich ist die Frage aufschlussreich, ob das Unternehmen zuvor Erfahrungen mit der Durchführung von PPP-Projekten hatte.

Die Konzeption und Operationalisierung von PPP-Projekten in der Entwicklungsarbeit stellt ein neues und großes Potenzial dar, um Globalisierungstendenzen zu begleiten und positiv zu gestalten. Kulturelle Transferleistungen, der Austausch von technologischem Know-how und die Berücksichtigung von lokalen soziokulturellen Rahmenbedingungen des Handelns werden in konkreten Projekten vernetzt. Gekoppelt mit dem Erfahrungswissen von lokal agierenden – häufig international institutionalisierten – NGOs, Verbänden und freiwilligen Partnern aus der Zivilgesellschaft einerseits und der Expertise von Mittlerorganisationen und Netzwerken andererseits können Entwicklungsprojekte besonders nachhaltig wirken. PPP im erweiterten Sinne ist überdies dazu geeignet, Ziele und Werte der internationalen Gemeinschaft, wie etwa der UNO, darzustellen und bekannt zu machen, das Bewusstsein für globale Verantwortung zu erhöhen und Anreize

Public Private Partnership

für die konkrete Realisierung von Projekten vor Ort zu schaffen. Die Bandbreite möglicher Aktivitäten ist gross. Sie reicht von Projekten im 'klassischen' Format mit Beteiligung eines Unternehmens an einem öffentlichen Auftrag, bis zu idealistischeren, längerfristig angelegten Vorhaben der Armutsbekämpfung, der Einführung von Gesundheits- und Umweltstandards und der Erhöhung des Bildungsniveaus. Eine wesentliche Transferleistung bei allen Projekten besteht in der Vermittlung und Einhaltung von internationalen Standards im Bereich der Umwelt und der Arbeitssicherheit.

In Deutschland wurde das Potenzial von Entwicklungspartnerschaften mit der Wirtschaft verhältnismäßig früh erkannt: 1999 initiierte das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) ein entsprechendes Programm, und ermöglicht es, Durchführungsorganisationen wie GTZ, DEG/KfW und der Sequa Partnerschaften mit öffentlichen Geldern zu unterstützen.

Es bestehen komplementär zur staatlichen Entwicklungsarbeit zahlreiche Projekte der Zusammenarbeit mit Wirtschaftsunternehmen, so etwa in China, Vietnam, Thailand, Südafrika, Uganda, Rumänien oder Albanien. In China erstreckt sich die Unterstützung z.B. auf den Bereich der regionalen staatlichen Umweltbehörden, um eine "gezielte strukturelle Veränderung durch Einsatz alternativer Energiequellen sowie der Umsetzung energiesparender Maßnahmen zur Reduzierung der Umweltbelastung der Luft" zu erreichen. Weitere Projekte finden sich im Bereich der regionalen und lokalen Wirtschaftsförderung, in chemischen oder metallverarbeitenden Produktionszweigen oder auch in der Unterstützung bei der Einführung marktwirtschaftlicher Grundlagen, zu denen sich die Volksrepublik China 1993 entschied. Eine Evaluierung des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung im Jahr 2002 zeigte dabei exemplarisch für China die prinzipiellen Probleme der

PPP-Projekte im Bereich der Entwicklungsarbeit auf: nämlich der Mangel an entwicklungspolitischem Know-how der privatwirtschaftlichen Organisatoren, die neben den ökonomischen Kenntnissen und der notwendigen interkulturellen Kompetenz auch spezielle entwicklungsbezogenen Fähigkeiten anwenden können müssen.³⁸

Schlussbemerkung

Unbestreitbar ist ein großer und wachsender internationaler PPP-Markt entstanden, der ganz neue Formen der Kooperation und Zusammenarbeit im In- und Ausland ermöglicht, zugleich aber eine Verschiebung von Wettbewerbsbedingungen selbst verursachen kann: neben den zumeist diskutierten ökonomisch relevanten Randbedingungen, die eine erfolgreiche Umsetzung von PPP-Projekten begünstigen, wie etwa Rechtssicherheit, politische und ökonomische Stabilität und klare Eigentumsverhältnisse, stehen Transferleistungen und Veränderungsprozesse durch Wissenstransfer, Kompetenzerwerb und Kulturaustausch im Vordergrund.

Betrachtet man diese Entwicklungen international vergleichend, so zeigen sich erhebliche Unterschiede in der Wahrnehmung und in der Praxis von PPP. Wie bei anderen Fragen, wo kollektive staatliche Verpflichtungen einerseits und individuelles freiwilliges Engagement andererseits zusammentreffen, ist die Entwicklung von PPP-Projekten von einer Reihe konkret feststellbarer Rahmenbedingungen und weniger sichtbaren Vorbedingungen beeinflusst.

Kulturunterschiede in Form von Rechtsnormen und -systemen, Einstellungen und Mentalitäten, Erfahrungswissen und tradierten Verhaltensweisen spielen eine maßgebliche Rolle. Es ist daher auch nicht weiter überraschend, dass die Verbreitung des PPP-

38. <http://www.bmz.de/de/service/infothek/evaluierung/Projektuebergreifend/EvalBericht314/PPP-China-d-neu.pdf>.

Modells ungleichzeitig vonstatten geht.³⁹ Im anglo-amerikanischen Raum, wo die Rolle des Staates weniger gestaltend ist, sind die Erwartungen dem Staat gegenüber dementsprechend geringer. Pragmatische Lösungen der Selbstinitiative stehen stärker im Vordergrund. Die mentalen Barrieren für das projektorientierte Zusammenfinden und Zusammenwirken des öffentlichen und privatwirtschaftlichen Sektors sind daher nicht hoch. In Systemen, wo die Wahrnehmung und Erwartungshaltung von öffentlichen Aufgaben in alleiniger oder dominanter Verantwortung der öffentlichen Verwaltungen gesehen werden, besteht dagegen häufig eine grundlegende Skepsis gegenüber individuell handelnden Wirtschaftssubjekten. Hinzu kommt die in Deutschland durchaus berechtigte Befürchtung, die öffentliche Hand könne sich aus der Förderung von nicht verfassungsmäßig abgesicherten Handlungsfeldern, wie beispielsweise im Bereich der Künste, zurückziehen. Insofern erscheint es sinnvoll, jeweils eine genaue Abwägung von Chancen und Risiken des PPP-Ansatzes zu diskutieren, vor allem hinsichtlich der Planung, Umsetzung und der Folgekosten einzelner Projekte, die jeweils einzeln überprüft werden müssen.

39. Nach einer Schätzung des Bundesministeriums für Wirtschaft und Arbeit wurden Anfang 2004 im Vereinigten Königreich rund 20% aller öffentlichen Hochbauprojekte als PPP realisiert. Der entsprechende Vergleichswert für Deutschland lag bei ca. 4%. Innerhalb der EU gilt Großbritannien im Allgemeinen als Vorreiter für PPP. Vgl. Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit (Hrsg.): Public Private Partnership International. Ein Unternehmerleitfaden für PPP-Engagements im Ausland, Berlin 2004.

Literaturverzeichnis

- Aktionskreis Kultur: Neue Impulse zur Kulturfinanzierung. in: Musikforum, Heft 84 (Juni 1996, S. 44ff.).
- Bertelsmann Stiftung, Clifford Chance Pünder, Initiative D21 (Hrsg.): Prozessleitfaden Public Private Partnerschaft, S. 9. http://www.initiaved21.de/themen/egovernment_pppleitfaden/doc/
- Bielefeldt, Heiner: Menschenrecht – universaler Normkonsens oder eurozentrischer Kulturimperialismus? in: Brocker, Manfred/Nau, Heino (Hrsg.): Ethnozentrismus. Möglichkeiten und Grenzen des interkulturellen Dialogs, Darmstadt 1997.
- Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit (Hrsg.): Public Private Partnership International. Ein Unternehmerleitfaden für PPP-Engagements im Ausland, Berlin 2004.
- Brinker, Claudia: Rückblick: Tagung 'Corporate Cultural Responsibility' in: Kulturmanagement Newsletter Nr. 83 (Juli 2006).
- Bruhn, Manfred: Sponsoring. Systematische Planung und integrativer Einsatz, Frankfurt am Main 1998.
- Duda, Alexandra: Begründung und Effektivität von Kulturstiftungen in Form einer Public Private Partnership (= Hagener Studien zum Kulturmanagement, Bd. 6, hrsg. v. Thomas Heinze), Münster 2002.
- Etzioni, Amitai: Auf dem Weg zu einer globalen Wertegemeinschaft, WZB-Vorlesung 2. Juni 2003, <http://www.wz-berlin> (sowie Berlin 2004).
- Heinze, Thomas (Hrsg.): Kulturfinanzierung. Sponsoring – Fundraising – Public-Private- Partnership, Münster 1999.
- Hentschel, Beate/Hutter Michael: Corporate Cultural Responsibility. Zur Pflege der Ressource Kultur. Ein Beitrag zum Projekt 'Corporate Cultural Responsibility' des Siemens Arts Program mit der Universität Witten/Herdecke (o. J.) <http://www.bmz.de/de/service/infothek/evaluierung/Projektuebergreifend/EvalBericht314/PPP-China-d-neu.pdf>
- <http://www.bundesregierung.de/Bundesregierung/Staatsminister/Reden-,4979.446677/rede/Staatsministerin-Weiss-im-Deut.htm> sowie Süddeutsche Zeitung vom 23. 10. 2002.
- http://www.dresdner-bank.de/juergen-ponto-stiftung/pages/download/2_3_rede_begegnungen_kunst_u_wirtschaft.pdf

Public Private Partnership

<http://www.eif.co.uk>

Hünnekens, Ludger (Hrsg.): Das Unternehmen Kunst, Köln 1998.

Hünnekens, Ludger: Kultur und Wirtschaft oder: Gegensätze ziehen sich an. Ein Plädoyer für Public-Private-Partnership, in: Museumskunde, Heft 1/1996, S. 127-132.

Krajewski, Markus: Auswirkungen des GATS auf Instrumente der Kulturpolitik und Kulturförderung in Deutschland. Rechtsgutachten im Auftrag der Deutschen UNESCO-Kommission, Potsdam 2005.

Lissek-Schütz, Ellen: Kulturfinanzierung in privater Hand – das Beispiel USA, in: Heinze, Thomas (Hrsg.): Kulturfinanzierung. Sponsoring – Fundraising – Public-Private-Partnership, Münster 1999, S. 217-246.

Loeffelholz, Bernhard v.: Kulturförderung in gemeinsamer Verantwortung für einen 'Contrat culturel', in: Heinrichs, Werner/Klein, Armin (Hrsg.): Deutsches Jahrbuch für Kulturmanagement 1997, Baden-Baden 1998.

Loeffelholz, Bernhard v.: Ein 'Contrat culturel' für Europa, in: Kulturkreis der deutschen Wirtschaft im BDI (Hrsg.): Bürger, Staat und Wirtschaft als Partner, 'Blaubuch' des Aktionskreises Kultur, Bonn 1996.

Luthe, Detlef: Fundraising. Fundraising als beziehungsorientiertes Marketing – Entwicklungsaufgaben für Non-Profit-Organisationen, Augsburg 1997.

Marchart, Oliver: Neu beginnen. Hannah Arendt, die Revolution und die Globalisierung, Wien 2005.

Paul, Gregor/Robertson-Wensauer, Caroline Y. (Hrsg.): Traditionelle chinesische Kultur und Menschenrechtsfrage, Baden-Baden 1997.

Ponto, Jürgen: Begegnungen von Kunst und Wirtschaft in unserer Zeit. Rede bei der Jahrestagung des Kulturkreises im Bundesverband der Deutschen Industrie e.V. Hannover, Oktober 1973.

Reich, Kersten: Die Ordnung der Blicke, 2 Bde., Neuwied u. a. 1998.

Robertson, Caroline Y./Winter, Carsten (Hrsg.): Kulturwandel und Globalisierung, Baden-Baden 2000.

Roberston-von Trotha, Caroline Y.: Dialektik der Globalisierung. Kulturelle Nivellierung bei gleichzeitiger kultureller Dif-

- ferenz. Unveröffentlichtes Manuskript des Habilitationsthemas.
- Robertson-von Trotha, Caroline Y.: Periskop: Interkulturelle Kompetenz in der Patchwork-Gesellschaft, in: Hünnekens, Ludger/Winzen, Matthias (Hrsg.): Dissimile. Prospektionen: Junge Europäische Kunst, Bd. 2, Baden-Baden 2003, S. 25-32.
- Robertson-von Trotha, Caroline Y.: Integration in der Stadtgesellschaft, http://www.zak.uni-karlsruhe.de/download/Antrittsvorlesung_Vortragsversion.pdf
- Robertson-Wensauer, Caroline Y.: Ethnische Identität und politische Mobilisation. Das Beispiel Schottland, Baden-Baden 1991.
- Schiffauer, Werner: Migration und kulturelle Differenz, Berlin 2002.
- Schmidt, Dietmar N.: Weitsicht und Vernunft. Beispiele für die Vermehrung des kulturellen Kapitals. Ein Beitrag zum Projekt 'Corporate Cultural Responsibility' des Siemens Arts Program mit der Universität Witten/Herdecke 2004 (o. J.).
- Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Geschichten & Diskurse. Abschied vom Konstruktivismus, Reinbek bei Hamburg 2003.
- Wieland, Josef: Corporate Cultural Responsibility und Wertemanagement. Ein Beitrag zum Projekt 'Corporate Cultural Responsibility' des Siemens Arts Program mit der Universität Witten/Herdecke 2004 (o. J.).

Bildung

Interkulturelle Kompetenz als Bildungsziel der Hochschulen

Stefan Bucher

Einleitung

Dieser Beitrag erörtert die verschiedenen Formen des Erwerbs interkultureller Kompetenz und verweist auf Möglichkeiten, diese in das Hochschulstudium zu integrieren. Interkulturelle Kompetenz (IKK) ist eine Schlüsselqualifikation geworden, die bei der Einstellung von Hochschulabsolventen in der Wirtschaft und vielen anderen Bereichen sehr gefragt ist.¹ Die Hochschulen sind daher gut beraten, wenn sie die Entwicklung dieser Kompetenz nicht nur der Wirtschaft und den dort agierenden Trainern überlassen. Für die stärkere Einbeziehung interkultureller Bildungsziele in die Hochschulen spricht erstens, dass sich interkulturelle Lernprozesse für jüngere Menschen einfacher gestalten als für Menschen, die schon mitten im Berufsleben stehen. Außerdem kommt dem interkulturellen Lernen über eine enge instrumentelle und anwendungsbezogene Sicht hinaus für die Persönlichkeitsbildung Bedeutung zu. Interkulturelles Lernen zielt auf das Wachstum der Persönlichkeit und die Verwirklichung des Individuums in seinem global verstandenen Lebensraum ab. Dies könnte auch zum Überdenken mancher tradierter Bildungsideale und -ziele Anlass geben.

1. Die Hauptidee der Schlüsselqualifikationen besteht bekanntlich darin, die Studierenden mit einem universalen Schlüssel auszustatten, der ihnen im Arbeitsmarkt Türen öffnet und sie befähigt, berufliche, gesellschaftliche wie auch individuelle Probleme selbständig zu lösen. Um dieser Forderung genügen zu können, müssen Ausbildungsorte und Arbeitsorte näher zueinander rücken, ohne ihre eigenen spezifischen gesellschaftlichen Funktionen zu verleugnen. Die Schlüsselqualifikationen bilden somit einen Angelpunkt zwischen Bildungsinstitutionen und Wirtschaftsleben.

1. Interkulturelle Kompetenz, interkulturelles Verstehen, Interaktionskultur

Unter IKK verstehen wir die Fähigkeit, sich in interkulturellen Überschneidungssituationen, d.h. in Situationen, in denen Mitglieder verschiedener Kulturen aufeinander treffen, angemessen orientieren und verhalten zu können. Im Allgemeinen werden die Teilkompetenzen Wissen, Fertigkeiten und Einstellungen unterschieden.² Im Zentrum steht dabei die Entwicklung einer *kultur-relativen Sichtweise*, d.h. der Fähigkeit, die Welt und sich selbst aus verschiedenen Perspektiven zu sehen. Zu dieser Fähigkeit des Perspektivenwechsels gehört in einem fortgeschrittenen Stadium die Fähigkeit und Bereitschaft, sich in andere Kulturen und deren Angehörige hineinzusetzen, ihre Werte, Einstellungen und Weltbilder möglichst differenziert zu erfassen und Verschiedenheit zu akzeptieren. Dabei wird in dieser relativen Sichtweise die eigene Kultur nicht mehr als Standard gesetzt, um andere Kulturen und deren Angehörige zu bewerten. Vielmehr wird versucht, die fremde Kultur aus ihrer eigenen Innenperspektive und die eigene aus einer Außenperspektive zu betrachten.³ Die Perspektive des Fremden einzunehmen gelingt allerdings nie vollständig. Postmoderne Autoren sowie andere Skeptiker und Relativisten⁴ bestreiten daher die Möglichkeit des Perspektivenwechsels und

2. Vgl. Michael Byram: Teaching and assessing intercultural communicative competence, Clevedon 1997; Jürgen Bolten: Interkultureller Trainingsbedarf aus der Perspektive der Problemerkahrungen entsandter Führungskräfte, in: Götz, Klaus (Hrsg.): Interkulturelles Lernen/Interkulturelles Training, München/Mering 2000, S. 61-80.

3. Vgl. Lothar Bredella/Franz-Joseph Meißner/Ansgar Nünning/Dietmar Rösel: 'Einleitung', S. XX-XXVII, in: diess. (Hrsg.): Wie ist Fremdverstehen lehr- und lernbar?, Tübingen 2000, S. IX-LII. Dabei ist die Ausgangsposition jene, in der man die eigene Position aus der Innenperspektive, die des Fremden aus der Außenperspektive betrachtet.

4. Eine Reihe dieser Autoren diskutiert Lothar Bredella: Interkulturelles Verstehen zwischen Objektivismus und Relativismus, in: Bausch, Karl-Richard u.a. (Hrsg.): Interkulturelles Lernen im Fremdsprachenunterricht, Tübingen 1994, S. 21-30.

Interkulturelle Kompetenz als Bildungsziel der Hochschulen

des interkulturellen Fremdverstehens überhaupt. Das Verstehen einer anderen Kultur sei in Wirklichkeit nur Projektion von Eigenem in das Fremde oder Vereinnahmung des Fremden durch das Eigene – die Differenz sei unüberbrückbar. Was bleibt in einer solchen Sichtweise von interkultureller Kompetenz übrig? Nicht viel: Wissen und Fertigkeiten erweisen sich als illusorisch; es bleiben einige Einstellungen, wie Anerkennung der Verschiedenheit oder Toleranz. Zweifellos ist Toleranz wichtig. Aber so mancher, der ständig über Toleranz redet, tut dies vor dem Hintergrund eines sehr verkürzten Konzepts von IKK, aufgrund einer skeptischen oder relativistischen Position bezüglich interkulturellem Verstehen. Und da Einstellungen nicht quantifizierbar oder prüfbar sind, wird als Konsequenz in der Lehre Wissen *über* Toleranz vermittelt.

Zwar können wir nur verstehen, was uns verständlich und sinnvoll erscheint, doch gibt es nicht nur die Vereinnahmung des Fremden durch unsere eigenkulturelle Perspektive, sondern auch Erweiterungen und Differenzierungen unserer Perspektive sowie den erwähnten Perspektivenwechsel.

Wenn Kommunikationspartner gegenseitig ihre kulturellen Orientierungssysteme berücksichtigen, konstruieren sie gemeinsam eine dritte Kultur: eine Interaktionskultur.⁵ Diese ist auf einem Kontinuum angesiedelt, das durch zwei Extremfälle begrenzt wird: Das unveränderte Beharren auf der eigenen Kultur einerseits und die völlige Anpassung an die andere Kultur andererseits. Bei diesem 'going native' erfolgt die dauerhafte Übernahme der fremdkulturellen Perspektive als Ersatz für die eigene, das Ablegen der ursprünglichen kulturellen Identität zugunsten einer

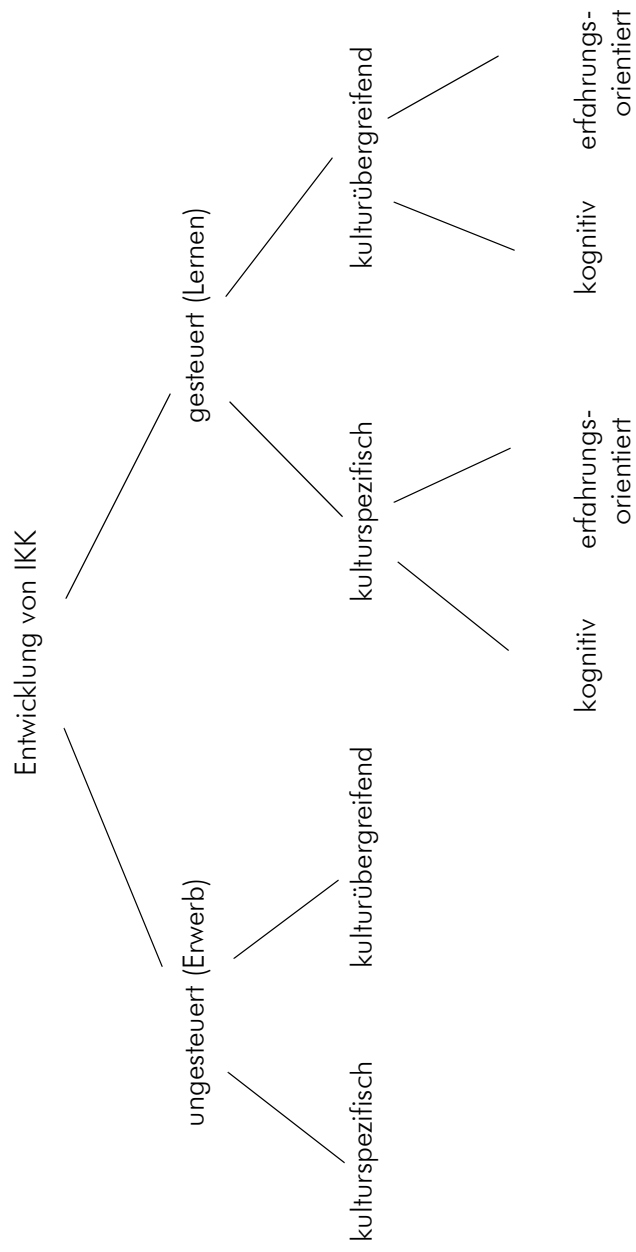
5. Vergleichbar der von der Angewandten Linguistik beschriebenen 'Interlanguage'. Eventuell könnte man sie analog 'Interkultur' nennen.

neuen.⁶ Da es sich um einen 'Ersatz' handelt, wird jedoch insgesamt keine Erweiterung des Orientierungssystems erreicht. Verglichen mit der interkulturellen Phase, die zuvor durchlaufen wurde, handelt es sich sogar um eine Verengung von Wahrnehmung und Handlungsfeld in interkulturellen Situationen und somit um einen Rückschritt in der interkulturellen Kompetenz. Ziel interkulturellen Lernens ist die interkulturelle Persönlichkeit, die sich in verschiedenen kulturellen Systemen zurechtfindet und Flexibilität in der Gestaltung der Interaktionskultur zeigt.

1.1. Entwicklung von IKK – typologische Übersicht

Schwieriger als die Zielbeschreibung ist es, geeignete Wege zu finden um das Ziel, d.h. IKK zu erreichen. Beginnen wir der Übersichtlichkeit halber mit einer schematischen Darstellung der Möglichkeiten:

6. Diese dauerhafte Perspektivenübernahme ist zu unterscheiden von der in einem einzelnen Kommunikationsakt. Letztere ist Ausdruck von IKK, wenn nämlich aufgrund einer Einschätzung des Kommunikationspartners und der Situation eine völlige Anpassung an die andere Kultur entschieden wurde.



2. Ungesteuerter Erwerb

Der ungesteuerte Erwerb von IKK erfolgt ohne Unterricht und ungeplant. Beim Leben in fremder Umgebung kann man IKK quasi nebenher erwerben. Dieser Prozess wird auch als *Akkulturation* bezeichnet. Er ist in erster Linie *kulturspezifisch* und führt zu besserer Orientierung und Kommunikation in der Gastkultur. Die Akkulturation enthält außerdem eine kulturübergreifende Komponente, die z.B. allgemein den Umgang mit Stress, Irritationen, Missverständnissen usw. betrifft. Diese Komponente ermöglicht es, für zukünftige Kontakte mit anderen Kulturen besser gerüstet zu sein. Doch um einen ungesteuerten Akkulturationsprozess erfolgreich zu durchlaufen, müssen viele Bedingungen günstig ineinandergreifen:

Die Person muß ein hohes Maß an Streßresistenz und Ambiguitätstoleranz bereits mitbringen. Sie wählt keine Separationsstrategie [...] sondern setzt sich bewußt mit den ihr fremden Elementen einer Kultur auseinander, bemüht sich selbständig um kulturrelevante Informationen, bekommt diese auch von der sozialen Umwelt in adäquater Form bereitwillig, und ist in der Lage, diese dann in ihr Orientierungssystem zu integrieren.⁷

Diese Bedingungen sind oft nicht gegeben und es kommt daher nicht selten zu einer Verfestigung vorhandener Stereotypen und im Gefolge zu interkulturellen Konflikten und Missverständnissen.

Während das Lernen von Fremdsprachen seit langem weit verbreitet ist, nahm man oft an, für den Erwerb interkultureller Fähigkeiten reiche es aus, dieselbigen sich im Kontakt mit einer anderen Kultur in einer Art Osmose oder einem Prozess des 'learning by doing' anzueignen. Aber einer anderen Kultur ausgesetzt sein (*exposure*), führt nicht notwendigerweise zu einem besseren Verständnis dieser Kultur. Ein Grund dafür ist, dass man die fremde Kultur durch eigenkulturelle Kategorien gefiltert wahr-

7. Kammhuber, Stefan: Interkulturelles Lernen und Lehren, Wiesbaden 2000, S. 8.

Interkulturelle Kompetenz als Bildungsziel der Hochschulen

nimmt; ein anderer Grund ist, dass nur ein kleiner Teil der fremden Kultur sichtbar ist, wie die Spitze eines Eisbergs. Der größte Teil jedoch, Werte, Einstellungen usw., bleibt weitgehend verborgen, ist aber für die Deutung von nicht-explizit Gesagtem von größter Bedeutung.

Im universitären Kontext bieten Auslandsjahre Gelegenheit zu ungesteuertem interkulturellem Lernen. Nach Möglichkeit sollte es dabei Schnittstellen zwischen dem Sprachunterricht und dem ungesteuertem Lernen in der fremdkulturellen Umwelt geben. Die interkulturelle Lernerfahrung sollte von der Programmgestaltung begleitet werden (interkulturelle Trainings, Praktika, Beratungen, Tutorenprogramme, Tandems usw.). Solch begleitende Maßnahmen sind in der Regel wirkungsvoller als vor- und nachbereitende Maßnahmen an der Heimathochschule.

2.1. Interkulturelles Lernen (gesteuert)

2.1.1. Kulturübergreifend/kognitiv

Hier geht es um allgemeine Kenntnisse über die kulturelle Bedingtheit menschlichen Wahrnehmens, Denkens, Handelns und Verhaltens und die Kenntnis von Dimensionen, innerhalb derer sich Kulturen unterscheiden können. Die zentrale Frage hierzu lautet: Was sind kulturübergreifende Muster oder Dimensionen? Die Unterscheidung von Hall⁸ in high-/low-Kontext-Kulturen, die Kulturdimensionen von Hofstede⁹ und Trompenaars¹⁰

8. Hall, Edward T./Hall, Miltred Reed: Understanding cultural differences, Yarmouth (Maine) 1990.

9. Hofstede, Geert: Culture's consequences: International differences in work-related values, Newbury Park (CA) 1980.

10. Trompenaars, Fons: Handbuch globales Managen. Wie man kulturelle Unterschiede im Geschäftsleben versteht, Düsseldorf 1993.

und die Kulturthemen von Cushner/Brislin¹¹ versuchen Antworten zu geben und eine Vorstellung zu vermitteln über a) Unterschiede und Gemeinsamkeiten von Kulturen, b) die Art und Weise, wie sich Kulturen unterscheiden und c) den Grad der Verschiedenheit.

2.1.2. Kulturübergreifend/erfahrungsorientiert

Kann man erfahrungsorientiert lernen, ohne sich mit einer bestimmten Kultur zu beschäftigen?

Eine Möglichkeit sind Spiele oder Simulationsübungen (z.B. Bafá Bafá), in denen die Lernenden mit Angehörigen einer Phantasiekultur Aufgaben zu lösen haben; oder Rollenspiele, in denen die Lernenden Rollen übernehmen, die durch entgegengesetzte Werte, Normen und Regeln definiert sind.

Doch auch wenn als Lernziel keine kulturspezifische Kompetenz angestrebt wird, muss das Lernen keineswegs kulturunspezifisch sein. Kritische Interaktionssituationen mit verschiedenen beteiligten Kulturen eignen sich dazu in der Form des *situierten Lernens* behandelt zu werden. Entgegen der weit verbreiteten Annahme, Wissen sei eine Art 'Substanz', die aus Begriffen besteht, welche aus jeglichem Kontext gelöst werden können, gehen diese neueren Lernkonzepte davon aus, dass Wissen durch einen aktiven Konstruktionsprozess von Lernenden entsteht. Es ist somit nicht sinnvoll, abstrakte Verhaltensmaßregeln zu lehren, in der Erwartung, diese seien dann auf alle Kontexte anwendbar.

Vielmehr spielt die Situation, in der der Lernprozess stattfindet, eine zentrale Rolle. Eine Situierung des Lernens in authentischen oder bedeutungsvollen Problemlösekontexten führt dabei zu Wissen, das auch außerhalb der Lernsituationen verwendet werden

11. Cushner, Kenneth/Brislin, Richard W.: Intercultural interactions: A practical guide, Thousand Oaks 1996.

Interkulturelle Kompetenz als Bildungsziel der Hochschulen

kann (erfolgreicher Lerntransfer). Auch die Anknüpfung des Wissens an verschiedene Anwendungskontexte trägt zur Entwicklung eines flexiblen Handlungswissens bei. Dies steht im Gegensatz zu so genanntem 'trägem Wissen', Wissen das zwar auf Verlangen reproduziert werden kann, aber nicht angewendet wird, wenn es zur Lösung realer Probleme notwendig wäre.

Um die Anwendungsmöglichkeiten des erworbenen bzw. konstruierten Wissens zu erhöhen, müssen Situationen geschaffen werden, die aktives Lösen von konkreten und komplexen Problemen fordern.¹² Besonders geeignet sind Szenarien, bei denen multiple Perspektiven eingenommen werden müssen, um Vereinfachungen zu vermeiden.

Vor allem Fallstudien und kritische Interaktionssituationen bieten genau diese komplexen Ankerreize. Sie schildern authentische oder realistische Problemsituationen, die die Lernenden anregen, sich mit einem Problem aktiv auseinander zu setzen. Bei ausreichender Materialfülle kann man eine genau zugeschnittene (d.h. auch eine hohe Identifikation ermöglichende) Fallstudienauswahl vornehmen.

Im Unterricht mit einem *General Intercultural Sensitizer*¹³ werden bedeutungsvolle, interkulturelle Interaktionen simuliert. Den Lernenden werden konflikthafte Situationen vorgestellt, die sie durchdenken sollen. Dabei sollen sie versuchen, das Verhalten der interagierenden Personen aus den Blickwinkeln der verschie-

12. Wie man dies durch geeignete Organisation und Sequenzierung des interkulturellen Lernens erreichen kann, zeigt z.B. Bennetts Modell (1994) der Entwicklung interkultureller Sensibilität. Außerdem gibt es 'Baukastensysteme', in denen zielgruppenspezifische Trainingsmaßnahmen aus geeigneten Bausteinen zusammengesetzt werden, wie z.B. im Institut für Interkulturelle Didaktik der Universität Göttingen: <http://www.gwdg.de/~kflechs/iikdtraining.htm>.

13. Früher *Culture Assimilator* genannt, aufgrund missverständlicher Konnotationen umbenannt. 'General' heißt nicht auf eine bestimmte Zielkultur bezogen. Ausgehend etwa von den oben vorgestellten Kulturdimensionen werden Beispiele aus verschiedenen Kulturen ausgewählt.

denen Kulturen heraus zu verstehen und zu bewerten. Die Lernenden erhalten verschiedene Interpretationsmöglichkeiten vorgelegt, von denen nur eine die richtige darstellt. Anschließend erfahren sie, ob ihre Wahl richtig oder falsch war, und warum.

2.1.3. Kulturspezifisch/kognitiv

Dieser Ansatz ist zur Zeit am weitesten verbreitet, in Form diverser *Area Studies* oder in den fremdsprachlichen Fächern als *Landeskunde*. Meist werden im Vorlesungsstil Informationen über die wesentlichen Umweltbedingungen vermittelt, z.B. über Geographie, Geschichte, politische und wirtschaftliche Situation, Gesellschaft, Kultur, Infrastruktur, Einreiseformalitäten, Studien- und Arbeitsmöglichkeiten, Studienbedingungen. Auch auf kulturelle Unterschiede zwischen der Heimatkultur und der Fremdkultur sowie Beziehungen zwischen beiden Kulturen/Ländern kann eingegangen werden. Der Unterricht kann in der Landes- und/oder der Fremdsprache erfolgen.

Statt der allgemeinen Kulturdimensionen sind hier die so genannten 'Kulturstandards' besser geeignet. Die von Thomas¹⁴ eingeführten Kulturstandards sind zentrale Merkmale eines kulturspezifischen Orientierungssystems. Sie umfassen alle Arten des Wahrnehmens, Denkens, Wertens und Handelns, die von der Mehrzahl der Mitglieder einer bestimmten Kultur für sich persönlich und für andere als normal, selbstverständlich, typisch und verbindlich angesehen werden. Sie bilden somit die Beurteilungs- und Bewertungsgrundlage für eigenes und fremdes Verhalten. Dabei wird Kultur selbst als ein für eine Gesellschaft, Organisation und Gruppe typisches Orientierungssystem verstanden. Dieses wird aus spezifischen Symbolen gebildet und in der jeweiligen Gesellschaft tradiert. Es beeinflusst das Wahrnehmen, Denken,

14. Thomas, Alexander: Psychologie interkulturellen Handelns, Göttingen 1996.

Interkulturelle Kompetenz als Bildungsziel der Hochschulen

Werten und Handeln aller ihrer Mitglieder und definiert somit deren Zugehörigkeit zur Gesellschaft.

2.1.4. Kulturspezifisch/erfahrungsorientiert

Bezogen auf eine ganz bestimmte Fremdkultur können kritische Situationen durchgespielt werden, in die die Lernenden mit Angehörigen dieser Kultur geraten können. Handlungsempfehlungen können abgeleitet werden.

Auch die Integration in den Sprachunterricht ist möglich. Damit meine ich das explizite Behandeln von kulturellen Unterschieden, und zwar nicht nur im landeskundlichen Bereich, sondern auch im Kernbereich der Spracharbeit. Dabei liegen die Unterschiede, wie die Ergebnisse der kontrastiven Pragmatik zeigen, vor allem in der Beurteilung a) ob die Realisierung eines Sprechakts (bzw. einer Sprachaktsequenz) in einer Situation angemessen ist und b) ob die sprachlichen Mittel für die Realisierung eines Sprechakts angemessen sind.¹⁵ Ein gelungenes Beispiel für solche Lehrmaterialien ist Hansen/Zuber.¹⁶ So konnte ich bei asiatischen Studierende etwa in der Übung 'Wie geht's?' (S. 48) oft große Überraschung feststellen, wenn sie erfahren, welche Äußerungen in bestimmten Situationen im deutschen Kulturraum unangebracht sind, z.B. bezüglich Geld, Privatspähre usw. Noch besser ist freilich die Erstellung von Materialien, die auch im Hinblick auf die Kultur der Lernenden kulturspezifisch sind. Auch ein *Cultural Sensitizer* kann hier, wie oben beschrieben, gestaltet werden, doch nur auf Kontakte mit der Zielkultur bezogen: Auch hier werden den Lernenden verschiedene Interpretationsmöglichkeiten

15. Vgl. Stefan Bucher: Probleme der Beschreibung pragmatischer Fehler, in: ders. (Hrsg.): Fehler und Lernerstrategien. Studien am Beispiel DaF in Korea, Frankfurt am Main 1997, S. 117-138.

16. Hansen, Margarete/Zuber, Barbara: Zwischen den Kulturen. Strategien und Aktivitäten für landeskundliches Lehren und Lernen, Materialienbuch für den Unterricht, München 1996.

vorgelegt, von denen nur eine die richtige darstellt. Durch dieses Feed-back-Verfahren werden zentrale Kulturstandards der Zielkultur vermittelt und die Lernenden werden auf Unterschiede zwischen ihrem und dem Verhalten der Interaktionspartner hingewiesen.

Lehrmaterial auf Grundlage der Kulturstandards wird am besten multimedial gestaltet¹⁷ und in einer Anordnung, die situierendes Lernen ermöglicht (siehe oben). Für uns in Taiwan ist ein 'Cultural Sensitizer' taiwanisch – deutsch ein Desiderat: vor allem für die Vorbereitung des Auslandsjahres, das die meisten Deutschabteilungen in Taiwan in Kooperation mit einer deutschen Partnerhochschule anbieten.

3. Interkulturelle Kompetenz der Hochschulen

Wir hatten IKK definiert als die Fähigkeit, sich in interkulturellen Überschneidungssituationen angemessen orientieren und verhalten zu können. Diese Kompetenz ist nicht nur erstrebenswert für Studierende, die im Ausland studieren wollen, oder für jene, die aus dem Ausland kommen. Es ist wichtig, dass IKK als Schlüsselqualifikation verstanden wird, die jeder Student zu einem gewissen Grad erwerben sollte – eine Aufgabe, die Hochschulsysteme noch curricular und didaktisch umzusetzen haben. Darüber hinaus sollten natürlich auch die Hochschullehrer interkulturell kompetent sein, ebenso die Studienberater.¹⁸ Schließlich ist wünschenswert, dass die Hochschulen als Ganze interkulturell kompetent sind. Das heißt vor allem andere Lehr- und Lerntraditionen zur Kenntnis nehmen, und die eigene akademische Kultur, die Organisation von Lehre, Forschung und Ver-

17. Man kann z.B. kritische Interaktionssituationen spielen (etwa mit Kollegen, Studierende), digital filmen und in eine CD-ROM einbauen.

18. Dabei erstreckt sich die Beratung ausländischer Studierende idealerweise über die Bedingungen und Möglichkeiten des Studiums hinaus auch auf die praktische Lebensführung.

Interkulturelle Kompetenz als Bildungsziel der Hochschulen

waltung aus fremder Perspektive sehen zu können. Im Bereich der interkulturellen Handlungskompetenz konvergiert dieser Ansatz mit dem, was man Internationalisierung der Hochschulen genannt hat, oder dem Konzept Roman Herzogs vom 'Weltmarkt der Ideen', wenn man es auf den Bildungssektor anwendet. Auf konkrete Handlungsempfehlungen für deutsche Hochschulen möchte ich verzichten, da ich selbst schon zu lange im Ausland lebe. Aus meiner Erfahrung mit den Entscheidungsprozessen asiatischer Studierender für ein Studium in Deutschland oder in einem anderen Land scheinen jedoch folgende Maßnahmen für die deutschen Hochschulen sinnvoll:

- international kompatible Abschlüsse
- mehr Flexibilität und Transparenz
- differenziertere, kürzere Programme
- partieller Einsatz von Englisch als Unterrichtssprache
- differenziertes Angebot von Deutschkursen, ggf. in Verbindung mit fachlichem Unterricht
- Fernstudiengänge
- Ansatz des lebenslangen Lernens: Aufbaustudiengänge, Kurse zur Fortbildung Berufstätiger
- Alumni-Verbände
- Hochschul-Marketing¹⁹

19. Wichtig, aber von deutschen Hochschulen oft übersehen, ist dabei eine klare Positionierung im Wettbewerbsumfeld. Viele Ausländer erwarten aufgrund ihres eigenen, z.B. asiatischen oder amerikanischen Systems, ein hierarchisch strukturiertes Hochschulsystem. Der Traum vieler ist, z.B. in Harvard oder Oxford zu studieren; aber auch andere amerikanische Hochschulen werden gegenüber einer deutschen vorgezogen, die man nicht einordnen kann – dabei mag die deutsche durchaus besser sein.



Stefan Bucher

Wenn diese Themen in Deutschland zur Diskussion gelangen, liegt die Motivation meist in dem immer häufiger zu hörenden Wunsch, mehr Studierende aus dem Ausland zu gewinnen (oder weniger zu verlieren). Um dies zu erreichen, sollten interkulturelle Aspekte genau so beachtet werden wie die Qualität des Angebots.

Literaturverzeichnis

- Bennett, Milton J.: Towards ethnorelativism: a developmental model of intercultural sensitivity, in: Paige, R. Michael (Hrsg.): Education for the intercultural experience, Yarmouth (Maine) 1994, S. 21-71.
- Bolten, Jürgen: Interkultureller Trainingsbedarf aus der Perspektive der Problemerkahrungen entsandter Führungskräfte, in: Götz, Klaus (Hrsg.): Interkulturelles Lernen/Interkulturelles Training, München/Mering 2000, S. 61-80.
- Bredella, Lothar: Interkulturelles Verstehen zwischen Objektivismus und Relativismus, in: Bausch, Karl-Richard u.a. (Hrsg.): Interkulturelles Lernen im Fremdsprachenunterricht, Tübingen 1994, S. 21-30.
- Bredella, Lothar/Meißner, Franz-Joseph/Nünning, Ansgar/Rösler, Dietmar: 'Einleitung', in: diess. (Hrsg.): Wie ist Fremdverstehen lehr- und lernbar?, Tübingen 2000, IX-LIII Tübingen.
- Bucher, Stefan: Probleme der Beschreibung pragmatischer Fehler, in: ders. (Hrsg.): Fehler und Lernerstrategien. Studien am Beispiel DaF in Korea, Frankfurt am Main 1997, S. 117-138.
- Byram, Michael: Teaching and assessing intercultural communicative competence, Clevedon 1997.
- Cushner, Kenneth/Brislin, Richard W.: Intercultural interactions: A practical guide, Thousand Oaks 1996.
- Hall, Edward T./Hall, Miltred Reed: Understanding cultural differences, Yarmouth (Maine) 1990.
- Hansen, Margarete/Zuber, Barbara: Zwischen den Kulturen. Strategien und Aktivitäten für landeskundliches Lehren und Lernen, Materialienbuch für den Unterricht, München 1996.
- Hofstede, Geert: Culture's consequences: International differences in work-related values, Newbury Park (CA) 1980.
- Institut für Interkulturelle Didaktik, Universität Göttingen; Online: <http://www.gwdg.de/~kflechs/iikdtraining.htm>.
- Kammhuber, Stefan: Interkulturelles Lernen und Lehren, Wiesbaden 2000.
- Thomas, Alexander: Psychologie interkulturellen Handelns, Göttingen 1996.
- Trompenaars, Fons: Handbuch globales Managen. Wie man kulturelle Unterschiede im Geschäftsleben versteht, Düsseldorf 1993.

Institutioneller und kultureller Wandel als Parameter der Internationalisierung im Hochschulsektor

Matthias Otten

Eine der wesentlichsten Veränderungen, mit denen sich Hochschulen in Deutschland und Europa konfrontiert sehen, ist die Internationalisierung des tertiären Bildungssektors. Europäische Integration, Internationalisierung und Globalisierung verlangen von den meisten Institutionen strategische Neuausrichtungen der Lehre und Forschung, um in internationalen Bezügen als Bildungsinstitution bestehen zu können.¹ Ähnlich wie für andere gesellschaftliche Funktionsbereiche wie Wirtschaft, Politik und Kunst wird auch für Wissenschaft und akademische Ausbildung eine "Transnationalisierung" angenommen.²

Eine verbreitete Definition der kanadischen Hochschulforscherin Jane Knight betont den Prozesscharakter der Internationalisierung und benennt institutionelle Bereiche, auf die sich eine Entwicklung bezieht: Internationalisierung ist ein Prozess zur Integration der internationalen Dimension in Lehre, Forschung und Dienstleistungen einer Institution der Hochschulbildung.³

1. Robertson-Wensauer, Caroline Y.: Die Internationalisierungsdebatte. Überlegungen zum aktuellen hochschulpolitischen Diskurs, in: dies. (Hrsg.): Campus Internationale? Entwicklung und Perspektiven des Ausländerstudiums am Beispiel der Universität Karlsruhe (TH), Karlsruhe 1999.

2. Gerhards, Jürgen/Rössel, Jörg: Zur Transnationalisierung der Gesellschaft der Bundesrepublik. Entwicklungen, Ursachen und mögliche Folgen für die europäische Integration, Zeitschrift für Soziologie, Jg. 28, Heft 5, 1999, S. 325-344.

3. Knight, Jane/Wit, Hans De: Strategies for internationalisation of higher education. Historical and conceptual perspectives, in: Wit, Hans De (Hrsg.): Strategies for internationalisation of higher education, Amsterdam 1995, S. 5-32.

Die damit zusammenhängenden Entwicklungen sind in übergreifende und durch Ungewissheit gekennzeichnete soziale, politische und ökonomische Gesellschaftsveränderungen eingebettet, welche die Hochschulen zunehmend Teil einer gesellschaftlichen Öffentlichkeit werden lassen, die weit über den akademischen Forschungs- und Lehrkontext hinausreicht.⁴ Aus der umgekehrten Perspektive der Hochschule lässt sich diese Vermischung in Anlehnung an Parsons als mehrschichtige Inklusion⁵ beschreiben, die sich u.a. in der Inklusion von Frauen in akademischen Positionen, in der stärkeren Einbindung von Wirtschaftsinteressen in Forschung und Lehre, oder der Inklusion ausländischer Studierender aus unterschiedlichen Motiven zeigt.⁶

Einige Bestimmungsparameter zur Internationalisierung und Globalisierung des Hochschulsektors in Deutschland und Europa sollen im Folgenden näher behandelt werden. Im Anschluss an die weitgehend akzeptierte Definition von Jane Knight wird Internationalisierung zunächst als Prozess dargestellt und es werden Bereiche identifiziert, in denen sich dieser Prozess besonders bemerkbar macht. Ohne den Blick auf die quantitativen Aspekte zu verengen, werden anhand der Bedeutung der internationalen Mobilitätsprogramme und deren Auswirkungen, sowie anhand

4. Nowotny, Helga/Scott, Peter/Gibbons, Michael: *Re-thinking Science. Knowledge and the public in an age of uncertainty*, Oxford 2001.

5. Der Terminus der Inklusion (Parsons, 1977) besagt in seiner allgemeinsten Form, "daß Komponenten die bisher für ein System marginal waren, künftig deutlicher in die Systemprozesse hineingezogen werden." (Stichweh, Rudolf: *Die moderne Universität in einer globalen Gesellschaft*, S. 352, in: Stölting, Erhard/Schimank, Uwe (Hrsg.): *Die Krise der Universitäten*, Leviathan, Zeitschrift für Sozialwissenschaft, Sonderheft 20, Opladen 2001, S. 346-358.

6. Otten, Matthias: Bestandsaufnahme und Forschungsstand zum Ausländerstudium in Deutschland, in: Robertson-Wensauer, Caroline (Hrsg.): *Campus Internationale? Entwicklungen und Perspektiven des Ausländerstudiums am Beispiel der Universität Karlsruhe (TH)*, Karlsruhe 1999a, S. 29-46; Robertson, Caroline Y.: *Open Doors. Ausländische Studierende und Internationalisierung an der Universität Karlsruhe (TH)* Heft 57, 2001, S. 73-85; Stichweh, 2001.

einiger aktueller Daten zum Ausländerstudium an deutschen Hochschulen die bisherigen Darstellungen mit einigen Daten untermauert. Im dritten Abschnitt wird der Sammelbegriff Internationalisierung weiter ausdifferenziert, nämlich einmal in Richtung der regionalen Perspektive Europas und zum anderen in seiner globalen Verortung in Weltsystemen und im Prozess der Globalisierung.

1. Internationalisierung als Prozess

Der Hochschulforscher Ulrich Teichler hat kürzlich darauf hingewiesen, dass das Thema der Internationalisierung mindestens nach vier Gesichtspunkten differenziert werden müsse:

- die Internationalität der Strukturen und die der Inhalte,
- das unterschiedliche Maß an Universalität der Disziplinen,
- die unterschiedliche Relevanz internationaler Qualifizierung und Reputation für einzelne Länder und schließlich
- die unterschiedliche Betonung von Internationalität als institutionelle Strategie.⁷

Es ist also nur schwer von allgemeinen Bestimmungsfaktoren auszugehen, und gern herangezogene quantitative Größen wie die Zahl ausländischer Studierender oder ausländischer Kooperationspartner sind wenig aussagekräftig, wenn es um eine qualitative Bestimmung geht. Ähnlich wie Gerhards und Rössel die Transnationalisierung der gesellschaftlichen Funktionsbereiche als "relationalen Begriff" verstanden wissen wollen, welcher "die Transaktionen, Kommunikationen, und Interaktionen innerhalb eines Nationalstaates" in das Verhältnis mit solchen außerhalb des Nationalstaates setzt,⁸ ist auch Internationalisierung eine

7. Teichler, Ulrich: Internationalisierung der Hochschulen. Das Hochschulwesen, S. 4., Jg. 50, Heft 1, 2002, S. 3-9.

8. Gerhards/Rössel 1999, S. 328.

relative Größe. Es wäre zu diskutieren, ob der Begriff der Transnationalisierung unter diesen Umständen nicht gleich anstelle der Internationalisierung zu verwenden wäre. Begriffspraktische und -theoretische Gründe sprechen aber vorerst noch dagegen: Erstens wird in der internationalen Literatur zur Hochschulforschung primär von Internationalisierung und Globalisierung gesprochen, selbst wenn damit scheinbar zuweilen das Gleiche wie Transnationalisierung gemeint ist. Es empfiehlt sich vorerst diese Begriffskonvention beizubehalten. Aus theoretischer Sicht sind ferner feine, aber durchaus bedeutsame Unterschiede impliziert, je nach dem, ob von Internationalisierung, Globalisierung oder Transnationalisierung die Rede ist. Während Internationalität noch am Konzept der Nationalstaaten festhält, zwischen denen nun aber mehr geschieht, reichen Globalisierung und auch Transnationalisierung in ihrer letzten Konsequenz darüber hinaus (im Sinne des engl. 'beyond') und sie konstituieren neue, eben transnationale Bedeutungssphären. Das ist für weite Teilbereiche des Hochschulsektors auch der Fall, aber nicht für alle. Viele Beziehungen, zumal in den Austauschprogrammen, sind zuerst einmal internationaler Natur und nicht transnational.

Als institutioneller Veränderungsprozess wird sie in der Regel früher oder später mindestens folgende Bereiche tangieren:

- die internationale personale Zusammensetzung der Studierenden und Dozenten,
- die strukturellen Aspekte, indem zum Beispiel internationale Programmkoordinatoren, Akademische Auslandsämter und International Offices mit erweiterten Aufgaben betraut werden und mehr internationale Kooperationsbezüge mit ausländischen Hochschulen in der Lehre und Forschung aufgebaut werden,
- die Inhalte und Gestaltung der Lehre, in dem 'internationale Inhalte' zum Thema von Vorlesungen und Seminaren gemacht werden, Sprachkurse und Auslandsaufenthalte das

Internationalisierung im Hochschulsektor

Curriculum ergänzen und eine Anpassung an internationale akademische Abschlüsse angestrebt wird und

- das Bewusstsein für kulturelle Vielfalt und kulturelle Überschneidungssituationen als gestaltungsbedürftiger Ausschnitt der Hochschulorganisation.

Als Konsequenz ergeben sich aus Internationalisierungsprozesse an sich zwar keine völlig neuen, aber in ihrer Qualität und Breitenwirkung durchaus neuartige Veränderungsnotwendigkeiten für die Hochschulinstitutionen, die sowohl die Substanz (Inhalte der Ausbildung) als auch die Strukturen der Organisation betreffen.⁹

Zunächst zu den Strukturen: Pellert bündelt die verschiedenen Themenstränge, die in diesem Zusammenhang häufig genannt werden, in einer Prognose über die zukünftige Rolle und Funktion der Hochschulen, speziell der Universitäten:

Universitäten treiben einerseits als wichtige Teile des Bildungssystems die Globalisierung voran, andererseits stehen sie heute vor der Herausforderung, sich mit einer zunehmend globalisierten Umwelt in Beziehung zu setzen und entsprechend adäquate Formen der Mobilität und Internationalisierung zu organisieren. Neu ist die Notwendigkeit, als Organisation eine bestimmte Internationalisierungsstrategie zu formulieren. Diese ist dann erforderlich, wenn eine Universität ihre Aktivitäten selbst bestimmt entwickeln will anstatt lediglich auf externe Vorgaben zu reagieren. Manche Aspekte werden dabei auf freiwilliger Basis aus intrinsischer akademischer Motivation organisiert, andere bedürfen größerer institutioneller Anstrengungen. Einerseits sind strukturelle Reformen eine Voraussetzung der Internationalisierung, andererseits ist der Internationalisierungsprozess selbst ein Instrument, um strukturelle Reformen im Hochschulbereich voran zu treiben.¹⁰

9. Teichler, 2002.

10. Pellert, Ada: Die Universität als Organisation: die Kunst Experten zu managen, Wien/Köln/Graz 1999, S. 36.

Der offensichtliche Bedarf an Veränderungen und institutionellen Reformen wird deutlicher und konkreter fassbar, wenn die skizzierten Herausforderungen und relativ abstrakten gesellschaftlichen Bedingungen zu den konkreten Aufgaben und Funktionen der Universität in Bezug gesetzt werden. Originäre Aufgabe der Hochschule ist die wissenschaftliche Ausbildung und die wissenschaftliche Forschung. Beides lässt sich eher grundlagenbezogen oder eher anwendungsorientiert zuspitzen, was in Deutschland traditioneller Weise in der Dualität von Universitäten und Fachhochschulen angelegt ist, die aber immer mehr aufweicht. Zu diesen Aufgaben treten zahlreiche weitere Funktionen hinzu, die durch unterschiedliche gesellschaftliche Interessen auf verschiedenen Abstraktionsniveaus an die Hochschulen herangetragen werden, z.B. wissenschaftliche Weiterbildung, gezielte Berufsqualifizierung, intellektuelle und ökonomische Standortsicherung, kritische Gesellschaftsgestaltung, kulturelle Außendarstellung und vieles mehr. Sowohl Schelsky, der für die deutschen Universitäten schon früh die Funktionsweise der Hochschulen untersuchte, als auch Kerr, der für das US-amerikanische Hochschulsystem von "Multiversitäten"¹¹ spricht, haben in ihren Analysen solche Funktionsausdehnungen der Universitäten bereits früher diagnostiziert, ohne dass dabei aber traditionelle Aufgaben abgegeben würden. Diese nicht widerspruchsfreie Funktionsbündelung stellt eine "Grundspannung zwischen Gesellschaftsrelevanz und Gesellschaftsdistanz" dar, die idealer Weise in einer dritten, synergetischen Funktion der "Gesellschaftsmoderation" zusammenläuft.¹²

Die 'Substanz' der Internationalisierung ist die angestrebte internationale Ausbildung bzw. International Education. Hiermit wird auf die Inhalte und vor allem auch auf die Ergebnisse rekurriert, die von einer internationalisierten Bildungsinstitution erwartet

11. Kerr, Clark: *The Uses of Universities*, Cambridge/Mass 1982.

12. Pellert, 1999, S. 48.

werden. Mit Blick auf die interkulturellen Lernziele müsse das Resultat einer internationalen Ausbildung – im Vergleich einer nationalen Ausbildung – eine größere Akzeptanz kultureller Unterschiede und Toleranz von Diversität im Sinne alternativer Wertorientierungen sein, ohne dass dabei eine Bedrohung der eigenen kulturellen Identität erfahren wird.¹³

Das gesamte Bemühen um eine internationale Ausrichtung von Studium und Forschung wird von dem Gedanken getragen, dass damit ein "Added Value"¹⁴ einhergeht und eine zusätzliche internationale bzw. interkulturelle Lernerfahrung ermöglicht werden kann. Die Präsenz ausländischer Studierender erhält damit auch auf der Lernebene eine "strategische Bedeutung für die Frage einer Heterogenität von Erfahrungen, die in den Seminaren und Klassen einer Universität präsent ist."¹⁵ Andere Autoren sehen gar die Möglichkeit, dass den Universitäten, über die Ausbildungsfunktion hinaus, im Umgang mit Folgen und Auswirkungen internationaler politischer Krisen in Zukunft eine zentralere Schlüsselrolle zukommen müsse, womit zweifelsohne auch interkulturelle Implikationen verbunden wären.¹⁶

Neben anderen hat Webler eine Reihe von curricularen und didaktischen Vorschlägen gemacht, wie Internationalität und Interkulturalität als Inhalte des Studiums umgesetzt werden könnten.¹⁷ Zusätzlich zu naheliegenden Elementen wie Fremdspra-

13. Pearce, Robert: Developing Cultural Identity in an International School Environment, in: Hayden, Mary/Thompson, Jeff (Hrsg.): International Education. Principles and Practices, London 1998.

14. Callan, Hilary: Internationalization in Europe, in: Scott, Peter (Hrsg.): The Globalization of Higher Education, London 1999, S. 44-57.

15. Stichweh, 2001, S. 354.

16. Sims, Geoffrey: Reflections on the role of universities in international crises, in: Ulleroe, Hélène (Hrsg.): Crisis across frontiers: impacts, readiness and response strategies for international educators, Amsterdam 1995, S. 5-12.

17. Webler, Wolff-Dietrich: Internationalisierung schon eingelöst? Das Hochschulwesen, Jg. 50, Heft 1, 2002, S. 18-26.

chenerwerb und Landeskunde solle eine internationale Ausbildung eine ausgewogene Gewichtung von sozialwissenschaftlichen Theorien, inhaltlichem Wissen, analytischen Fähigkeiten und praxisrelevanten Metakompetenzen sichern. Dieser Forderung würde wohl kaum jemand widersprechen. Es bleibt allerdings die Frage, wie diese Inhalte umgesetzt und wie in Studienfächern, die nicht explizit sozial- oder kulturwissenschaftliche Schwerpunkte verfolgen, hierfür Raum und Bedingungen geschaffen werden. Mit anderen Worten: Es müssten Teile des Fachstudiums zu Gunsten einer inhaltlichen Internationalisierung und mehr Interkulturalität im Studium gekürzt oder mit ihnen in inter-/transdisziplinärer Weise verbunden werden. Beides aber stößt bisher an vielen deutschen Hochschulen oft auf den Widerstand der Fakultätsmehrheiten.

2. Die quantitative Mobilität als kritisches Maß

Der Aspekt der Studierenden- und Dozentenmobilität bildet in der internationalen Debatte nach wie vor einen Schwerpunkt der Internationalisierungsaktivitäten, wenngleich er nicht mehr die alleinige Quelle der Aufmerksamkeit für interkulturelle Aspekte an den Hochschulen darstellt. Dem diffusen Spiel mit Zahlen und vergleichenden Statistiken über ausländische Studierende an den Hochschulen kommt oft eine hohe marktstrategische Bedeutung zu, ohne dass daraus schon Hinweise auf die substantielle Verankerung abzulesen wären.¹⁸ Internationalität gilt vordergründig zuerst als Synonym für Qualität in der akademischen Ausbildung, zweitens als Legitimation für intendierte Veränderungen und Innovation innerhalb der Institution und drittens als Argument für die Einwerbung von Finanzmitteln seitens der öffentlichen Hand, der Wirtschaft und – mit der Option von Studiengebühren – auch von in- und ausländischen Studierenden als zahlenden Kunden.

18. Teichler, 2002.

Wenn also von Zahlen und Daten zur internationalen Mobilität und Ausländerquoten an den Hochschulen die Rede ist, sollten diese Punkte nicht außer Acht gelassen werden.

Hinzu kommt das Problem der internationalen Vergleichbarkeit. Abgesehen von Einzelstudien, die auf länder- oder regionalspezifische bzw. auf programmspezifische Auswertungen abzielen, wie zum Beispiel die Evaluation des ERASMUS-Programms,¹⁹ fehlen fundierte statistische Belege für eine zuverlässige, international vergleichende Analyse der Mobilitätsentwicklung. Auch die Bildungsindikatoren der OECD-Studien lassen eine differenzierte Interpretation im Hinblick auf einen Ländervergleich des Mobilitätsverhaltens nicht zu.²⁰ Zu Recht wird daher bemängelt, dass die Datenlage noch unbefriedigend ist und angesichts der unterschiedlichen nationalen Bildungsstrukturen direkte Ländervergleiche nur bedingt zulässig sind.²¹

Anhand aktueller Daten zur Studierendenmobilität aus einem neueren Report des Deutschen Akademischen Auslandsdienstes lassen sich zumindest Anhaltspunkte für eine zunehmende Bedeutung der Internationalisierung auch in Deutschland dokumentieren:²² Die Zahl der ausländischen Studierenden an deutschen Hochschulen hat sich seit dem Wintersemester 1975/76 etwa vervierfacht, die der deutschen Studierenden ungefähr verdoppelt. Im Wintersemester 1998/99 studierten rund 166.000 ausländische Studierende in Deutschland, was bei 1,63 Million deutschen Studierenden einem Ausländeranteil von etwa 9% entspricht (davon wiederum 42% aus Westeuropa, 21% aus Osteuropa und 20% aus Asien). Etwa ein Drittel der ausländischen Studierenden, darunter überdurchschnittlich viele mit türkischer Nationalität, sind Bildungsinländer, d.h. ausländische Staatsbür-

19. Teichler u.a., 1999.

20. OECD, 1998.

21. Wächter, 1999.

22. DAAD, 2001, S. 8 ff.

ger mit einem in Deutschland erworbenen Abitur. Das Studienverhalten sowie die wirtschaftliche und soziale Situation dieser Gruppe ähnelt weitgehend den Verhältnissen der deutschen Studierenden. Hinsichtlich besonderer kultureller Unterschiede wären demnach vor allem die Bildungsausländer zu berücksichtigen. Gleichwohl sollte die vergleichbare soziale Situation der Bildungsinländer nicht ohne weiteres die Möglichkeit kultureller Unterschiede und anderer kultureller Orientierungen dieser Gruppe ausschließen.

3. Internationalisierung zwischen Europäisierung und Globalisierung

Die konkrete Ausgestaltung von Internationalisierungsprozessen stellt sich in den verschiedenen Ländern unterschiedlich dar und die verschiedenen Einflüsse sind jeweils von unterschiedlicher Wichtigkeit für nationale Bildungssysteme. Sinnvoll ist daher zwischen Europäisierung und Globalisierung als unterschiedliche Bezugsebenen der Internationalisierung zu unterscheiden.

In Deutschland war Internationalisierung – wie in vielen anderen europäischen Staaten – während der 70er bis 90er Jahre primär ein Instrument der Außen- und Entwicklungspolitik, das später durch die binneneuropäische EU-Mobilität ergänzt wurde. Letztlich war dies aber Sache einer kleinen Gruppe von akademischen Exoten und Sonderprogrammen. Erst in den letzten Jahren erhält das Thema zunehmend den Charakter einer institutionsweiten und auch regional²³ bedeutsamen Entwicklungsstrategie, bei der immer mehr Personen und Handlungsfelder involviert werden.²⁴ Damit steht die Entwicklung in Deutschland in einem internationalen Wandel von Hochschulinstitutionen, der je nach Staat und Region in unterschiedlicher Konnotation als Antwort

23. Wörner, 1999.

24. Teichler, 2002.

der Hochschulen auf die gesellschaftliche und wirtschaftliche Globalisierung zu interpretieren ist. Dabei wird auf unterschiedliche Wirkkräfte rekurriert, die den Prozess befördern.²⁵ Zum einen sind dies die politisch-ökonomischen Kräfte. Eine forcierte Ausrichtung der Universitäten an internationalen Entwicklungen soll die globale Wettbewerbsposition der nationalen Bildungs- und vor allen Wirtschaftssysteme sichern. Dabei kommt der europäischen Ebene insofern eine besondere Rolle zu, da durch die fortschreitende europäische Integration weniger die einzelnen nationalen Volkswirtschaften im globalen Wettbewerb stehen, sondern Europa als wirtschaftliche und zunehmend auch als politische Einheit mit anderen wirtschaftlichen Großräumen konkurrieren muss. Im Zuge der europäischen Integration kann Internationalisierung somit in einer speziellen Ausformung als Europäisierung aufgefasst werden.²⁶ Die hochschulpolitische Dimension der Europäisierung zeigt sich im Bemühen um ein koordiniertes europäisches Hochschulsystem, das auch einen Beitrag zur Entwicklung einer europäischen Identität liefern soll.²⁷ Dazu wurde Mitte der 80er Jahre mit der Einrichtung der Mobilitätsprogramme durch die damalige Europäische Gemeinschaft die gezielte Institutionalisierung der Studierendenmobilität auf europäischer Ebene eingeleitet. Im Vertrag von Maastricht (1992) erhielt die in Artikel 126 deutlich formulierte bildungspolitische Verantwortung der Europäischen Union mehr Gewicht:

Die Gemeinschaft trägt zur Entwicklung einer qualitativ hochstehenden Bildung dadurch bei, daß sie [...] die Tätigkeit der Mitgliedstaaten unter strikter Beachtung der Verantwortung der Mitgliedstaaten für die Lehrinhalte und die Gestaltung des Bildungssystems sowie der Vielfalt ihrer Kulturen und Sprachen [...] unterstützt und ergänzt.²⁸

25. Knight/Wit, 1995; Scott, 1999; Wächter, 1999; Kwiek, 2001; Mc Burnie, 2001.

26. Callan, 2000b.

27. Peck, 1998.

Die europäische Dimension wurde einerseits verstärkt zum Thema in den Studiengängen gemacht, zum anderen dienen die finanziellen Förderstrukturen als Instrument zur Stimulierung der europäischen Studierenden- und Dozentenmobilität. Die Förderung des interkulturellen Austausches und der kulturellen Vielfalt waren und sind zentrale qualitative Momente europäischer Hochschulentwicklung. Die quantitative Relevanz zeigt sich im Umfang des ERASMUS/SOKRATES-Programms der Europäischen Union zur Förderung der Mobilität der Studierenden und des Hochschulpersonals; wohl die bedeutendste bildungspolitische Initiative zur Internationalisierung der europäischen Hochschulen.²⁹ Die Zahl der am Programm beteiligten Studierenden stieg von 3.244 im Pilotjahr 1987 auf über 80.000 im Wintersemester 1995/96.³⁰ Inzwischen sind mehr als 100.000 Studierende über diese Programme mobil, was auch die hohe Quote der Westeuropäer an deutschen Hochschulen erklärt. Neben dem Beitrag der initiierten Mobilitätsprogramme nehmen außerdem viele Studierende als sogenannte 'free movers', d.h. unabhängig von institutionellen Kooperationsbezügen ein Auslandsstudium, und in der Regel als Vollzeitstudium, auf.³¹

Die Evaluation der europäischen Austauschprogramme³² zeigt, dass die Teilnehmenden die kulturellen und fremdsprachlichen Erträge höher als die fachlichen beurteilen. Ferner lassen sich einige, über die Mobilität hinausreichende Auswirkungen der 'europäischen' Internationalisierung dokumentieren. Die befragten Programmbeauftragten nannten folgende Auswirkungen, die sich aus den europäischen Mobilitätsprogrammen ergaben:³³

28. Vertrag über die Europäische Union, Artikel 126.

29. Das früher unter dem Titel ERASMUS laufende Programm ist mittlerweile als Teil des umfassenderen Programms SOKRATES integriert worden.

30. Teichler u.a., 1999, S. 10 ff.

31. Wächter, 1999, S. 28.

32. Kehm, 1998a; Teichler u.a., 1999.

33. Teichler u.a., 1999, S. 98.

Internationalisierung im Hochschulsektor

- Initiierung internationaler Forschungsk Kooperationen (37%),
- Initiierung von Dozentenaustausch (34%),
- Austausch von Studierenden über den Rahmen der ERASMUS-Förderung hinaus (24%),
- formelle Partnerschaftsvereinbarungen (23%) und
- das ERASMUS-Programm als Auslöser von Kooperation in anderen Bereichen (22%).

Über die Impulse der europäischen Integration hinaus werden die nationalen Hochschulsysteme und die einzelnen Institutionen in einen ausgeprägteren globalen Wettbewerb hineingezogen. Das Verständnis der Universität als internationale Organisation beruht weiterhin auf dem Ideal der Wissenschaftsfreiheit, das neben der Mobilität von Personen auch den freien Austausch von Forschungsergebnissen und wissenschaftlichen Entwicklungen über Grenzen hinweg ermöglicht.³⁴ Hinzu kommt allerdings der aktive Wettbewerb um Studierende als 'Kunden', wobei es weniger um Quantität als vielmehr um Qualität ('die besten Köpfe') geht. In Deutschland wird darauf erst mit relativer Verspätung reagiert, was bereits als Frage nach der "verpassten Internationalisierung"³⁵ diskutiert wurde. Unter anderem hängt das mit spezifischen historischen Bildungs- und Wissenschaftstraditionen und der föderalen Organisation des öffentlichen Hochschulwesens sowie einem bisher kaum vorhandenen privaten Sektor zusammen.³⁶ Die angedeutete Kritik in der Frage von Kehm sollte indessen nicht darüber hinweg täuschen, dass es an den deut-

34. Pellert, 1999, S. 36.

35. Kehm, 1998b.

36. Die wenigen bisher gegründeten privaten Hochschulen sind noch in der Erprobungsphase und können von ihrer nationalen Bedeutung nicht mit den etablierten Systemen in den USA, Großbritannien oder auch Frankreich verglichen werden. Für eine Übersicht siehe z.B. die von Stifterverband für die Deutsche Wirtschaft herausgegebenen Kriterien zur Profildarstellung und Bewertung privater Hochschulen in Deutschland.

schen Hochschulen natürlich schon lange vor der Globalisierungsrhetorik eine durchaus bewährte Tradition internationaler Ausbildung gab. Die diversen Dokumentationen der deutschen Sektion des World University Service belegen das ebenso wie die Chronologie der in den letzten 40 Jahren in Deutschland eingerichteten entwicklungsländerbezogenen Studiengänge.³⁷

Dennoch: Eine neue Ausrichtung hin zu einer expliziten internationalen Anwerbepolitik des deutschen Hochschulwesens ist zu erkennen, wenn man beispielsweise die Bestrebungen der Hochschulrektorenkonferenz oder des Deutschen Akademischen Auslandsdienstes betrachtet, die mit diversen Image-Kampagnen und Informationsoffensiven (z.B. die Kampagnen 'High Potentials!' und 'Wissenschaft weltoffen') den Wissenschaftsstandort Deutschland global zu positionieren versuchen.³⁸ Darüber hinaus engagieren sich die einzelnen Hochschulen selbst deutlich stärker in diesem Feld als noch vor einigen Jahren.

Bezüglich der zukünftigen Szenarien und Entwicklungen des internationalisierten Hochschulsektors wird derzeit oft auf Australien verwiesen, wo ein vormals weitgehend staatlich geprägtes Bildungs- und Hochschulwesen mittlerweile einer offensiven internationalen Vermarktung akademischer Bildung gewichen ist, die – oft in privater Organisationsform – zu einem der volkswirtschaftlich wichtigsten Exportgüter des Landes avanciert ist.³⁹ Die aktive Anwerbung von 'fee paying students', vor allem aus Südostasien wird hier seit einigen Jahren überaus erfolgreich betrieben, so dass an einigen Hochschulen der Anteil ausländischer Studierender den von australischen Studierenden deutlich übersteigt. Daher wird auch seltener von Internationalisierung sondern vielmehr von Globalisierung gesprochen:

37. Heidemann, 1998, S. 126.

38. DAAD, 2001.

39. Mc Burnie, 2001, S. 15-20.

Internationalisierung im Hochschulsektor

[...] The term 'internationalisation' describes the growth of relations between nations and between national cultures (in that sense internationalisation has a long history). Rather, the term 'globalisation' is reserved here for the growing role of world systems. These world systems are situated outside and beyond the nation state, even while bearing the marks of dominant national cultures, particular American culture.⁴⁰

Es ist ersichtlich, dass dies weitreichende Konsequenzen für das akademische Personal und alle anderen Hochschulakteure hat. Marginson beschreibt den auf diesem Wege globalisierten akademischen Handlungskontext an australischen Hochschulen, und diese Überlegungen sind in modifizierter Form auch für Europa relevant:

[Globalisation] [...] increases the day-to-day pressures of academic life. It creates a faster and more complex existence. It foregrounds certain individual academic attributes, such as related to technological competence, communication, linguistic competence [...] cultural diversity, discursive flexibility, and the management of work and multiple role demands. It takes us into territories uncharted, where we make our own new rules, and things in itself imposes a certain kind of strain in an often deeply conservative profession.⁴¹

4. Was kommt nach der Mobilität?

Bisher lautete die zugegebene etwas vereinfachte Internationalisierungsformel: Mobilität = Internationalität = Qualität. Mittlerweile ist an die Stelle dieser relativ einseitigen Betrachtung eine differenziertere Perspektive getreten, die weit über den Mobilitätsaspekt hinausgeht. Auch der eilige Umbau vieler traditioneller Studiengänge zu gestuften Abschlüssen mit einem englischen Titel und einer leichten internationalen Anreicherung durch eine Fremdsprache (i.d.R. Englisch) und einem Auslandssemester sind

40. Marginson, 2000, S. 24.

41. Ebd., 2000, S. 26.

für eine nachhaltige Internationalisierung kaum ausreichend.⁴² Zum einen geht es um die kritische Überprüfung der bislang wenig hinterfragten Implikationen von internationalen Hochschulprogrammen,⁴³ zum anderen auch darum, wie sich die Internationalisierung verankern und in konkrete Praxis umsetzen lässt, so dass neben der mobilen Minderheit einem möglichst großen Kreis von weiteren Personen die Teilhabe an internationalen Erfahrungen und internationaler Bildung ermöglicht wird.

Vor dem Hintergrund dieser Einschätzungen hat die Hochschulentwicklung in Europa in den letzten Jahren unter anderem mit dem Leitmotto 'Internationalisation at Home' – kurz IaH⁴⁴ eine nachhaltige Aufmerksamkeitsverschiebung der relevanten Bestimmungsfaktoren von Internationalisierung erfahren. Als Ergänzung zu Mobilitätsprogrammen, deren Nutzen außer Frage steht, geht es in dieser Initiative, die vom IAK mitinitiiert wurde, darum, praktische und strategische Ansatzpunkte zur Implementierung des Gedankens einer nachhaltigen Internationalisierung vor Ort zu identifizieren.⁴⁵ Sechs unterschiedliche Themenfelder sind dabei von besonderer Bedeutung, wobei die Auswahl keinesfalls ein endgültiges Konzept darstellt, sondern lediglich einen ersten Strukturierungsversuch des komplexen Problemfeldes. Zum einen sind die unterschiedlichen Handlungsebenen der Hochschulentwicklung einzubeziehen, auf denen die Umsetzung konkreter Entscheidungen und Maßnahmen erfolgt.

42. Webler, 2002, S.18 f.

43. Callan, 2000a.

44. Crowther u.a., 2000; Otten, 2001.

45. Eine ausführliche Darstellung der Grundlinien der Initiative findet sich in dem gleichnamigen Position Paper der internationalen Arbeitsgruppe (Crowther u.a., 2000). Außerdem ist im Frühjahr 2003 ein Special Issue des Journal of Studies in International Education mit mehreren Beiträgen zum Schwerpunktthema 'Internationalisation at Home' erschienen (Nilsson/Otten 2003).

Internationalisierung im Hochschulsektor

Zum anderen sind unterschiedliche Personengruppen beteiligt, und nachhaltige Effekte lassen sich nur dann erwarten, wenn alle diese Gruppen mit einbezogen werden.

Schaubild 1: Themen der Initiative 'Internationalisation at Home'.



Auf der Ebene des Kontextes der Internationalisierung spielen die regionalen, nationalen und internationalen bildungspolitischen Rahmenbedingungen eine wichtige Rolle. Während auf der europäischen Ebene wichtige Entscheidungen für einschneidende Veränderungen z.B. im Bereich der Anerkennung von Studienabschlüssen und der Akkreditierung getroffen werden, sind auch auf nationaler und regionaler Ebene Aktivitäten zur Unterstützung der Internationalisierung aufgelegt worden. Darüber hinaus müssen bildungspolitische Akteure Rahmenbedingungen schaffen, die einer Internationalisierung im Sinne von IaH Rechnung tragen.⁴⁶ Dafür ist auf der Ebene der Institution die Veran-

kerung im strategischen Management der Hochschulen erforderlich. Erfolgreiche internationale Projekte und Programme beruhen aber auch bei einer stärkeren institutionellen Gewichtung weiterhin auf dem individuellen Engagement von Einzelpersonen, die dafür bisher aber selten honoriert werden. Der persönliche Einsatz für internationale Hochschulprojekte ist eine zusätzliche Belastung neben dem akademischen Alltagsgeschäft. Ähnlich sieht es an den meisten akademischen Auslandsämtern und International Offices aus, denen neben der Administration internationaler Austauschprogramme derzeit selten Zeit für andere Betreuungsaufgaben und Innovationen bleibt.

Auf der Handlungsebene der Lehrpläne und der Lehrinhalte erfordert die Implementierung des IaH-Gedankens curriculare und didaktisch-methodische Veränderungen für eine bessere Einbindung internationaler und interkultureller Themen.⁴⁷ Auch für die Zielgruppe der einheimischen Dozenten, das Hochschulpersonal sowie ausländische Gastdozenten ergeben sich aus der kulturellen Heterogenität der Studierendengruppen neuartige und ungewohnte Lehrsituationen.⁴⁸ Darüber hinaus hält die kulturelle Vielfalt im gesamten Sozialkontext der Studierenden wertvolle interkulturelle Lernpotentiale und Chancen für außer-curriculare Begegnungsangebote bereit.⁴⁹ Untersuchungen an US-amerikanischen Hochschulen zeigen, dass curriculare Veränderungen und systematische Programme zur Förderung kultureller Vielfalt, u.a. Lerneffekte im Hinblick auf die Förderung der Gemeinschaftsorientierung und Solidarität, der Persönlichkeitsentwicklung und das Verständnis für globale Probleme nach sich ziehen.⁵⁰

47. Teekens, 2001.

48. Quais, 2002.

49. Otten, 1999b.

50. Hurtado, 1996; Humphreys, 1999.

Mit dem sechsten Bereich bewegt sich IaH auf ein Feld zu, das für die gesamte Hochschullandschaft noch relatives Neuland ist, nämlich die Nutzung neuer Informations- und Telekommunikationstechnologien für die Internationalisierung.⁵¹ Nachdem sich die Anfangseuphorie über die Potentiale virtueller Universitäten und des sogenannten 'virtual learning' etwas relativiert hat, wäre zu prüfen, wo solche technischen Möglichkeiten zu einer Bereicherung und Ergänzung bestehender internationaler Strukturen beitragen können. Vor allem die Frage, was unter 'international', 'abroad' und 'at Home' zu verstehen wäre, wenn sich Studierende unterschiedlicher kultureller Zugehörigkeit zukünftig häufiger in virtuellen Seminaren begegnen, stellt die Diskussion um Internationalisierung in ein neues Licht. Darüber hinaus ist die Auseinandersetzung mit der interkulturellen Dimensionen in der computervermittelten Kommunikation ein neues Forschungsfeld, in dem erste Belege zeigen, dass die technischen Möglichkeiten den Aspekt der Kulturunterschiede keineswegs obsolet werden lassen.⁵²

Wenn mit diesen Erweiterungen die oben bemühte Internationalisierungsformel noch einmal herangezogen wird, dann zeigt sich, dass sie in jedem Fall einer Ergänzung bedarf: $\text{Mobilität} + X = \text{Internationalität} = \text{Qualität}$. Mit den skizzierten Themen der 'Internationalisation at Home'-Initiative und den erläuterten Zukunftsszenarien der internationalen Hochschulentwicklung sind erste Hinweise darauf gegeben, durch welche Inhalte die Leerstelle des X gefüllt werden müsste.

Der Beitrag hat aufgezeigt, dass Internationalisierung und Globalisierung im Hochschulwesen vielschichtige Veränderungen des sozialen Gefüges an die Institution 'Wissenschaft', die Organisation 'Hochschule' und an den einzelnen Akteur herantragen.

51. Weber, 2002.

52. Hart, 1998; Olaniran, 2001.



Matthias Otten

Diese Prozesse werden nicht länger als Frage des Wollens einer Institution oder als zusätzliche Chance eines Added Value für eine kleine Teilgruppe behandelt werden können. Sie stellen vielmehr eine notwendige Veränderung der zentralen funktionalen und kulturellen Ankerpunkte der Institution dar, die nicht nur bildungspolitische und pädagogische Strukturfragen betrifft, sondern auch für die Kulturwissenschaft insgesamt, mit Neidhardt gesprochen, ein Thema von beträchtlicher "kultur- und wissenssoziologischer Erheblichkeit"⁵³ ist und daher entsprechende Beiträge zur theoretischen und praktischen Gestaltung dieses globalen Handlungsfeldes einfordern wird.

53. Neidhardt, 1986.

Literaturverzeichnis

- Callan, Hilary: Internationalization in Europe, in: Scott, Peter (Hrsg.): The Globalization of Higher Education, London 1999, S. 44-57.
- Callan, Hilary (Hrsg.): International Education. Towards a Critical Perspective, Amsterdam 2000a.
- Callan, Hilary: The international vision in practice: A decade of evolution, Higher Education in Europe Vol. XXV, 2000b, Nr. 1, S. 15-23.
- Crowther, Paul/Joris, Michael/Nilsson, Bengt/Otten, Matthias/Teekens, Hanneke/Wächter, Bernd: Internationalisation at Home. A Position Paper, Amsterdam 2000.
- DAAD: Wissenschaft Weltoffen, Gütersloh 2001.
- Gerhards, Jürgen/Rössel, Jörg: Zur Transnationalisierung der Gesellschaft der Bundesrepublik. Entwicklungen, Ursachen und mögliche Folgen für die europäische Integration, Zeitschrift für Soziologie, Jg. 28, Heft 5, 1999, S. 325-344.
- Grosch, Harald/Leenen, Wolf Rainer: Bausteine zur Grundlegung Interkulturellen Lernens, in: Bundeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Interkulturelles Lernen. Arbeitshilfen für die politische Bildung, Bonn 1998, S. 29-46.
- Hart, William B.: Intercultural Computer-Mediated Communication. Editorial Essay, The Edge: The E-Journal of Intercultural Relations, Fall 1998, Vol. 1(4). Internetdokument: www.interculturalrelations.com/v1i4Fall1998/f98toc.html 03.06.2002.
- Heidemann, Claus: Der interdisziplinäre internationale Aufbaustudiengang Regionalwissenschaft/Regionalplanung – Erfahrungen und Folgen, in: Robertson-Wensauer, Caroline Y. (Hrsg.): Campus Internationale? Entwicklungen und Perspektiven des Ausländerstudiums an der Universität Karlsruhe (TH), Karlsruhe 1998, S. 121-133.
- Humphreys, Debra: Diversity and The College Curriculum. How Colleges & Universities Are Preparing Students For a Changing World, 1999; Internetdokument: www.diversityweb.org/leadersguide/DREI/bod.html. 03.06.2002.
- Hurtado, Sylvia: How Diversity Affects Teaching and Learning Climate, 1996; Internetdokument: www.diversityweb.org/research_and_trends/research_evaluation_impact/

- benefits_of_diversity/sylvia_hurtado.cfm 03.06.2002.
- Kehm, Barbara: Untersuchungen zu europäischen Förderprogrammen im Hochschulbereich, in: Teichler, Ulrich/Daniel, Hans-Dieter/Enders, Jürgen (Hrsg.): Brennpunkt Hochschule, Frankfurt am Main 1998a, S. 79-95.
- Kehm, Barbara: Verpasste Internationalisierung? Zeitschrift für Kulturaustausch, Jg. 48, Heft 1, 1998b, S. 56-62.
- Kerr, Clark: *The Uses of Universities*, Cambridge/Mass 1982.
- Knicht, Jane/Wit, Hans De: Strategies for internationalisation of higher education. Historical and conceptual perspectives, in: Wit, Hans De (Hrsg.): *Strategies for internationalisation of higher education*, Amsterdam 1995, S. 5-32.
- Kwiek, Marek: Globalization and Higher Education. *Higher Education in Europe* Vol. XXVI, 2001, Nr. 1, S. 27-38.
- Marginson, Simon: Rethinking academic work in the global era. *Journal of Higher Education Policy and Management*, Vol. 22, 2000, Nr. 1, S. 23-35.
- Mc Burnie, Grant: Globalization: A New Paradigm for Higher Education Policy. *Higher Education in Europe*, Vol. XXVI 2001, No. 1, S. 11-26.
- Neidhardt, Friedhelm: Kultur und Gesellschaft. Anmerkungen zum Sonderheft, in: Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.): *Kultur und Gesellschaft, Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 27/1986, Opladen 1986.
- Nilsson, Bengt/Otten, Matthias (Hrsg.): *Journal of Studies in International Education*, Special Issue: Internationalisation at Home, Vol. 7 No. 1, Spring 2003.
- Nowotny, Helga/Scott, Peter/Gibbons, Michael: *Re-thinking Science. Knowledge and the public in an age of uncertainty*, Oxford 2001.
- OECD: *Bildung auf einen Blick. Die OECD-Indikatoren*, Paris 1998.
- Olaniran, Bolanle A.: The effects of computer-mediated communication on transculturalism, in: Milhouse, Virginia H./Asante, Molefi Kete/Nwosu, Peter O. (Hrsg.): *Transcultural realities. Interdisciplinary perspectives on cross-cultural realities*, Thousand Oakes 2001, S. 83-105.
- Otten, Matthias: Bestandsaufnahme und Forschungsstand zum Ausländerstudium in Deutschland, in: Robertson-Wensauer, Caroline (Hrsg.): *Campus Internationale? Entwicklungen*

Internationalisierung im Hochschulsektor

- und Perspektiven des Ausländerstudiums am Beispiel der Universität Karlsruhe (TH), Karlsruhe 1999a, S. 29-46.
- Otten, Matthias: Preparing for the Intercultural Implications of the Internationalisation of Higher Education in Germany, in: Häkkinen, Kirsti (Hrsg.): Innovative Approaches to Intercultural Education. International Conference on Multicultural Education, University of Jyväskylä 1999b, S. 238-249.
- Otten, Matthias: Internationalisation at Home: Leitbild für die internationale Hochschulzusammenarbeit in Europa? ÖDaF-Mitteilungen, Zeitschrift des Österreichischen Verbands Deutsch als Fremdsprache, Heft 2/2001, S. 44-50.
- Pearce, Robert: Developing Cultural identity in an International School Environment, in: Hayden, Mary/Thompson, Jeff (Hrsg.): International Education. Principles and Practices, London 1998.
- Peck, Bryan T.: Issues in European Education, New York 1998.
- Pellert, Ada: Die Universität als Organisation: die Kunst Experten zu managen, Wien/Köln/Graz 1999.
- Quais, Dietrich von: Lehren und Lernen in fremden Kulturen. Das Hochschulwesen, Jg. 50, Heft 1, 2002, S. 27-31.
- Robertson, Caroline Y.: Open Doors. Ausländische Studierende und Internationalisierung an der Universität Karlsruhe (TH), in: Fridericiana, Zeitschrift der Universität Karlsruhe (TH) Heft 57, 2001, S. 73-85.
- Robertson-Wensauer, Caroline Y.: Die Internationalisierungsdebatte. Überlegungen zum aktuellen hochschulpolitischen Diskurs, in: dies. (Hrsg.): Campus Internationale? Entwicklung und Perspektiven des Ausländerstudiums am Beispiel der Universität Karlsruhe (TH), Karlsruhe 1999.
- Scott, Peter (Hrsg.): The Globalization of Higher Education, London 1999.
- Sims, Geoffrey: Reflections on the role of universities in international crises, in: Ulleroe, Hélène (Hrsg.): Crisis across frontiers: impacts, readiness and response strategies for international educators, Amsterdam 1995, S. 5-12.
- Stichweh, Rudolf: Die moderne Universität in einer globalen Gesellschaft, in: Stölting, Erhard/Schimank, Uwe (Hrsg.): Die Krise der Universitäten, Leviathan, Zeitschrift für Sozialwissenschaft, Sonderheft 20, Opladen 2001, S. 346-358.
- Stifterverband für die Deutsche Wirtschaft (Hrsg.): Private inter-

- nationale Hochschulen. Profile und Gesichtspunkte zur Bewertung von Gründungsinitiativen, Essen 1998.
- Teekens, Hanneke (Hrsg.): Teaching and learning in the international classroom, Amsterdam 2001.
- Teichler, Ulrich: Internationalisierung der Hochschulen. Das Hochschulwesen, Jg. 50, Heft 1, 2002, S. 3-9.
- Teichler, Ulrich/Maiworm, Friedhelm/Schotte-Kmoch, Martina: Das ERASMUS-Programm. Ergebnisse der Begleitforschung, hrsg. vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, Bonn 1999.
- Wächter, Bernd (Hrsg.): Internationalisation of Higher Education. A Paper and Seven Essays on international cooperation in the Tertiary Sector, Bonn 1999.
- Weber, Peter J.: Europa – ein virtueller Bildungsraum. Bildungspolitische und hochschuldidaktische Anregungen zum Einsatz des Internets an Universitäten, Münster 2002.
- Webler, Wolff-Dietrich: Internationalisierung schon eingelöst? Das Hochschulwesen, Jg. 50, Heft 1, 2002, S. 18-26.
- Wörner, Michael: Internationale Aspekte des Hochschulstudiums. Baden-Württemberg in Wort und Zahl, in: Mitteilungen des Statistischen Landesamt Baden-Württemberg 1999, Heft 1, S. 4-11.

Die Autorinnen und Autoren

Joan Kristin Bleicher

studierte Germanistik, Amerikanistik und Allgemeine Literaturwissenschaft in Gießen, Bloomington/USA und Siegen. Sie promovierte an der Universität GH-Siegen und arbeitete von 1986 bis 1995 im DFG-Sonderforschungsbereich 240 'Ästhetik, Pragmatik und Geschichte der Bildschirmmedien' mit Schwerpunkt: 'Fernsehen in der Bundesrepublik Deutschland'. Nach Lehrtätigkeiten an den Universitäten Saarbrücken, Marburg, Lüneburg und Hamburg schrieb Prof. Dr. Joan Kristin Bleicher ihre Habilitation an der Universität Hamburg. Ihre Interessenschwerpunkte liegen in den Bereichen Medienästhetik und -geschichte, Narrationstheorie, zeitgenössische Literatur und Grundlagenforschung zum Internet. Seit Frühjahr 2002 hat sie die gemeinsam vom Hans-Bredow-Institut und der Universität Hamburg ausgeschriebene Professur für Medienwissenschaft inne.

Publikationen u.a.:

- Erlebnispark Fernsehen. Senderdesign und Programmwerbung der neunziger Jahre, in: Schmidt, Siegfried J./Zurstiege, Guido (Hrsg.): Werbung, Mode und Design, Wiesbaden 2001, S. 163-178.
- Nur ein toter Zuschauer ist ein guter Zuschauer. Programmverbindungen als Paratexte des Fernsehens, in: Navigationen, Jg. 1, Nr. 1, Siegen 2001, S. 77-88.
- Fernsehen als Mythos. Poetik eines narrativen Erkenntnisystems, Opladen 1999.
- zusammen mit Knut Hickethier (Hrsg.): Trailer, Teaser, Appetizer. Formen und Funktionen der Programmverbindungen im Fernsehen, Hamburg 1997.

Stefan Bucher

studierte an den Universitäten Konstanz und Münster Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft sowie Französisch, Germanistik und Philosophie. 1989 promovierte er in Philosophie. Anschließend arbeitete er am Dolmetscher Institut Münster. Nach (Gast)professuren an der Kyongbuk National University (Korea) und der Chinesischen Universität Hongkong ist er seit 2000 Professor für Interkulturelle Kommunikation und Deutsch als Fremdsprache an der Tamkang Universität Taiwan.

Publikationen u.a.:

- Globalization and Structural Violence, in: Lynch, Jonathon/Wheeler, Gary (Hrsg.): Cultures of Violence, Oxford 2004; Online version: <http://www.interdisciplinary.net/publishing/idp/eBooks/cov5index.html>, S. 9-23.
- Interkulturelle Kompetenz als Schlüsselqualifikation, in: 11. Sorak-Symposium 2003: Kulturwissenschaft als Herausforderung und Potential der Germanistik, Koreanische Zeitschrift für Germanistik (2004.06.), Seoul/Korea.
- (Hrsg.): Fehler und Lernerstrategien. Studien am Beispiel DaF in Korea, Serie: Werkstattreihe Deutsch als Fremdsprache Vol. 59, Frankfurt am Main 1997.

Thomas Göller

studierte zwischen 1976 und 1986 Philosophie sowie Deutsche Literatur und Sprachwissenschaft an den Universitäten Heidelberg und Würzburg. Er promovierte und habilitierte in Philosophie. Daran schloss sich ein Lehrauftrag für Philosophie an der Universität Karlsruhe (TH) an. Ebenfalls dort führte er zwischen 1996 und 1999 zusammen mit Hans Lenk und Gregor Paul ein interkulturelles Projekt zur Menschenrechtsphilosophie durch. Zwischen 1991 und 1996 hielt sich Prof. Dr. Thomas Göller als Associate Professor und DAAD-Lektor an der Gakushuin-Universität/Tokyo auf. Nach Gastprofessuren an der Universität Cluj in Rumänien wurde er apl. Professor für Philosophie an der Univer-

sität Karlsruhe. Zusammen mit Achim Mittag wurde Thomas Göller unter anderem der Straniak-Philosophiepreis 2004 zur Geschichtsphilosophie in Europa und China verliehen.

Publikationen u.a.:

- Sprache, Literatur, kultureller Kontext. Studien zur Kulturwissenschaft und Literaturästhetik, Würzburg 2001.
- Kulturverstehen – Grundprobleme einer epistemologischen Theorie der Kulturalität und kulturellen Erkenntnis, Würzburg 2000.
- Ernst Cassirers kritische Sprachphilosophie. Darstellung, Kritik, Aktualität, Würzburg 1986.

Michael Haerdter

studierte in Wien, Paris, Zürich und Tübingen Romanistik, Philosophie, Kunst- und Theaterwissenschaften. Dr. Michael Haerdter arbeitete als freier Journalist, war Regie- und Dramaturgieassistent am Schauspielhaus Zürich und Dramaturg am Schillertheater Berlin. Von 1969 bis 1971 war er Präsidialsekretär der Akademie der Künste, Berlin. Er entwarf das Konzept des Künstlerhauses Bethanien in Berlin, dessen Direktor er seit 1974 ist. Seit 1994 ist er zudem Präsident der 'International Association of Residential Arts Centres' (Res Artis), das er auch gründete. Dr. Michael Haerdter ist Träger des 'Ordre de Chevalier des Arts et des Lettres' der Republik Frankreich.

Publikationen u.a.:

- Amphibische Zonen. Künstler, Künste und Kulturen, Essen 2004.
- zusammen mit Thomas Florschuetz/Christoph, Tannert/Petty Lai (Hrsg.): Berlin, art, scene, Hongkong 1993.

Andreas Hepp

arbeitete von 1995 bis 1997 als wissenschaftlicher Mitarbeiter in dem DFG-Projekt 'Über Fernsehen sprechen' an der Universität Trier, 1997/1998 als Postdoktorand an der Universität Trier und im Jahr 1999 als wissenschaftlicher Angestellter am Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft (ZAK) der Universität Karlsruhe (TH). 2001 war er Fellow der Media and Cultural Studies Group der Nottingham Trent University. Professor Dr. Hepp vertrat 2003/04 eine Professur für Kommunikationswissenschaft mit dem Schwerpunkt Mediensoziologie und Medienpsychologie am Institut für Kommunikationswissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und war von Oktober 2004 bis April 2005 Juniorprofessor mit dem Schwerpunkt 'Kulturelle Bedeutung digitaler Medien' an der Universität Bremen. Seit Mai 2005 ist er Professor für Kommunikationswissenschaft am Fachbereich Kulturwissenschaften der Universität Bremen.

Publikationen u.a.:

- Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse, Dritte überarbeitete und erweiterte Auflage, Wiesbaden 2006.
- zusammen mit Waldemar Vogelgesang (Hrsg.): Populäre Events. Medienevents, Spielevents, Spaßevents, Opladen 2003.
- zusammen mit Carsten Winter (Hrsg.): Die Cultural Studies Kontroverse, Lüneburg 2003.

Larry F. Martinez

studierte bis 1978 Politikwissenschaft an der University of California. 1973/74 besuchte er zur Vorbereitung seines B.A. und M.A. Abschlusses die Universitäten Göttingen und Tübingen. Nach seinem Abschluss hielt er sich 1982 als Gastwissenschaftler am Institut für Luft- und Weltraumrecht der Universität zu Köln auf. 1984 promovierte Dr. Larry F. Martinez an der University of California in Politikwissenschaft. Er ist Associate Professor am Depart-

ment of Political Science der California State University. Seine Themenschwerpunkte sind Internationale Beziehungen, Vergleichende Politikwissenschaften sowie Amerikanische Politik.

Publikationen u.a.:

- *Through a Glass Darkly: Copyright Through the Prism of Privacy*, Oakland 2005.
- *Weaving a Legal Web in Space: Factors for Globalizing Governance*, in: *Legal Framework for the Commercial Use of Outer Space*, Published by the University of Cologne, June 2002.

Christine Mielke

studierte Germanistik, Soziologie, Geschichte und Kulturwissenschaft in Mannheim und Karlsruhe. Von 1996 bis 2001 arbeitete sie am Institut für Angewandte Kulturwissenschaft der Universität Karlsruhe (TH) und war von 2001 bis 2003 Promotionsstipendiatin des Landes Baden-Württemberg. Sie promovierte 2004 über zyklisch-serielle Erzählformen in verschiedenen Medien im Zusammenhang mit der Kulturgeschichte des Todes und ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft der Universität Karlsruhe (TH).

Publikationen u.a.:

- *Zyklisch-serielle Narration. Erzähltes Erzählen von 1001 Nacht zur TV-Serie*, Berlin/New York 2006.
- *Von der letzten Ölung zur Krankenhausserie. Historische Rekonstruktion des Sterbens zwischen religiöser Gemeinschaft, gesellschaftlicher Institution und medialer Simulation*, in: Reichert, Klaus/Hoffstadt, Christian (Hrsg.): *Zeichen Sprache Medizin. Semiotische Analysen und Interpretationen*. Bochum/Freiburg 2004, S. 109-134.
- *Still-Stand-Bild. Zur Beziehung von Standbild und Fotografie im Kontext bewegter Bilder*, in: Böhn, Andreas (Hrsg.): *Formzitat und Intermedialität*, St. Ingbert 2003, S. 105-144.

Matthias Otten

ist seit 1998 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft und Studium Generale der Universität Karlsruhe. 2002 war er als Stipendiat der schwedischen Stint-Foundation für ein Gastforschungssemester am Institute for Migration and Ethnic Relation (IMER) der Malmö University in Schweden. 2004 promovierte er im Fach Soziologie über 'Strukturelle Bedingungen des sozialen Handeln in interkulturellen Bildungskontexten am Beispiel der globalisierten Hochschulbildung in Deutschland und Europa'. Seine Lehr- und Forschungsschwerpunkte sind Internationalisierungsprozesse und interkulturelle Kommunikation in Organisationen.

Publikationen u.a.:

- Interkulturelles Handeln in der globalisierten Hochschulbildung. Eine kultursoziologische Studie, Bielefeld 2006.
- zusammen mit Imke Scheurich und Yvonne Mallmann: Bedingungen erfolgreicher interkultureller Teamarbeit, Bensburg 2003.
- zusammen mit Paul Crowther/Michael Joris/Bengt Nilsson/Hanneke Teekens/Bernd Wächter: Internationalisation at Home. A Position Paper, Amsterdam 2000.

Caroline Y. Robertson-von Trotha

ist Gründungsmitglied und Direktorin des Zentrums für Angewandte Kulturwissenschaft und Studium Generale der Universität Karlsruhe (TH).

Sie ist u.a. Mitglied des Wissenschaftsforums 'Migration und Integration in Baden-Württemberg' und Mitautorin des von der UNESCO prämierten Konzepts 'Ein Bündnis für Integration' zu Grundlagen einer Integrationspolitik der Landeshauptstadt Stuttgart und des Beirats der Carl-von-Linde-Akademie der TU München. Ihre Forschungsschwerpunkte sind u.a. Kulturwandel und Globalisierung, Integration und transdisziplinärer Kompetenzer-

werb sowie Theorie und Praxis der Öffentlichen Wissenschaft. Caroline Y. Robertson-von Trotha ist Herausgeberin der Reihe Kulturwissenschaft interdisziplinär im Nomos-Verlag, Baden-Baden.

Publikationen u.a.:

- Periskop. Interkulturelle Kompetenz in der Patchwork-Gesellschaft. Europäische Integration zwischen individueller Identität und gesellschaftlichem Konsens, in: Hünnekens, Ludger/Winzen, Matthias (Hrsg.): Dissimile. Prospektionen: Junge Europäische Kunst, Bd. 2, Baden-Baden 2003, S. 25-32.
- (Hrsg.): Mobilität in der globalisierten Welt (= Problemkreise der angewandten Kulturwissenschaft, Bd. 11), Karlsruhe 2005.
- zusammen mit Carsten Winter (Hrsg.): Kulturwandel und Globalisierung, Baden-Baden 2000.

Waldemar Vogelgesang

ist wissenschaftlicher Angestellter an der Universität Trier im Fach Soziologie. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der Jugend-, Medien- und Bildungssoziologie sowie der Kultur- und Lebensstilforschung. Dr. habil. Vogelgesang ist Mitbegründer der interdisziplinären Arbeitsgruppe 'Medienkultur und Lebensformen' (heute: 'AG Jugend- und Medienkultur'). In seinem aktuellem Projekt beschäftigt er sich mit 'Dorfanalyse – Jugend und Partizipation im ländlichen Raum'.

Publikationen u.a.:

- 'Meine Zukunft bin ich!' Alltag und Lebensplanung von Jugendlichen, Frankfurt am Main/New York 2001.
- zusammen mit Andreas Hepp: Populäre Events, Opladen 2003.
- zusammen mit Roland Eckert/Thomas A. Wetzstein/Rainer Winter: Auf digitalen Pfaden. Die Kulturen von Hackern, Programmierern, Crackern und Spielern, Opladen 1991.

Günter Hans Walter

nach einer Ausbildung zum Industriekaufmann, studierte Günter Walter an der Universität Karlsruhe (TH) Betriebswirtschaftslehre und promovierte anschließend an der FU Berlin in Politikwissenschaft. Seit 1974 arbeitet er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Projektleiter im Bereich Systemtechnik und Innovationsforschung des Fraunhofer-Instituts Karlsruhe. Dr. Walters derzeitiger Arbeitsschwerpunkt liegt in der Regionalen Innovations- und Technologiepolitik, im Technologietransfer sowie der Modernisierung mittel- und osteuropäischer Länder.

Publikationen u.a.:

- European Tradition – a new Basis for Colaboration Cultures in European RTD with the New Member States in Central and Eastern Europe?, Semmering Forum, Brussels 2003.
- zusammen mit Oliver Pfirrmann (Hrsg.): Small Firms and Entrepreneurship in Central and Eastern Europe. A Socio-Economic Perspective, Heidelberg 2001.
- Implementation of Innovation Networks in Transition in Central and Eastern European Countries – Slovenia as an Example, in: Koschatzky, Knut/Kulicke, Marianne/Zenker, Andrea (Hrsg.): Innovation Networks – Concepts and Challenges in the European Perspective, Heidelberg 2001.

Anhang

Zusammenfassung der Plenarvorträge

Chris Rojek

Globale Bürgerrechte

Im Vortrag wird untersucht, welche Bedeutung globaler Tourismus für Populärkultur und Bürgerschaft hat. Man schätzt, dass 600 Mio. Menschen jedes Jahr aus Vergnügen reisen. Mit zunehmender Dichte und Geschwindigkeit in der Zahl sich bewegender Leute kann die Frage der Bürgerrechte von Touristen nicht länger bilateralen Abkommen überlassen werden. Die Reaktion der internationalen öffentlichen Meinung auf terroristische Übergriffe auf Touristen und die Bemühungen, besonders in Süd-Ost-Asien, die Aktivitäten der Sextourismus-Industrie einzuschränken, sind bezeichnend für das verstärkte Interesse der internationalen Meinung an Angelegenheiten des Tourismus.

Tourismus ist ein weitgehend unbeachtetes Merkmal der kulturellen Globalisierung. Der Vortrag beschäftigt sich mit den Einflüssen, die Massentourismus auf den Nationalstaat einerseits und auf das Entstehen einer globalen Bürgerschaft andererseits ausübt.

Lila Abu-Lughod

Ägyptisches Fernsehrama im globalen Zeitalter

Jeder an regionalen Inhalten interessierte Wissenschaftler der sich bemüht, die Bedeutung der Massenmedien und der populären Kultur zu untersuchen, sieht sich stets mit dem Problem konfrontiert, wie das Lokale mit dem Globalen in Zusammenhang zu bringen ist. Massenmedienprodukte, vor allem die bekanntesten, erreichen ein großes Publikum. Obwohl sie normalerweise im nationalen Konzept produziert sind, überschreiten sie oft die regionalen und sogar nationalen Grenzen. Um einerseits die



Bedeutung der Medien und andererseits die tiefergehenden theoretischen Beziehungen zwischen 'lokal' und 'global' zu analysieren, muss man die Auswirkungen dieser Wechselbeziehungen auf die lokalen Medienindustrien, die örtliche Politik, die Gesellschaft, auf die kulturelle Dynamik und nicht zuletzt die Auswirkungen auf jeden Einzelnen berücksichtigen. Es haben sich spezielle Wege, auf denen sich die lokale und globale Dynamik von Medien entfaltet, entwickelt. Außer auf den Export bzw. Import von Fernseh-Seifenopern, gehe ich hier insbesondere auf den Zusammenprall von politisch-gesellschaftlichen Prozessen und kulturellen Bewegungen ein, die zunächst inhaltlich national oder global scheinen, aber regional intendierte Produktionen sind. Deshalb frage ich nicht nur nach den Auswirkungen der Medien auf das Leben, sondern umgekehrt nach den Auswirkungen des Lebens auf die Medien und dabei insbesondere nach der Absicht bzw. dem Intellekt des Produzenten. Basierend auf einer Studie des ägyptischen Fernsehens aus dem Jahr 1990, argumentiere ich dahingehend, dass sich die nationale Komponente zum einen ausgedehnt zu haben scheint, weil das Internationale immer mehr an Kraft und Attraktivität gewann. Zum anderen versuchen die staatlichen Medien mehr und mehr mittels ihrer kulturellen Produkte das Regionale zu betonen, um dieser Entwicklung entgegenzuwirken, d.h. die Kulturprodukte der Medien scheinen mehr und mehr eine lokale, nationale Authentizität geltend zu machen. Dieser Geltungsanspruch ist nicht unproblematisch, denn der national-kulturelle Sinn der Seifenopern wird ambivalent von den Massen der ägyptischen Zuschauer rezipiert. Dieses Beispiel illustriert die Verknüpfung von kulturellen Dynamiken im Zuge der Globalisierung: Die Art der Verschmelzung von kulturellen und nationalen Identitäten und die Mobilisierung von bestimmten Gruppen, die auf transnationale Prozesse reagieren.

John Tomlinson

Globalisierung und kulturelle Identität: Umgehen mit Nähe

Globalisierung am Ende des Jahrhunderts hat eine tief greifende Bedeutung für die täglichen kulturellen Erfahrungen. Diese ist jedoch in keiner Weise offensichtlich: Der Globalisierungsprozess scheint keine globale Kultur mit sich zu bringen, weder im utopischen Sinne einiger Enthusiasten, wie der Anhänger Computer unterstützter Kommunikationstechnologie, noch im dystopischen Sinn der Kritiker eines kulturell-homogenen globalen Kapitalismus. Seine Wirkung ist nicht vereinigend und auch nicht vereinheitlichend. Im Vortrag wird über die Wirkung der Globalisierung auf kulturelle Erfahrung referiert, insbesondere im Hinblick auf die Vorstellung der größer werdenden Nähe. Zentrale Fragen dabei sind: In welchem Sinn könnte uns Globalisierung uns näher bringen? Welche Rolle spielen globalisierende Medien und Kommunikationstechnologien in diesem Zusammenhang, und wie verändert medienvermittelte Nähe unser Erleben der Umgebung, in der wir leben? Und letztendlich: Welche Form der politischen Agenda etabliert die kulturelle Bedingung von Nähe?

Jonathan Friedman

'Indians' and 'Freemasons': Indigenization and Cosmopolitization in the Global System

This paper is organized around two themes. First it argues a major difference between global and world systematic approaches to understand the present and much of the popular globalization literature which sees the latter in evolutionary terms, as if we were now moving into a new phase of history. The argument here shall be that globalization is not new, even if it has today



more intense than previously and that it is a particular historical phase within global systems that can be followed by deglobalization or contraction.

The second purpose which occupies most of the paper deals with the combination of indogenization-ethnification that occurs at the lower end of the world system and the tendencies toward the formation of new cosmopolitan identities at the top of the system.

By analyzing these two processes and their articulation with one of another we can, it is suggested, begin to come to some understanding of the distribution of identities, of violences and even of intellectual and popular discourses in today's world.

Zu den Eröffnungsrednern:

Chris Rojek

Vita

- Zwischen 1986 und 1994 Senior Editor in Soziologie im Verlag Routledge Publishers, London
- Deputy Director im 'Theory, Culture and Societycenter'

Forschungsschwerpunkte

Sozial- und Kulturtheorie, Tourismus, Freizeit und grenzüberschreitende Kulturen

Ausgewählte Publikationen

- zusammen mit John Urry: *Touring Cultures*, London 1997.
- *Decentring Leisure*, London 1995.
- zusammen mit Eric Dunning: *Sport and Leisure in the Civilizing Process*, London 1992.

Lila Abu-Lughod

Vita

- B.A. in Anthropologie und Soziologie, 1974, Carleton University
- M.A. in Anthropologie, 1978, Harvard University
- Ph.D. in Anthropologie, 1984, Harvard University

Forschungsschwerpunkte

Soziale und postkoloniale Theorie, Ethnographie des Mittleren Ostens, Gender Studies, Medien in der dritten Welt



Ausgewählte Publikationen

- Remaking Women: Feminism and Modernity in the Middle East, Princeton 1998.
- The Interpretation of Culture(s) after Television. Representations, Berkeley 1997.
- Writing Women's Worlds: Bedouin Stories, Berkeley 1993.
- Finding a Place for Islam: Egyptian Television Serials and the National Interest. *Public Culture* 5, 1993, S. 493-513.
- Language and the Politics of Emotion, Cambridge 1990.

Veiled Sentiments: Honor and Poetry in a Bedouin Society, Berkeley 1986.

John Tomlinson

Vita

- designierter Leiter des 'Nottingham Institute of Cultural Analysis'

Forschungsschwerpunkte

Kommunikations- und Medienwissenschaften, Kulturwissenschaften, Globalisierung

Ausgewählte Publikationen

- Globalization and Culture, Oxford 1999.
- Cultural Imperialism, London 1991.
- Herausgeber der Sage/CRICC Buchserie: Culture, Power, Globalisierung.
- Beratender Herausgeber des Journal of International Communication.

Jonathan Friedmann

Vita

- Geboren 1946 in New York
- B.A. in Linguistik und Anthropologie, 1967, Columbia College, New York
- M.A. in Soziologie am Institut d'Ethnologie, 1968 Sorbonne, Paris
- Ph.D. in Anthropologie, 1972, Columbia University, Berkeley

Forschungsschwerpunkte

Sozial-Anthropologie, Fragen kultureller Identität und Globalisierung

Ausgewählte Publikationen

- zusammen mit James Carrier: *Melanesian Modernities*. Lund 1996.
- *Cultural Identity and Global Process*, London 1994.
- *Consumption and Identity*, Chur 1994.
- zusammen mit Scott Lash: *Modernity and Identity*, Oxford 1992.
- Mitherausgeber der Zeitschriften 'Review of International Political Economy' und 'Identity: Global Studies in Culture and Power Anthropology'.

**Grußwort des Ministers für Wissenschaft,
Forschung und Kunst Baden-Württemberg Klaus
von Trotha zum 10jährigen Bestehen des
Interfakultativen Instituts für Angewandte
Kulturwissenschaft der Universität Karlsruhe am
11. Juni 1999**

(Es gilt das gesprochene Wort)

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, lieber Herr Fenrich, Magnifizienz, lieber Herr Professor Wittig, Spektabilität, lieber Herr Professor Thum, liebe Frau Dr. Robertson, verehrte Mitglieder, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Absolventen, Förderer, Freunde und Gäste des IAK, ich freue mich anlässlich der Festveranstaltung zum 10-jährigen Bestehen des Interfakultativen Instituts für Angewandte Kulturwissenschaften der Universität Karlsruhe bei Ihnen sein zu können und Mitfreude macht den Freund.

Vor etwa 250 Jahren schrieb der Philosoph und Hochschullehrer Immanuel Kant:

Der Mensch ist bestimmt, in einer Gesellschaft mit Menschen zu sein und in ihr sich durch Kunst und Wissenschaft zu kultivieren.

Das versucht im Allgemeinen die Fridericiana und im Besonderen das IAK; die Hochschule seit fast 150 Jahren und das IAK seit 10 Jahren. Was also gibt es eigentlich Besonderes zu feiern? Oder gibt es doch etwas? Ich will unter vielen Gründen auf drei mir besonders wichtige eingehen. Zum ersten erinnere ich mich gerne daran, daß ich vor nunmehr rund 7 Jahren die Gelegenheit hatte, im Rahmen des damaligen Öffentlichkeitsabends dem ersten Absolventen des vom Institut angebotenen Begleitstudiums zu gratulieren. Mittlerweile ist die Zahl derjenigen, die sich einer entsprechenden Abschlußprüfung unterzogen haben, auf 45



angewachsen und heute wird einigen von ihnen das Zertifikat 'Angewandte Kulturwissenschaft' ausgehändigt. Ihnen allen möchte ich meine herzlichen Glückwünsche dafür aussprechen, daß sie den Belastungen ihres Fachstudiums zum Trotz das Begleitstudium mit Erfolg abgeschlossen haben. Ich bin überzeugt davon, daß die Ergänzung des Fachwissens durch fundierte Kenntnisse gesellschaftlicher und kultureller Bedingungen, Vorgänge und Verfahren, und daß die Zeit und Kraft, die dafür eingesetzt wurden, eine lohnende Investition waren in die berufliche Zukunft, ob diese nun im Kultur- oder in anderen Bereichen liegt. Dieser Erfolg tut aber nicht nur dem Absolventen gut, sondern auch dem Institut. Denn wer überzeugen will, braucht Zeugen. In den USA ist der Berufserfolg der Absolventen längst als ein Indikator für die Qualität des Studienangebots anerkannt.

Eine zweite Überlegung:

Die Arbeit des Instituts habe ich auch deshalb mit Interesse und Wohlwollen verfolgt, weil es seit seiner Gründung im Jahre 1989 neue, innovative Wege beschritten hat und dabei einen beträchtlichen Ideenreichtum an den Tag gelegt hat. Das IAK gehörte zu den ersten interdisziplinär-kulturwissenschaftlichen Universitätsinstituten in Deutschland und hat bis heute eine Vorreiterrolle bewahrt. "Wege entstehen dadurch, dass wir sie gehen" notierte Franz Kafka. Im IAK wurden Entwicklungen identifiziert, beschrieben und analysiert. Die Kernbereiche der Institutstätigkeit wie etwa die Entwicklung des Begleitstudiums Angewandte Kulturwissenschaften, der Forschungsschwerpunkt Globalisierung und kulturelle Identität, in dessen Rahmen auch die Auswirkungen des Globalisierungsprozesses auf die notwendige Internationalisierung der Lehre untersucht werden, sowie die Beschäftigung mit dem hochaktuellen Thema der 'Öffentlichen Wissenschaft' zeugen davon.

Erklärtes Ziel des Institutes ist es, an der Universität Karlsruhe ein Diskussions- und Dialogforum zur Darstellung von Positionen aus den Kultur-, Natur- und Technikwissenschaften zu bieten. Mit dieser Zielsetzung hat sich das IAK im Grunde einer Aufgabe angenommen, wie sie Jahre später die Hochschulstrukturkommission explizit formuliert hat. Diese mit unabhängigen hochschul- und hochschulpolitischen Experten besetzte Kommission kam bei der Bewertung von Bestand und Gestalt der Sozial- und Geisteswissenschaftlichen Fakultät zu dem Schluß, daß die Universität Karlsruhe in diesem Bereich keine 'me too' – Philosophie verfechten, sondern ihr eigenes, durch den an der Universität vertretenen Fächerkanon bestimmtes Profil stärken sollte.

Gemeint war mit dieser Empfehlung, daß die Geistes- und Sozialwissenschaften an einer sich stolz mit dem Zusatz 'Technische Hochschule' bezeichnenden Universität zwar nicht eine andere, schon gar nicht eine mindere Bedeutung, wohl aber einen anderen Zuschnitt und insbesondere eine andere Ausrichtung haben sollten als dies an den traditionellen geisteswissenschaftlichen Fakultäten des Landes und des Bundesgebietes der Fall ist. Ausgangspunkt dieser Überlegungen ist die Auffassung, daß in Zeiten knapper Finanzressourcen nicht mehr an allen Universitäten alles gelehrt werden kann, sondern die Universitäten und Hochschulen im zunehmend schärfer werdenden Wettbewerb nur durch die Entwicklung eines spezifischen Profils, das ihre Besonderheiten unterstreicht, erfolgreich sein können. Damit war die spannende Frage aufgeworfen: Sind die Geistes- und Sozialwissenschaften ihren Preis wert?

Ich habe mit hohem Respekt verfolgt, wie sich der Rektor und der Dekan für den Erhalt der Geistes- und Sozialwissenschaften eingesetzt haben, gegenüber jenen, die das künftige Profil dieser Hochschule vor allem in den ingenieurwissenschaftlichen Kernkompetenzen sehen wollen. Umso mehr habe ich mich gefreut, dass die Reformbestrebungen der Geistes- und Sozialwissen-



schaftlichen Fakultät öffentliche Aufmerksamkeit und durch den Stifterverband der deutschen Wissenschaft auch eine stattliche finanzielle Unterstützung gefunden haben. In diesem Zusammenhang gehört auch das Institut für Angewandte Kulturwissenschaften, das nicht Teil der Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften ist, wohl aber eng mit ihr zusammenarbeitet. Als interfakultative Einrichtung versteht sich das IAK als zentrales Instrument der Universität, um ganz im Sinne der Hochschulstrukturkommission eine 'gute Grundlage für eine Integration der Geisteswissenschaften als profilbildendes Element einer technisch-naturwissenschaftlichen Universität' dauerhaft zu gewährleisten.

Jetzt, nach den ersten Jahren, in denen das IAK seine bei interdisziplinären und interfakultativen Einrichtungen besonders schwierige Bewährungsprobe bestanden hat, erscheint es sogar so, daß es bei der Einbeziehung der beiden Bereiche um mehr als ein unverwechselbares, attraktives Profil der Universität gehen könnte. Das Institut kann auch beitragen zu jenem tiefgreifenden gesellschaftlichen Bedürfnis, aus dem interdisziplinären Dialog von Kultur-, Natur- und Technikwissenschaften Entscheidungs- und Handlungskriterien zu gewinnen, die naturwissenschaftlichen Bezügen standhalten und der gesamten gesellschaftlichen Verantwortung Rechnung tragen.

Schon vor 150 Jahren prophezeite Viktor Hugo:

Der Tag wird kommen, an dem es keine anderen Schlachtfelder mehr geben wird als die Märkte, die sich dem Handel öffnen und dem Geist, der sich den Ideen öffnet.

Die Märkte sind inzwischen offen. Jetzt kommt es darauf an, zu verdeutlichen, dass wir außer Geld auch Geist, außer Preisen auch Werte brauchen, die uns in die Gesellschaft der Zukunft führen. Und in der Tat: Geistes- und Sozialwissenschaften als Teil der Ausbildung von Ingenieuren ist heute eine Notwendigkeit, die

von Wissenschaftlern und Praktikern einhellig betont wird. Gefordert wird zunehmend die Bereitschaft, bei der Lösung technischer Problemstellungen Verantwortlichkeiten zu erkennen und die Konsequenzen von Technikgestaltung für Gesellschaft und Wirtschaft, Kultur und Kommunikation, Mensch und Umwelt in die Betrachtung einzubeziehen. Die Fähigkeit zu kultureller Analyse, kreatives Denken in Optionen, eine dynamische, entwicklungsfähige Sprache bilden deshalb heute die Grundlage für den Anspruch auf Führungspositionen und werden von den Studienabgängern neben ihrem fachspezifischen know-how im ständig zunehmenden Maße erwartet.

Das im Wintersemester 1990/91 vom IAK eingeführte Begleitstudium Angewandte Kulturwissenschaften läßt sich bewusst auf diese Anforderungen ein. Ich würde mir wünschen, dass es mehr derartige Studienmöglichkeiten gäbe. Seine hervorragendsten Merkmale sind die interdisziplinäre Ausrichtung und die Praxisorientierung. Beides kommt vor allem in der Zusammenarbeit mit zahlreichen Kooperationspartnern in Stadt und Region zum Ausdruck. Von dieser Zusammenarbeit wird in den nächsten Tagen ja auch die vom IAK ausgerichtete Fachtagung 'Global Culture' getragen, der ich jetzt schon viel Erfolg wünschen möchte.

Die Inhalte der 14 verschiedenen Studienbausteine, vermitteln das, was heute als sogenannte Schlüsselqualifikationen in allen Berufszweigen gefordert, aber selten entsprechend operationalisiert wird. Ich nenne hier

- die Fähigkeit zur Analyse,
- die Fähigkeit zum mündlichen und schriftlichen Wissenschaftsdiskurs,
- soziale und kommunikative Kompetenz,
- Teamfähigkeit und
- Offenheit für fachübergreifende Problemlösungen.



Diese Schlüsselqualifikationen gehören im Zeitalter der Globalisierung im Verein mit Wissen und Einfallsreichtum zu den wertvollsten Ressourcen einer Gesellschaft. Die Wissenschaft ist, um mit Schiller klassisch zu formulieren:

einem, die hohe, die himmlische Göttin, dem anderen eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Und damit bin ich bei der dritten Besonderheit. Auf die Gegenwart übertragen heißt das, der Zielsetzung, Informations- und Wissensgesellschaft zu sein wird eine Gemeinschaft nur dann gerecht, wenn wissenschaftliche Erkenntnisse der Öffentlichkeit zugänglich werden, wenn sich die Hochschulen als Orte der Erkenntnisgewinnung, also als Werkstätten der Zukunft darstellen und nicht in einen Elfenbeinturm zurückziehen. Mehr denn je besteht ein enger Zusammenhang zwischen dem technisch-naturwissenschaftlichen und dem kulturellen Niveau unserer Gesellschaft, ihren Bürgern und Institutionen, weil unsere Lebenswirklichkeit durch neue Erkenntnisse, aber noch mehr durch die gesellschaftliche Umsetzung von technisch-wissenschaftlichen Erkenntnissen bestimmt wird. Die bis vor kurzem selbstverständliche Leistungsvermutung zu Gunsten der Wissenschaft ist verlorengegangen.

Um hier Vorurteile und Ängste ab- und ein wissenschaftsfreundliches Klima der Offenheit, der Glaubwürdigkeit und das Vertrauen aufzubauen, muß der Dialog mit möglichst vielen gesellschaftlichen Kräften gesucht und wissenschaftliche Erkenntnisse in vielfältigsten Formen diskutiert werden. Während es im angelsächsischen Sprachraum seit längerem Lehrstühle gibt, die sich mit Konzepten befassen, wie komplexe wissenschaftliche Themen und Probleme einer interessierten Öffentlichkeit nahegebracht werden können, hat das Nachdenken über das Verhältnis von Universität und Öffentlichkeit in Deutschland keine Tradition.

Umso mehr bin ich dankbar dafür, daß sich das Interfakultative

Institut für Angewandte Kulturwissenschaft als erste universitäre Einrichtung mit dem bundesweit noch seltenen Konzept der Öffentlichen Wissenschaft befasst, dem was in der Fachsprache als Public understanding of science bezeichnet und diskutiert wird. Durch Vortragsreihen und Symposien soll eine breite Öffentlichkeit für wissenschaftliche Fragestellungen und gesellschaftliche Zusammenhänge interessiert werden. Das IAK kommt damit seinem Auftrag nach, zu einer Gesamtschau unserer wissenschaftlich-technischen Welt und ihrer geistigen und kulturellen Dimension beizutragen, der von keiner Institution in unserer Gesellschaft so qualifiziert und so wirksam geleistet werden kann wie von unseren Universitäten. Bei Ludwig Börne heißt es so schön:

Trost gibt der Himmel, von den Menschen erwartet man Beistand.

Mein Grußwort von 1992 beschloß ich damit, dem Institut und allen seinen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen 'vivat, crescat, floreat' zuzurufen. Heute wissen wir – jedenfalls zumindest die, die die Aktivitäten des IAK über die Jahre mit verfolgt haben –, dass das Institut lebt, wächst und gedeiht. Mein Wunsch von damals ist also in Erfüllung gegangen. Heute gratuliere ich dem IAK zu dem, was hier unter den schwierigen Bedingungen eines interfakultativen Instituts geleistet worden ist und wünsche ihm, dass es seinen ganz und gar eigenen Weg weitergeht und dafür innerhalb und außerhalb der Universität die Resonanz findet, die es verdient – und dies ad multos annos!

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Karlsruhe Heinz Fenrich

Im Namen der Stadt Karlsruhe gratuliere ich dem Interfakultativen Institut für Angewandte Kulturwissenschaft zum 10-jährigen Bestehen. Aus dem Institut ist längst eine Karlsruher Institution geworden, die aus dem Kulturleben dieser Stadt nicht mehr wegzudenken ist.

Die Fakultät der Geistes- und Sozialwissenschaften der Universität war Geburtshelfer und Pate des Institutes, das, kaum dass es auf eigenen Beiden stand, auch schon den universitären Rahmen überschritt. Innerhalb und außerhalb der Universität hat das Institut verbindend und grenzüberschreitend agiert und dabei auch als Bindeglied zwischen Stadt und Universität gewirkt.

An der Universität hat es die unterschiedlichsten Fachbereiche zusammengeführt und mit dem Begleitstudium 'Angewandte Kulturwissenschaft' ein Studienangebot für Studierende aller Fakultäten geschaffen. Die vom Institut durchgeführten internationalen Tagungen und Symposien brachten und bringen renommierte Fachleute aus vielen Fachgebieten in unsere Stadt, wie auch jetzt wieder in diesen Tagen zu dem internationalen Kongress zum Thema Global Culture, in den auch das Zentrum für Kunst- und Medientechnologie eingebunden ist. In diesen Meinungs- und Informationsaustausch auf hohem intellektuellen Niveau wird immer auch die Öffentlichkeit miteinbezogen. In den dazugehörigen Begleitveranstaltungen, Vorträgen, Diskussionen und Filmvorführungen, hat das Institut mit anderen kulturellen Einrichtungen und Institutionen zusammengearbeitet und so die öffentliche Auseinandersetzung zu bestimmten Problem- und Fragestellungen aktiviert und konzentriert. Mit der durch die finanzielle Unterstützung der Landeskredit-Bank ermöglichten Gastprofessur ist es dem Institut gelungen, zuerst Hermann Glaser, den ehemaligen Nürnberger Kulturdezernenten, Vordenker



und Chronisten deutscher Kulturpolitik und Kulturwissenschaft an unsere Universität und in unsere Stadt zu holen. Sein Nachfolger ist der Europaabgeordnete Olaf Schwencke, dem Universität und Stadt ebenfalls schon jetzt viele Impulse verdanken.

Im Zeitalter der Globalisierung sind Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Technik und Kultur längst keine fein säuberlich getrennten Bereiche mehr. Sie reagieren aufeinander und interagieren miteinander. Wer die moderne Welt verstehen will, der muss fächerübergreifend denken, der braucht Informationen aus vielen Wissensgebieten. Das Institut für Angewandte Kulturwissenschaft, in seiner interfakultativen und interdisziplinären Ausrichtung, gibt mit seinen Forschungen und Untersuchungen, durch seine Vortrags- und Schriftenreihe dem interessierten Zeitgenossen Mittel und Informationen an die Hand, um sich in unserer immer komplexer werdenden Welt zurechtfinden.

Ich danke vor allem der Institutsleiterin Dr. Caroline Y. Robertson für ihre unermüdliche Arbeit. Ich wünsche Ihnen und Ihrem Institut noch viel Erfolg bei den weiteren Vorhaben.



**ZAK | Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft
und Studium Generale**
Centre for Cultural and General Studies

Die Auseinandersetzung mit ‚Globalen Handlungsfeldern‘ zählt zu den wissenschaftlichen und praktischen Kernaufgaben des Zentrums für Angewandte Kulturwissenschaft. Für den vorliegenden Band wurden aus der komplexen Themenfülle Schwerpunkte gewählt: die Globalisierung der Medien, politische Konflikte und Menschenrechtsfragen, soziale, wirtschaftliche und politische Vernetzungsmöglichkeiten, Fragen der gesellschaftspolitischen und kulturellen Verantwortung in Zeiten der ökonomischen Knappheit sowie die Internationalisierung der Hochschulen als Träger internationaler Verständigung und Chance des Kompetenzgewinns. Gefragt wird danach, welche Rolle die Medien als Vermittler der Kultur einnehmen. Welche kulturellen Identitäten haben sich entwickelt? Was bedeuten Menschenrechte in Zeiten terroristischer Gewalt? Wie wichtig ist ‚Networking‘ und welche bildungspolitischen Herausforderungen entstehen durch die zunehmende Internationalisierung der Hochschulen? Interdisziplinär und international diskutieren die versammelten Autorinnen und Autoren den jeweiligen global geprägten Status quo, die Entwicklungsprognosen und -bedürfnisse.

ISSN: 1860-4250

ISBN-13: 978-3-86644-067-8

ISBN-10: 3-86644-067-7

www.uvka.de